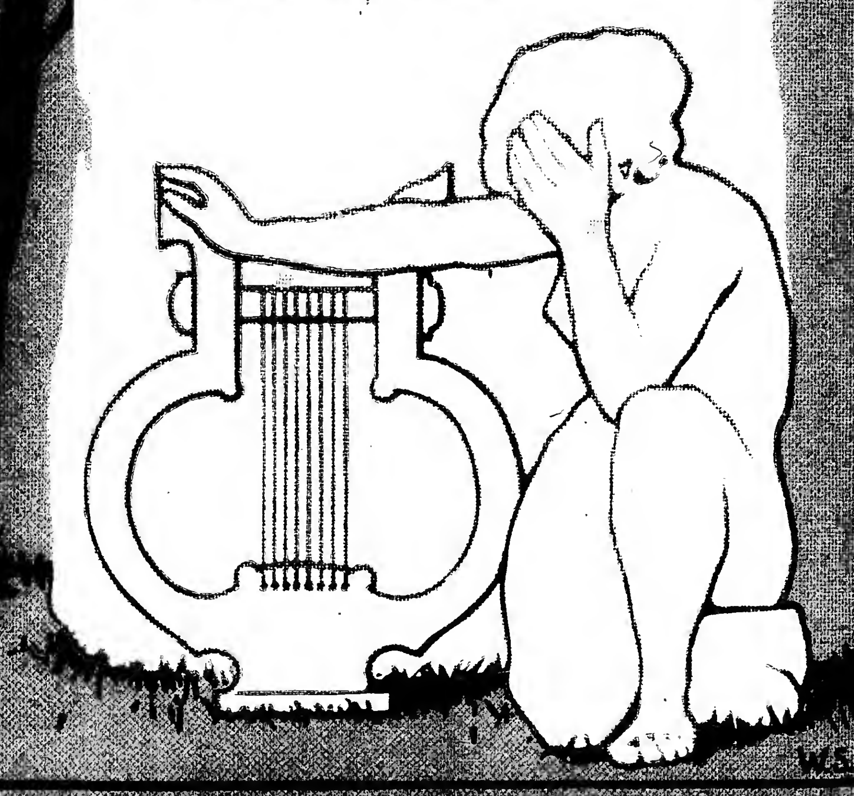
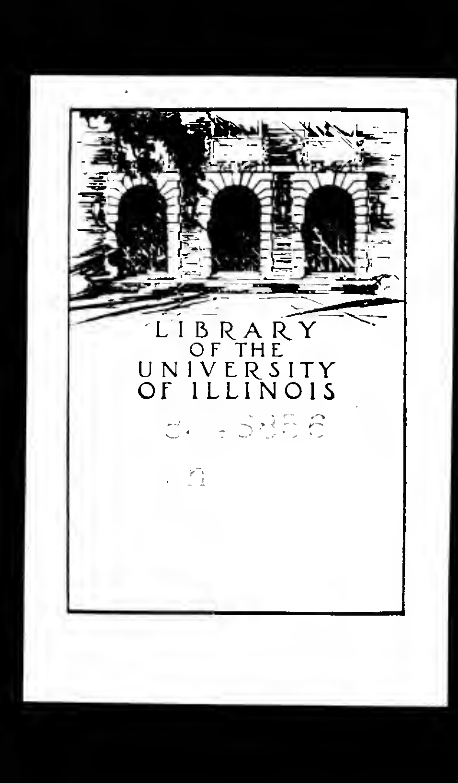
HARRY



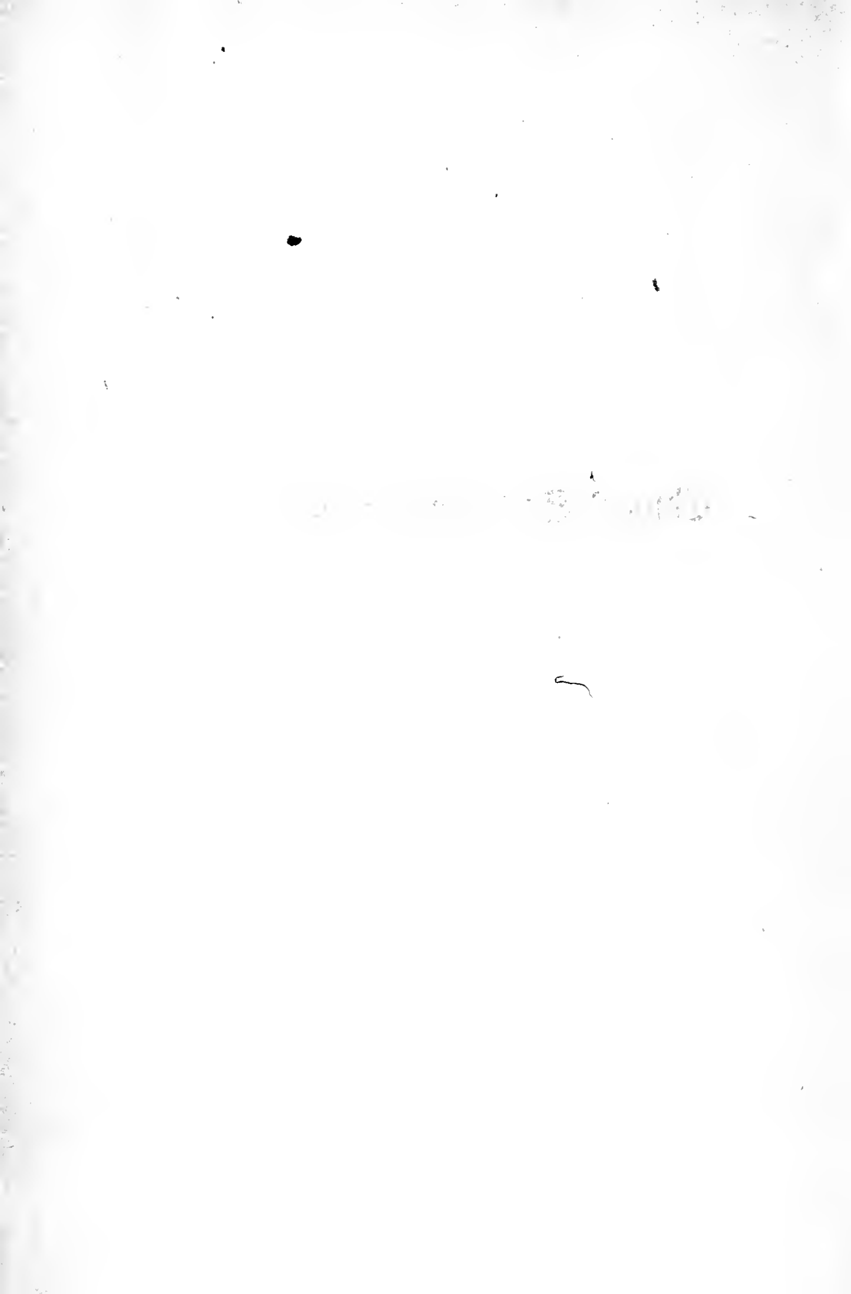
ROMAN von E. STILGEBAUER


B. Tomlinson




LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF ILLINOIS

Edward Stilgebauer: Harry



H·a·r·r·y

Ein Roman aus der ersten Hälfte
des neunzehnten Jahrhunderts
von Edward Stilgebauer

> Ich bin das Schwert,
> Ich bin die Flamme!
> Heine.



19 13

Reuß & Itta, Verlagsanstalt, Konstanz (Baden)

Druck der Buchdruckerei Reuß & Itta, Konstanz

I.

Im Sturm war das Jahrhundert geschieden, und das neue öffnete sich mit Mord. Ein dumpfer Trommelwirbel schreckte an einem trüben Regenmorgen des verhängnisvollen Jahres 1806 die Einwohnerschaft der alten bergischen Hauptstadt Düsseldorf am Rheine aus den Federn. Es war der Tambour des großen Napoleon, der den Wechsel der Regierung verkündete. Unter dem Drucke der eisernen Faust des Imperators hatte der Kurfürst abgedankt, und Joachim Murat, des großen Korsen großer Schwager, die Regentschaft des neuen Herzogtums Cleve-Berg übernommen.

Im Namen Seiner Majestät des Kaisers der Franzosen zog die Kunde, von der Trommel dröhnendem Schlag begleitet, durch alle Gassen und Straßen, von Platz zu Platz, von Haus zu Haus. An der Rathaustür auf Düsseldorfs altem Markte klebte ein langer, blutigroter Zettel . . . denn rot war seit den Tagen der großen Revolution die Lieblingsfarbe des neuen Regime geworden. Auf diesem Zettel war es klar und deutlich zu lesen, und hier stand das Volk zu Hauf!

Die beiden baumlangen Grenadiere in den hohen Bärenmützen, die Napoleon, wie hundert und tausend andere, nach dem siegreichen Feldzuge gegen Oesterreich aus Bayern mitgeschleppt hatte, gaben sich alle erdenkliche Mühe, das in hellen Scharen auf den Marktplatz strömende Volk im Zaume und den Eingang zum Rathause freizuhalten. Wie eine Drohung drang ihr „en arrière, en arrière“, in dem erst seit ein paar Wochen mühsam erlernten Französisch über den Platz. Aber die Hintenstehenden ließen nicht locker, durch die auf den Markt einmündenden Gassen drängten immer neue Haufen herbei, und was sich seinen Standort im Vordergrunde erobert hatte, spitzte die Ohren, denn ein alter

pfälzischer Invalide mit einem schlohweißen Schnauzbart und einem Stelzfuße war auf den zur Seite der Rathaustür stehenden Prellstein gestiegen und las mit schon ein wenig zitternder und tränenerstickter Stimme das Abdankungsdekret des alten Landesherrn, das seinen Platz dicht neben jenem langen, blutigroten Zettel gefunden hatte.

„Der Kurfürst läßt sich bedanken, der Kurfürst entbinden Euch Eurer Pflichten . . ." so tönte die Stimme des alten Schnauzbartes, der unter Oesterreichs Fahnen noch bei Hochkirch mitgefochten hatte, durch die Reihen des in starrem Schweigen verharrenden Volkes, dem Napoleon über Nacht einen neuen Landesherrn gegeben hatte. Und das „Vive le duc", das „Vive Murat,", das Vive l'empereur", das Söldlinge und Freunde des Franzosenkaisers anstimmten, fand nur hier und da einen recht bescheidenen Widerhall.

„Der Kurfürst läßt sich bedanken . . ." Es war die weinerliche Stimme eines Kindes, das ganz vorn neben dem Eingang zum Rathause stand und diese seltsamen Worte, deren Sinn es noch gar nicht zu fassen vermochte, Tränen in den hellen, großen, klaren Augen wiederholt hatte.

„Was heulste, Jiddche, was willste hier, geh' nach Haus und laß dich von Frau Peierche ins Bettche lege, wo de hingehörst," sagte da ein kleiner Klapperdürrer in einer hellen Rangkingjacke. Man sah ihm den Schneider schon von weitem an. Er war außer sich über das, was dieser Morgen gebracht hatte. So sehr außer sich, daß er gar nicht bemerkte, wie ihm seine baumwollenen Strümpfe über die Knie herunterrutschten, so daß seine nackten Beinchen ganz betrübt hervorguckten.

Und genau wie der kleine Junge, den er eben als Jiddche angesprochen hatte, sagte auch er jetzt mit bebenden Lippen, die Augen groß und leer auf das angeschlagene Plakat geheftet: „Der Kurfürst läßt sich bedanken!"

Der Kleine, etwa siebenjährige Judenjunge begann nun laut zu weinen.

„Der Kurfürst läßt sich bedanken," schluchzte er ein über das andere mal vor sich hin.

Die Umstehenden lachten.

„Als ob so ein Knirps eine Ahnung hätte! Der Kurfürst läßt sich bedanken. Was sich der Hosenmatz wohl darunter vorstellen mag," ergriff nun ein dicker und behäbiger Wirt, dem man die Not der Zeit auch nicht im geringsten anmerken konnte, das Wort. „Ein gut Jahrzehnt, daß sie den Kriegsbrand ins Rheinland geworfen haben, die Herren Franzosen! Mir ist es noch wie heut', daß die Bomben und Granaten dieser Malefizarmee, als sei's ein Sommerhagel gewesen, auf unsere alte Stadt herniederprasselten. Und nun schon wieder ein neu Regiment! Potz Teufel! Keine Ruh gibts nimmer, seitdem sie den sechzehnten Ludwig in Paris um einen Kopf kürzer gemacht haben."

Bei diesen Worten des Wirts riß der kleine Judenjunge die Augen weit auf. Ein Zittern durchlief bei der schrecklichen Mär, die er eben zum erstenmale in seinem jungen Leben vernommen haben mochte, durch seinen zarten Körper und: „Was sagt Ihr da, Meister Cyprian, um einen Kopf kürzer haben sie einen in Paris gemacht? Wie haben sie denn das angestellt, Meister Cyprian?"

Alle, die diese treuherzigen Worte des Kindes verstehen konnten, brachen nun trotz des Ernstes der politischen Situation in ein herzhaftes Gelächter aus. Der dicke Wirt packte den Kleinen am Schopfe, hob ihn hoch in die Höhe und erwiderte:

„Wie man das macht, mein Kleiner, he, he, wie man das in diesen Zeitläuften, da du noch in dem Milchbrunnen des heiligen Jordans schwammst, machte, mein Bursche. War ein Herr in Paris, der hat das Instrument erfunden, mit dem man Königen und hochgeborenen Herren in diesen tollen Zeitläuften die Abdankungsurkunde blutrot unterschrieb. Das ging ratsch, ratsch, ratsch damals auf dem Concordienplatze in Paris, mein Bester, ratsch, ratsch, ratsch hundert und

noch mehr haben sie damals an einem einzigen Vormittag in Paris geköpft. Und das Volk gaffte, und schrie dir sich die Kehlen heiser und rief: „Vive la liberté, vive la république!“ Kannst du dir davon eine Vorstellung machen, Jödche, was das ist la liberté? Und dann ist der große Napoleon gekommen, und dann haben sie vive l'empereur geschrien, und der Krieg und die Schlachten haben nimmer abgebrochen, mein Bürschchen, und eine große Zeit hat ihren Anfang genommen, in der die Korporale und Sergeanten Generäle und dann Fürsten und Könige geworden sind. Und ein solcher ist auch unser neuer und gnädiger Landesherr, der Herzog Joachim, und darum brüllen wir heute, pardon, sollen wir heute brüllen „vive le duc,“ wo wir gestern „hoch unser allergnädigster Kurfürst“ gerufen haben!

„Dank' du dem Kaiser, daß wieder Ruh' und Ordnung und Sicherheit eingekehrt sind in das Franzosenreich und ins Rheinland, Meister Cyprian, wenn dir der Kopf auch immer noch zu locker zwischen deinen breiten Schultern sitzt! Bist freilich mit deinem Stiernacken schlecht zu köpfen, Dickwanst, dir scheinen die Kriege nicht übel bekommen zu sein, nach dem Fettbauch zu schließen, den du dir unter den Adlern des Kaiserreiches angemästet hast! Und du, was machst denn du hier, Harry? Die Mutter und ich suchen dich schon seit ein paar Stunden im ganzen Hause wie eine Stecknadel!“

„Vater, Vater,“ schrie da der kleine Junge, den der dicke Cyprian noch immer auf seinen Armen hielt, „der Kurfürst läßt sich bedanken, Vater!“

„Ach was, der Kurfürst läßt sich bedanken. Was geht denn das dich an, Harry, marsch nach Hause und zu Mutter, lern' deine Sprüch', lern' lesen und rechnen und schreiben auf der Tafel am englischen Kamin in der guten Stubb, daß de wirst in deim Leben en großer Kaufmann wie dein Onkel Salomon und kümmer' dich nix um die Kurfürsten, die sich bedanken lassen!“

Der dicke und recht elegant gekleidete Herr, der sich so hatte vernehmen lassen, war aus einer der engen Seitengassen plötzlich und unvermittelt auf den Markt getreten, nun streckte er beide Arme nach dem kleinen Jungen aus, um diesen aus den Händen Meister Cyprians entgegenzunehmen.

„Ich lasse Euch gerne Euer Schlehmilche, Herr Samson, heult Euer Schlehmilche, wie die Jidde an den Wassern Babylons, weil der Kurfürst sich bedanken läßt . . ."

Samson war diesen Spott seiner biederen Düsseldorfer Mitbürger seit langem gewohnt. Das nahm er nicht übel. Hier im Bergischen hatten es er und seine Glaubensgenossen unter dem Regime Napoleons denn doch besser, als beispielsweise in Frankfurt oder an anderen Plätzen des lieben deutschen Vaterlandes. Und darum tat auch das Gehänsel des braven Meister Cyprian, der in den wilden Zeiten der Revolution und des Krieges, seine guten Gaben an Wein und Bier Freund und Feind, Christ und Jud drunten am Rheine im Wirtshaus zum goldenen Anker verkauft hatte und noch weiter verkaufte, nicht sonderlich weh.

Im Grunde genommen war Herr Samson von Herzen froh, daß er seinen Jungen heil und munter auf den Armen des braven Meister Cyprian angetroffen hatte. Denn des Kleinen Mutter, Frau Peierche, lag ihm jetzt schon seit zwei Stunden in den Ohren. Sie hatte ihren Harry hinüber zum Krämer geschickt, ein Pfund Kaffee hatte er holen sollen, und der Junge war und war nicht wieder gekommen, bis sich der Vater schließlich entschloß, Laden und Kunden in der Bolkerstraße Laden und Kunden sein zu lassen, und selbst einmal nach dem Rechten zu sehen.

Ja, mit diesem Ältesten, dessen Erziehung er am liebsten ganz und gar der Mutter überließ, hatte Herr Samson seine liebe Not! Da war es doch ein ander Ding mit der kleinen Charlotte, die sich von Vater noch immer so gern auf den Knien schaukeln ließ oder Häuschenbauen mit ihm spielte, von den Kleinen, Gustav und Märchen, ganz abgesehen, die

ihm selber noch keinerlei Scherereien bereiteten. Aber der Harry, der älteste, das war ein wilder, ein schwer zu behandelnder Bengel. Keinen Augenblick konnte der Ruhe halten, wenn man ihm nicht Geschichten erzählte, gruselige, so rechte Gespenster- und Räubergeschichten, die hatte der am liebsten. Und dann hatte er immer was Neues zu fragen, und Herr Samson war ein nüchterner, ein praktischer Mann, der richtige Geschäftsmann, der als Armeelieferant ein nettes Stück Geld an harten Talern und glänzenden Louisdors verdient hatte, mit denen er sich auch das Tuch- und Manufakturwarengeschäft in der Bolkerstraße eingerichtet hatte, das, wenn Gott das so wollte, sein Harry einmal übernehmen konnte. Für Geschichten aus dem Reiche der vierten Dimension, für Fragen nach wie und warum der Welt und ihrer Erscheinungen, da hatte er wahrhaftig niemals ein besonderes Interesse gehegt. Da mochte nur ruhig Frau Peierche Red' und Antwort stehen, wenn der Junge, der das alles von der Mutter haben mußte, mit seinen Fragen niemals zu Ende kommen konnte.

Seinen Harry glücklich an der Hand führend, hatte Samson nun eine der stilleren Seitenstraßen erreicht, die von dem menschenüberfüllten Markte nach seiner Behausung führten. Harry konnte sich noch immer nicht beruhigen. Er heulte vor sich hin und schluchzte ein über das andere mal:

„Der Kurfürst läßt sich bedanken. . . . Was sollen wir denn anfangen, Vater, wenn wir keinen Landesherrn mehr haben und wenn der Kurfürst sich bedanken läßt?"

„Biste meschugge, Junge," fuhr nun Samson den Kleinen in ärgerlichem Tone an. „Was wir anfangen, wenn der Kurfürst sich bedanken läßt, was wir anfangen? Hab' ich mein Tuch und meine Anzüg' verkauft an den Kurfürsten oder an die Soldaten von Seiner Majestät dem großen Napoleon? Sieh dir das Goldstück an, mein Junge, zwanzig Franken Währung, gut Gold, das Stück! Ist da der Kurfürst drauf, ist das das Bild von dem Kurfürst, das du da

auf dem Goldstück siehst, mein Junge? Oder wessen Bild siehst du darauf?" Er hielt dem weinenden Knaben einen funkelnden und neuen Napoleonsdor unter die Augen.

„Das ist das Bild des Kaisers," sagte der mit flammenden Blicken. Plötzlich waren Harrys Tränen versiegt.

„Hast du den Kaiser einmal gesehen, Vater?" fragte er nun, „den Kaiser selbst und die Garden und die goldenen Adler, Vater? Den Kaiser, der die Siege davongetragen hat bei Marengo und bei Austerlitz, den Kaiser, der in Aegypten bei den Pyramiden gewesen ist, Vater? Hast du den Kaiser gesehen?"

„Und ob ich den gesehen habe, mein Junge! Tuch hab' ich ihm geliefert für seine Armeen, Tuch, viel Tuch. War ein glänzendes Geschäft, mein Junge, ein solides Geld, ein sicheres Geld, das Geld mit dem Bilde des Kaisers! War ein Geschäft, fast ein Geschäft, wie das Geschäft von deinem großen Onkel Salomon in Hamburg drunten an der Elbe! Da hab' ich auch den Kaiser gesehen!"

„In Hamburg hast du ihn gesehen?"

„Nicht doch! Wer hat gesagt, daß ich ihn in Hamburg gesehen habe? Wie ich das Tuch abgeliefert hab' für die Armee, da hab' ich ihn gesehen, in Mainz ist es gewesen oder in Straßburg, ich hab' damals viel Lieferungen gehabt, Junge, Lieferungen, an denen ein nettes Stückchen Geld verdient worden ist, ich weiß es selbst nicht mehr so genau, wo es gewesen ist, Junge."

„Und wie sieht er aus, Vater? Wie sieht er aus?"

„Klein is er und dick is er, ganz freundlich ... eine rabenschwarze Lock' hängt ihm in die Stirn, so schaut er aus ... und einen grünen Frack trägt er mit einem großen goldenen Ordensstern, mein Junge. ..."

„Und, und ... hat er ewige Augen ... hat er ein marmornes Imperatorengesicht, sitzt er immer hoch zu Roß, Vater, wenn die Garden mit den goldenen Adlern an ihm vorbeidefilieren? So, so erzähle mir doch!"

„Was is das für ein Stuß? Ewige Augen und ein Gesicht von Marmor? Wo hast du denn das her, mein Junge, was soll denn das sein, ewige Augen und ein marmornes Imperatorengesicht?“

Harry war beleidigt. Er schmollte.

„So hab' ich ihn mir nach der Erzählung der Mutter gedacht, Vater,“ sagte er nun mit leiser und schüchterner Stimme. „Die Mutter hat das gesagt, sie hat ihn einmal gesehen, als sie noch ein junges Mädchen war; da habe er ewige Augen gehabt und ein marmornes Gesicht, hat die Mutter gesagt.“

„Die Frauen betrachten das eben mit andern Augen,“ wich nun Samson den Fragen seines Jungen aus. „An deiner Stelle würde ich mir aber von der Mutter weiter erzählen lassen. Ich kann dir nur wiederholen, was ich dir schon einmal gesagt habe und was mir in der Erinnerung geblieben ist, klein ist er, macht gerade keine gute Figur hoch zu Roß, ob seine Augen ewig sind, das weiß ich nicht, aber eine rabenschwarze Locke hängt ihm bis tief in die bleiche Stirn herunter, das hab' ich selbst gesehen, das ist gewiß!“

„Also hat er doch ein marmornes Gesicht, wenn er eine bleiche Stirn hat,“ beharrte der Junge.

„Nu gut, in Gottes Namen, soll er haben e marmornes Gesicht. Soll er es haben in Gottes Namen! Aber jetzt eilst du dich, Harry, jetzt gibst du Ruh', hast du mich verstanden? Deine Prügel hast verdient, auf den Markt zu laufen, dich in den Regen zu stellen, zu gaffen, dich zu erkälten, anstatt auf der andern Seite der Bolkerstraße dein Pfund Kaffee zu holen, wie die Mutter dich geheißen hat. Ins Bett kommst du mir gleich, sobald wir zu Hause sind, sonst hast du deinen Schnupfen und Husten wieder weg, mein Junge! Und ich hab' den Laden um deinetwillen im Stiche gelassen, wenn nun Kunden kommen und Mutter sich wieder, wie schon des öfteren, nicht zu helfen weiß. Ich

fürchte, ich fürchte, aus dir wird noch mal ein schlechter Geschäftsmann, der eines schönen Tages pleite macht, mein Junge!"

„Wenn doch alles auf den Markt läuft, Vater, wenn doch der Tambour rührt, wenn der Kurfürst sich doch bedanken läßt, Vater!"

„Jetzt schweig' mir aber still mit deinem langweiligen Kurfürst. . ."

Samson brauste nun in der Tat auf, doch gleich besann er sich, daß er es ja mit einem kleinen und törichten Jungen zu tun hatte, und so sagte er: „Ich möchte doch wissen, was das dich eigentlich angehen soll, wenn der Kurfürst sich bedanken läßt. Das verstehst du ja noch gar nicht! Im übrigen ist doch die ganze Geschichte heute reine Formensache! Für uns die reine Formensache mit dem Kurfürst!"

Er sprach mehr mit sich selbst, als daß er sich an den Kleinen wandte. Aber Harry spitzte die Ohren und gab sich Mühe, ein jedes Wort des Vaters zu erfassen und zu begreifen.

„In Wirklichkeit ist ja das ganze Rheinland schon lange französisch, oder sagen wir gleich napoleonisch," fuhr Samson fort. „Und gut, sehr gut, daß es so ist, französisches Recht haben wir hier, schon lange französisches Recht! Und nicht nur das, auch französische Freiheit, und französische Privilegien, und die haben wir keinem andern als dem Kaiser mit den ewigen Augen und dem marmornen Imperatorengesichte zu verdanken!"

Harry klatschte in die Händchen und jubelte:

„Siehst du, jetzt sagst du es schon selbst, Vater, daß er ewige Augen hat und ein marmornes Imperatorengesicht."

„Hab' ich das selbst gesagt . . .? Auch recht. . . Aber, das, was ich meine, das verstehst du noch nicht, mein Junge. Das wirst du erst später einmal ganz verstehen. Siehst du, der Sturz des Königreichs in Frankreich und der Aufstieg des Kaisers, die haben uns, insonderheit aber uns Juden,

das Recht und die Freiheit hier im Rheinlande gebracht. Wir dürfen frei unserm Gewerbe nachgehen, frei Handel und Wandel treiben, wie es uns zusteht und wie es uns beliebt, und darum haben wir heute keinen Grund, dem sich bedankenden Kurfürsten eine Träne nachzuweinen, verstehst du mich, mein Junge?“

Sie hatten den Eingang der Volkerstraße, in der Samson seit seiner Verheiratung mit Peierche sein Geschäftshaus eingerichtet hatte, erreicht. Nach wenigen Schritten standen sie vor dem altertümlichen Hause, in dem sich der frisch gebrochene Laden zwar etwas seltsam, aber immerhin recht stattlich und einladend ausnahm.

„Siehst du, Harry,“ sagte nun Samson, immer lebhafter geworden, „ohne den Kaiser wäre das für unsereinen ein Ding der Unmöglichkeit gewesen, hier in der Volkerstraße in Düsseldorf ein solches Geschäft zu betreiben. Der große Rothschild in Frankfurt, von dem ich dir schon so oft erzählt habe, der sitzt auch heute noch in seinem alten Hause in der engen Judengasse, wo unsere Leute immer noch um ihr gutes Recht kämpfen müssen, aber Napoleon hat uns Juden die Freiheit gegeben, weil nach den Grundsätzen der großen Revolution, die auch Napoleons Grundsätze sind, alle Bürger Menschen und alle Bekenntnisse gleich sind. Das haben wir dem Kaiser zu verdanken. Haste gesehen, ich habe heute neu ausgelegt, gefällt es dir, englischer Cheviot aus Manchester und Buckskin aus Sachsen, die neuesten, die allerneuesten Muster? Die Düsseldorfer werden zu Samson gelaufen kommen, wenn sie erst morgen ihr Kurfürstentum und ihren politischen Kater verschmerzt haben. Nu sag' mal, Harrychen, wie gefällt dir das neueste Muster, das teuerste, das ganz in der Mitte von dem Ladenfenster, schwarz und weiß gesprenkelt, mit einem roten Streifchen durch, das Allerneueste und das Allerfeinste, und ein Stoff, wie Leder unzerreißbar, dreiundzwanzig rheinische Silbergroschen die Elle?“

„Wenn er uns Juden die Freiheit gebracht hat, Vater . . .

dann hätte ich heute doch nicht weinen sollen, weil unser Kurfürst sich bedanken läßt," sagte da Harry ganz in Gedanken versunken vor sich hin, „dann hätte ich vive l'empereur schreien sollen, das heißt: „Es lebe der Kaiser!" "

In diesem Augenblicke trat Frau Peierche aus dem Laden zu den beiden auf die Straße.

„Da bist du ja, mein Gold," rief sie erfreut und schloß ihren Harry in beide Arme. „Ich habe mir schon solche Sorge um dich gemacht!"

„Aber, Mutter, ich konnte doch gar nicht kommen, unser Kurfürst läßt sich doch bedanken und des Kaisers Grenadiere stehen auf dem Markt vor dem Rathaus. . . ."

„Des Kaisers Grenadiere? Du hast sie gesehen, mein Gold?"

„Ich hab' sie gesehen, Mutter, sie haben so hohe Bärenmützen. Sie haben Gewehr bei Fuß und das Bajonett aufgepflanzt, Mutter, des Kaisers Grenadiere!"

„War niemand im Laden?" fuhr jetzt Samson dazwischen.

„Doch," erwiderte Peierche, „der Herr Aktuar Büchsenmacher. Er will sich einen neuen Anzug machen lassen, er selbst und dann noch zwei für seine langen Buben, vierzig Ellen Zeug wird er wohl gebrauchen. Ich habe ihm den neuen englischen Cheviot empfohlen."

„Du wirst doch nie eine Geschäftsfrau, Peierche," sagte nun Samson ernst, „als ob der Aktuar eine Ahnung hätte. Wir haben so doch noch genug Reste von dem Tuch aus Schlesien, du bist keine Geschäftsfrau."

„Er kommt gegen Abend wieder, sprich du selbst mit ihm, Samson."

„Werd' ich machen. — Dem Aktuar den neuen Cheviot! — Werd' ich machen!"

„Siehst du, Mutter," rief Harry.

„Was denn, mein Gold?"

„Der Vater hat es auch gesagt, daß er ewige Augen hat, Mutter!"

II.

Herr Samson, seines Zeichens Tuch- und Manufakturwarenhändler in der Bolkerstraße zu Düsseldorf, der seit nunmehr acht Jahren das bildschöne Peierche sein eigen nannte, hielt etwas auf seinen äußeren Menschen. Punkt acht Uhr erschien daher an jedem Morgen der kleine und gewandte Monsieur Roubin, den die Schrecken der großen Revolution schon vor Jahren aus dem herrlichen Paris an das Ufer des Rheins verschlagen hatten, in dem umgebauten und modisch hergerichteten Hause des formgewandten Kaufmanns. Mit trippelnden Schrittchen stieg das kleine Männchen die hinter dem Laden emporführende schmale Holzstiege zum ersten Stockwerk des Samsonschen Hauses empor, wo ihn der Herr in der Wohnstube, eingehüllt in einen großen, weißen Frisiermantel, schon ungeduldig erwartete.

„Sie kommen ja heute so spät, Monsieur Roubin, schon zwanzig Minuten nach acht! Was heißt denn das, ich muß in mein Geschäft," klang dem kleinen Samsons Stimme vorwurfsvoll entgegen, als er eben, zwei Stufen auf einmal nehmend, atemlos, den kleinen kahlen Kopf mit Schweißtropfen bedeckt, die Treppe heraufsprang.

„Heute müssen Sie schon entschuldigen, Herr Samson," brachte der Kleine, tief Atem holend, hervor.

Er hatte Samsons gemütliches Wohnzimmer betreten und kramte gerade Kamm, Bürste und Rasiermesser, mit denen er seines wichtigen Amtes zu walten hatte, aus den Taschen seines langen, dunkelblauen Frackrockes hervor.

„Was heißt entschuldigen, Monsieur Roubin?" erwiderte Samson höchst ungnädig. „Ordnung muß sein, in meinem Hause wenigstens muß Ordnung sein, und wenn sie auch draußen die Welt auf den Kopf stellen sollten, ich wette, auch Sie haben auf der Straße gestanden und gegafft, anstatt daran

zu denken, daß Samsons Geschäft eben ein großes Geschäft ist und daß die Kunden gewohnt sind, mich an jedem Morgen punkt neun Uhr hinter der Theke zu finden, ganz einerlei, ob hier in unserm schönen Düsseldorf die Regierung wieder einmal wechselt oder nicht!"

„Das schon, Herr Samson," bemerkte Monsieur Roubin, ganz bescheiden, „aber heute ging es wirklich nicht, beim allerbesten Willen nicht. Soll ich zuerst einseifen oder die Frisur in Ordnung bringen, Herr Samson?"

„Nu, wie Sie es jeden Morgen machen, Herr Roubin. Ihnen ist wohl das neue Regime in die Glieder gefahren, daß Sie Ihr eigen Geschäft nicht mehr verstehen? Doch Sie wollten sich ja wegen Ihrer Unpünktlichkeit bei mir entschuldigen."

Monsieur Roubin war gerade dabei, Herrn Samsons Kinn einzuseifen, während nun seine wichtige Entschuldigung, von der er wußte, daß sie auch Samsons Neugier erregen und ihn selbst als eine hochwichtige Persönlichkeit hinstellen würde, von seinen Lippen kam. „Also, denken Sie sich, Herr Samson, gerade in dem Augenblicke, da ich meinen Laden verlasse . . ."

„Einen Laden haben Sie? Ich dächte, das sei noch immer eine Barbierstube," warf nun Samson ein wenig protzig und in trockenstem Tone dazwischen.

„In den modernen Zeitläuften, Herr Samson, nennt man das, was ich mein eigen nenne, auch wohl einen Laden. Ich habe doch auch ein Schaufenster, in dem Sie die neuesten Neuigkeiten auf meinem Gebiete, die neuesten Neuigkeiten aus Paris, besichtigen können. Also denken Sie sich, gerade wie ich meinen Laden verlasse, um mich punkt acht Uhr wie alltäglich zu Herrn Samson zu begeben, kommt das Annchen. . . . Kennen Sie das Annchen, Herr Samson?"

„Ich kann doch nicht alle Annchen in ganz Düsseldorf kennen, Monsieur Roubin, das wäre ein bißchen viel verlangt."

„Also dem Herrn Bürgermeister sein Ältestes, das Annchen, kommt blutrot im Gesichtchen dahergerannt und schreit: „Monsieur Roubin," schreit sie, „Sie sollen sogleich, aber sogleich, zu Vater kommen. Sie müssen Vaters Frisur revidieren. Vater ist nämlich seit gestern Maire und nicht mehr Bürgermeister, und Vater muß um neun Uhr drüben im Rathaus sein, dort wird nämlich unserm neuen Herzog Joachim gehuldigt." Sie werden doch verstehen, Herr Samson, daß ich da bei der Hand sein mußte, wenn der Bürgermeister Maire geworden ist und ich gewissermaßen selber an einer Haupt- und Staatsaktion beteiligt bin!"

„Haben Sie denn den neuen Herzog schon gesehen, Monsieur Roubin?"

Es war Harrys Stimmchen, das diese Worte aus dem neben der Wohnstube gelegenen Schlafzimmer rief. Zugleich streckte der Kleine das Köpfchen durch die Türspalte, aber er traute sich nicht völlig hervor, weil er noch nicht ganz angezogen war und ihn Frau Peierche selbst an den Schößen seines Röckchens festhielt.

„Daß dich die Schockschwerenot, Junge," polterte nun Samson. „Was hast Fragen an den Monsieur Roubin zu richten, wenn er deinen Vater rasiert, daß dich die Schockschwerenot, du Naseweiß du. Was geht denn dich der neue Herzog an? Er schneidet mich, der Monsieur Roubin schneidet mich in mein Fleisch, wenn du ihn störst!"

Roubin rasierte ruhig weiter. Die Frage des neugierigen Knaben, der sich nun doch den Händen der Mutter entwunden hatte und so, wie er gerade war, mit herunterhängenden Höschen und aufgeknöpftem Röckchen ins Zimmer gelaufen kam, brachte ihn durchaus nicht aus seinem Konzept. Im Gegenteil, diese Frage war Herrn Roubin gerade willkommen, denn als echter und rechter Barbier brannte er darauf, seine Neuigkeiten an den Mann zu bringen.

„Gesehen habe ich Seine Hoheit, Son Altesse sagt man jetzt, den neuen Herrn Landesherrn und Herzog allerdings

noch nicht, mein Junge, aber gelesen habe ich von ihm, in der Zeitung habe ich von ihm gelesen, und erzählt hat man mir viel von ihm. Er hält heute noch, in dieser Stunde, an der Spitze der kaiserlichen Truppen, seinen Einzug in Düsseldorf und läßt sich auf dem Rathause huldigen. Der Herr Maire sind schon hinauf auf das Rathaus, da wird's was zu schauen geben, mein Junge! Er ist ein vornehmer Herr, unser neuer Herzog .... aus allerbester, aus allerfeinster Familie ist er ... unser neuer Herr Herzog ... ein ganz vornehmer Herr! Unter den Trikoloren und goldenen Adlern des Kaisers, mein Junge, ist er siegreich gewesen, bei Marengo, bei Wertingen und Austerlitz hat er mitgefochten, in Italien ist er gewesen und drunten in Aegypten, und darum hat ihm auch der Kaiser schon lange eine seiner Schwestern zur Frau gegeben, zum Lohn für seine Verdienste und für seine Tapferkeit ...“

Und nun wandte sich Herrn Rouvins Redefluß, der ihm doch für den kleinen Hosenmatz Harry zu schade war, an Samson selber: „Jawohl, Herr Samson. ... Wunderdinge erzählt man sich von diesem Monsieur Murat, nun Son Altesse le duc de Cleve-Berg. Wunderdinge. ... Ein schöner Mann ist er, ein Mann voll Anstand und savoir vivre. ... Das Haar trägt er in langen schwarzen Locken, den Frauenzimmern Düsseldorfs dürfte der neue Herr schon gefallen, hat man mir gesagt!“

Der kleine Harry spitzte die Ohren.

„Sie sollten vor Kindern nicht solche Reden führen, Monsieur Rouvin,“ verwies Samson den Barbier.

„Aber, Herr Samson, um solcherlei zu verstehen, ist der Kleine doch wirklich noch zu jung!“

Samson lächelte überlegen.

„Es ist *mein* Junge, Herr Rouvin, und dann, solcherlei ... solcherlei kapiert man leider allzu früh. ... Mir sehen Sie es heute auch kaum mehr an, daß sich die Frauenzimmer einmal um mich gerissen haben!“

„Wie sollte ich nicht, Herr Samson. . . . Haben Sie doch das schönste und das gescheiteste und das geschickteste Mädchen von der ganzen Kaufmannschaft und israelitischen Gemeind' in Düsseldorf zu ihrer Frau Gemahlin gemacht!"

„Sie alter Schwerenöter!"

Mit diesem Kompliment trat nun Frau Peierche selbst aus dem Schlafzimmer in die Wohnstube. „Komm, Harry, komm, ich will dich fertig anziehen. . . . Zippel, Zippel," rief sie, den Kopf zur Tür hinausstreckend, in die Küche, „bringen Sie den Kaffee. . . ." Und während sie ihren Ältesten, der sehr wenig Geduld zeigte, vollends anzog, wandte sie sich mit einem liebenswürdigen Lächeln ihrer vollen und dunkelroten Lippen an Herrn Rouvin:

„Sie tun uns gewiß die Ehre an, Herr Rouvin, ein Täßchen Kaffee mitzutrinken? Auch ich bin nämlich so furchtbar neugierig, Näheres von dem Bürgermeister und jetzigen Maire, sowie von Monsieur und Madame Murat zu hören, aus denen über Nacht Herzogsleut' geworden sind."

„Aber die Ehre, Frau Peierche, die Ehre, ob ich gern annehme . . . zu trinken eine Tasse Kaffee mit Herrn Samson und mit seiner Frau Gemahlin, deren geistreiche Unterhaltung man zu schätzen weiß in ganz Düsseldorf. . . ."

Ein sauberes Tablett — es war ein Erbstück aus Frau Peierches elterlichem Haushalt — in den Händen, erschien nun die alte Zippel und brachte den Kaffee.

Harry lief ihr entgegen.

Das frische Gebäck, das er des Morgens für sein Leben gern aß, hatte es ihm angetan, und ehe sich die Alte dessen versah, hatte er ihr ein Mohnbrötchen aus dem Korbe stibitzt, den sie am Arme trug.

„Harry," verwies die Mutter, du weißt, daß ich das verboten habe, Harry."

„Soll ich dir denn schon wieder, Junge," begann der Vater.

Und Herr Rouvin meinte scherzend:

„Er schlägt halt in die Art, der kleine Harry, er ist vom Stamme seiner Väter, der sich nimmt, was man ihm nicht gibt.“

Samson und Frau nahmen diesen Scherz nicht übel. Im Gegenteil, sie stimmten in Monsieur Rouvins fröhliches Gelächter ein, und Harry wollte sich ausschütten vor Lachen. Nur die alte Zippel, die sonst ihrem verwöhnten Harry, den sie fast allein groß gezogen hatte, alles zuliebe tat, schmollte. Sie konnte das nicht leiden, wenn ihr Goldkind in Anwesenheit eines Fremden ihre mütterliche Autorität nicht respektierte.

Aber ein schmeichelndes Wort aus Harrys Munde („Zippelchen, mein liebes, gutes Zippelchen“, sagte er) beruhigte sie bald wieder und nun saß die ganze Familie, nachdem Herr Rouvin Samsons äußeren Menschen wieder in Stand gesetzt, um den trauten Familientisch, auf dem der Kaffee dampfte. Herr Rouvin als lieber Ehrengast auf dem Ehrensessel zwischen Vater und Mutter, und der erzählte von dem neuen Herzog und der Schwester des Kaisers, die nun Murats Frau und Cleves Herzogin geworden, so daß Harry Mund und Nase aufsperrte und die knusperigen Wasserbrötchen und den dampfenden und wohlig in die Nase riechenden Kaffee beinahe vergaß.

Es war ein traulich-gemütliches Bild: Herr Samson im Kreise der Seinen, denen sich der Barbier als gern gesehener und heute ob seiner Weisheiten und Neuigkeiten angestaunter Ehrengast zugesellte.

Die alte Zippel war, nachdem sie den ersten Schluck Kaffee zu sich genommen hatte, wieder im Schlafzimmer verschwunden und hatte die kleinen Geschwister völlig in Stand gesetzt. Charlottchen, des Vaters Liebling, das einzige Töchterchen, turnte auf Samsons Knien, Mäxchen hielt Frau Beierche selber in den Armen und mit dem nun fünfjährigen Gustav hatte wieder einmal die alte Zippel ihre liebe Not. Er wollte seine Milch nicht trinken, prustete

und spuckte, so daß man die höchste Angst hatte, er werde wieder einmal, wie schon des öfteren, den Atem anhalten und blau und rot im Gesichtchen werden.

Harry war auf einen Stuhl am Fenster geklettert und schaute voll Neugier hinab auf die Straße, als ob er von hier aus den [illegible] Markt, das Rathaus und [illegible], den neuen Herzog von des Kaisers Gnaden, erspähen könnte.

„Nun ist es aber wirklich die allerhöchste Zeit, daß ich hinunter in meinen Laden gehe," sagte jetzt Samson und erhob sich.

Mit einem Kratzfuß stand auch Rouwin auf und bedankte sich bei Frau Peierche für den herrlichen Kaffee, der ihm so köstlich gemundet habe. Da schrie Harry aus Leibeskräften, als ob er am Spieße stäke:

„Vater, Mutter, sie kommen, sie kommen!"

Mit seinen kleinen Händen mühte er sich nun an dem Riegel des alten Fensters ab.

Und wirklich, es gelang ihm, den Riegel zu öffnen.

„Um Gotteswillen, Harry," rief die Mutter, „du stürzest mir ja ein Stockwerk tief durchs Fenster auf die Straße hinunter."

Aber der Junge hörte nicht.

„Sie kommen, sie kommen!" rief er ein über das andere mal. „Seht Ihr, dort drüben stecken sie auch schon alle die Köpfe aus den Fenstern. Und die Straße ist schwarz voll Leut'. Seht Ihr, Vater, seht Ihr, Mutter, hört Ihr denn nichts!"

Alle hatten sich nun erhoben. Sie standen an den Fenstern. Auch Samson selbst schien seinen Laden und die Kunden, die ihn punkt neun Uhr hinter der Theke erwarteten, plötzlich vergessen zu haben.

Vom Marktplatz her tönte es herüber in die Bolkerstraße, die nun schwarz von Menschen war. Dumpfer Trommelwirbel, Paukenschlag, Pfeifen und dann heller Fanfarenton und Trompetengeschmetter. Von dort her kam's in Schritt und

Tritt — als ob das eisenharte Schicksal selber seine Füße auf die Straßen Düsseldorfs gesetzt hätte.

Näher und näher kam's. Da war kein Halten mehr.

Weit hinaus lehnte sich der kleine Harry aus dem Fenster, so daß die Mutter in Todesangst herbeisprang und ihn fest mit beiden Händen am Gürtel seines Röckchens faßte.

Herr Rouvin war wie fasziniert. Und die andern lauschten stumm, sogen gierig die Klänge der nahenden napoleonischen Truppen in sich ein.

„Le chant de guerre de l'armée du Rhin," rief Herr Rouvin in heller Begeisterung. „Das Lied, das haben sie gesungen . . . Herr Samson, anno 89 am 14. Juli, als die Bastille und mit ihr das Königreich in den Staub sank, als die Freiheit geboren wurde!"

Herr Rouvin schien ganz vergessen zu haben, wo er sich eigentlich befand, auch der Respekt vor dem Kaufherrn Samson, vor Frau Peierche und dem eben genossenen herrlichen Kaffee war dahin.

Und so umarmte er Herrn Samson und schrie:

Mort de ma vie, anno 89 . . . égalité, liberté, fraternité. . . . Mort de ma vie, en avant!"

Wie entgeistert starrte Harry ihn an.

Und auch den nüchternen Samson packte es in dem Momente, da das Trompetengeschmetter der einziehenden Garde näher und näher kam. Sie mußten den Marktplatz passiert haben und nun einen Rundgang durch die Stadt machen, das klang so nah und so gewaltig. Sicher, sicher, sie bogen in die Bolkerstraße ein. Von den gegenüberliegenden Fenstern aus mußte man sie schon sehen, denn dort schrie nun alles Hoch und Vivat, und wieder Vivat und wieder Hoch. Dort schwenkten sie mit den Tüchern, die Männer und die Weiber, die Mädels und die Burschen, und kein Fenster war leer, Kopf über Kopf, Scheitel bei Scheitel, jugendbraune und blonde, altersgraue und kahle guckten sie dort hervor . . . und näher und näher kam die Musik . . .

„Das Lied des Rouget de Lisle,“ rief nun auch Samson selbst in heller Begeisterung.

„Jawohl, die Marseillaise, unsere Marseillaise,“ bestätigte Rouvin voll Stolz.

„Wie heißt dieses Lied, Mutter? Laß mich das Lied lernen, Mutter,“ bettelte der kleine Harry, „wie heißt der Mann, der dieses Lied gemacht hat?“

Rouget de Lisle, mein Junge,“ rief Herr Rouvin noch einmal, und seine Stimme nahm einen Klang an, als gelte es, den Namen eines neuen Messias oder eines Heiligen auszusprechen. . . . Rouget de Lisle,“ mein Junge, der hat das Lied gemacht, in einer einzigen Nacht in Straßburg, mein Junge, er hat das Lied gedichtet und die Musik dazu geschrieben, das Lied, das der Siegessang einer neuen Zeit geworden ist, das Lied, unter dessen Klängen Frankreich und die Freiheit, die Freiheit, mein Junge, und der Kaiser siegreich gewesen sind. . . . Der Kaiser mit den bunten Trikoloren, der Kaiser mit den goldenen Adlern, der Kaiser mit seiner Kokarde . . . blau-weiß-rot . . . mein Junge . . . beim Liede des Rouget de Lisle!“

Und wie das Brausen eines Stromes drang es nun aus den Gassen Düsseldorfs zu dem Hause in der Bolkerstraße, zu Samsons Fenster und zu den Ohren des kleinen Harry herauf.

„Singt der Kaiser auch dies Lied?“ stammelte er, „singt der Kaiser auch dies Lied? So sagt es mir doch, ob der Kaiser auch dieses Lied singt! . . . Wenn ich groß bin, Mutter, dann möchte ich ein Lied für den Kaiser machen, von dem Kaiser. So sagt mir doch, ob der Kaiser auch dieses Lied singt!“

Das klingende Spiel der jetzt tatsächlich in die Bolkerstraße einbiegenden französischen Grenadiere, die brausenden Rufe der Menge, die Worte des Liedes, das rauhe Soldatenkehlen angestimmt hatten, das wilde Männerstimmen und zarte Mädchenlippen, wie von einem rauschenden und un-

aufhaltsamen Strome fortgerissen, nun mitsangen, verschlangen die Worte des Knaben.

Auch in Samsons stiller Stube stimmte es Herr Rouvin nun an. Harry starrte ihn an wie eine Erscheinung. So hatte er den Barbier, der doch an jedem Morgen kam, um Vater zu rasieren, noch niemals gesehen. Kein Wort konnte er verstehen, und dennoch machte es den Eindruck, als ob der Knabe dem Manne ein jedes dieser Worte von den Lippen ablesen möchte.

Von Herrn Rouvins Lippen kam es, und nun drang es auch allmächtig und allgewaltig von der Bolkerstraße herauf:

„Allons, enfants de la patrie,
Le jour de gloire est arrivé . . .“

Und als sei es der natürliche Rhythmus dieses Liedes, als hätten die siegreichen Legionen und Kohorten des Cäsar selber, die eine neue Zeit, eine neue Welt, eine neue Freiheit erobert hatten, den Fuß auf Düsseldorfs Bolkerstraße gesetzt, so drang der Tritt der Truppen hinauf zum Fenster, hinauf an Harrys Ohr.

Weit lehnte sich der Knabe hinaus. Die Mutter hielt ihren Liebling fest umschlungen, aber der wußte gar nicht mehr, wo er sich eigentlich befand, der starrte hinab auf die Straße, gefesselt und völlig gefangen genommen von dem gewaltigen Schauspiel der vorbeidefilierenden napoleonischen Garde, die er zum ersten Male heute in seinem Leben sah.

„Ist das der Kaiser,“ rief er plötzlich, „der vorn, der mit dem goldenen Knopf an seinem Stocke, ist das der Kaiser, Herr Rouvin, ist das der Kaiser, Mutter?“

„Das ist der Tambourmajor, kleiner Dummkopf,“ sagte nun Herr Rouvin, der sich in diesem Augenblicke sehr gelehrt und sehr wichtig vorkommen mochte. „Paß auf, der gibt immer das Zeichen, wenn die Musik anzufangen hat, der kann seinen Stock bis hinauf zur ersten Etage werfen und

dann wieder gemächlich auffangen, und seine Augen schwirrt ein solcher noch höher hinauf. Unter dem Kaiser kann ein solcher heutzutage noch General oder auch noch viel mehr werden, wenn es erst los geht gegen England und Rußland, wenn der Kaiser erst Europa, wenn er erst das Meer und die Welt erobert haben wird ... mit diesen Garden, mit diesem Liede: „Allons enfants de la patrie!" ...

Wieder sang es Herr Rouvin vor sich hin, und Samson summte, ob er wollte oder nicht, die Melodie mit. ...

„Kann ich unter dem Kaiser auch etwas Großes werden, Herr Rouvin?" forschte nun der Knabe. „Ich möchte so gerne etwas Großes, etwas ganz Großes werden, Herr Rouvin. ..."

Samson schmunzelte. ...

Frau Peierche streichelte ihrem Harry glücklich den kleinen Scheitel.

Einen Moment geriet Herr Rouvin in Verlegenheit. Doch dann sagte er allen Ernstes:

„Freilich kannst auch du unter dem Kaiser etwas Großes werden, mein Junge; denn der Kaiser hat allen Menschen Recht und Freiheit gegeben in seinen Landen, vor dem gilt der Jud' wie der Christ! Und da kannst auch du etwas ganz Großes werden, was freilich vor des großen Kaisers Zeit für dich und deine Leut' fast ein Ding der Unmöglichkeit war!"

„Reden Se dem Jungen doch kein so 'nen Stuß vor, Herr Rouvin," verwies nun Samson. Er war ernst und ärgerlich geworden. Er freute sich aufrichtig über die Freiheit, die das neue Regime den Rheinlanden und insonderheit den Juden gegeben hatte, aber er konnte es nicht recht leiden, aus welchem Munde es auch sein mochte, an die Knechtschaft seines Volkes erinnert zu werden, die nun über ein Jahrtausend gedauert hatte.

Mit weit geöffneten Augen starrte Harry Herrn Rouvin an.

„Dann will ich den Kaiser recht, recht lieb haben," sagte er jetzt, „wenn ich wirklich unter ihm etwas ganz Großes werden kann, Herr Rouvin!"

„Ach, jetzt biegen sie schon wieder um die Ecke. Und ich habe sie noch gar nicht betrachtet. Komm, Vater, komm mit mir auf die Straße, zum Rathaus, wir wollen den Herzog sehen!"

Und Samson gab in seinem Vaterstolze nach.

III.

Die politischen Ereignisse auf dem großen Welttheater gingen ihre Wege, ohne auch nur einen Schatten auf Harrys kleines Leben zu werfen. Einmal sah er den Kaiser von Angesicht zu Angesicht. Das war anno 12, als Napoleon die große Armee gesammelt hatte, um sie gegen Rußland zu führen. Wieder, wie damals als kleiner Bube, stand der nun dreizehnjährige Schüler des französischen Lyzeums am Fenster der elterlichen Wohnung in der Bolkerstraße, als die Garden drunten vorüberdefilierten. Und wie er den Kaiser damals geahnt hatte, so erschaute er ihn nun in Wirklichkeit: „Hoch zu Roß, mit den ewigen Augen in dem marmornen Imperatorengesichte, schicksalsruhig hinabblickend auf die vorbeidefilierenden Garden."

Genau so wenig wie jeder andere jener Tage, der diesen Kaiser auf dem Gipfel seiner Macht und seines Ruhmes erblickt hatte, konnte der kleine Harry damals eine Ahnung davon haben, welches Schicksal dieser Garden in Moskau und an der Beresina wartete, aber daß es in einen großen, in einen gewaltigen Krieg ging, das wußte er, und so „sprachen ihm Schauer der Ewigkeit und Todesstolz aus den gebräunten Gesichtern der alten Grenadiere, die ihm ihren Kaiser mit einem „Ave, Caesar imperator, morituri te salutant" zu grüßen schienen.

Auch bei Harry traten die Freude und die Sorgen der Jugend in ihre Rechte. Die alte Vaterstadt Düsseldorf mit dem leise vorübergleitenden Rheinstrom, mit ihren Winkeln und Gassen, mit dem als Lyzeum dienenden Franziskanerkloster, dem in einen alten Winkel eingebetteten schaurigen Freihause, in dem eine veritable Hexe, des Henkers ehelich Weib, mit ihrer bildschönen Tochter, dem roten Sepherl, hauste, die Macht seines Rektors Schallmeyer, der Reiz dessen

goldblonder Tochter Rose, die Freunde und Kameraden, Vater und Mutter, Schwester und Brüder, die alte Zippel, Vaters Laden, Mutters Geschichten, die Bücher, die er erwischen konnte, das alles war jetzt des heranwachsenden Harry eigentliche Welt! Die Bücher unterm Arm, wanderte der muntere und aufgeweckte Junge, über dessen feingeschnittenem und echt orientalischem Gesichte es manchmal wie leise Schwermut lag, durch Düsseldorfs alte Gassen in die dumpfen Bogengänge des Franziskanerklosters. Dicht neben dem Eingang zu seiner Schulstube, in der es aufzumerken und zu lernen galt, hing an der Wand ein großer, gekreuzigter Christus aus altem, grauem Holze, starre, blutige Augen hatte dieser in seinem eingefallenen Leidensgesichte, und zu ihm schlug Harry die großen, hellen Kinderaugen empor, wenn die griechischen unregelmäßigen Verben oder die Finessen der lateinischen Syntax in sein widerspenstiges Köpfchen gar nicht hineinwollten.

Aber unter diesem Bilde tollte er auch in der Freistunde zusammen mit den Klassenkameraden. Und das war denn doch der Schule schönster Teil. Dann waren die Verben und die Syntax vergessen und unter dem lustigen Gelächter und Geschrei der Buben verlor der gemarterte Heiland droben an der Wand seine Schrecken.

Was er zu Hause infolge des großen Altersunterschiedes zwischen ihm selber und seinem jüngeren Bruder Gustav vermißte, denn Charlotte zählte nur halb, sie war doch „nur" ein Mädchen, das bot ihm das Lyzeum: Den Anschluß an Buben seines Alters, mit denen er sich austollen, denen er seine Geschichten erzählen und unter dem Siegel der Freundschaft seine Geheimnisse anvertrauen konnte.

Des Klosters dumpfe und feierliche Kreuzgänge, in denen einst sich freiwillig im Dienste des Erlösers kasteiende Mönche, das Brevier in der Hand, Gebete murmelnd auf und abgeschritten, war der Tummelplatz der Jungen, denen Harry Führer und Anstifter zu allen möglichen losen Streichen war.

Da war der kleine Josef, der stets muntere und fidele Sohn des dicken, in einem Nachbarhause der Bolkerstraße wohnenden Bäckermeisters und Bierbrauereibesitzers Neunzig, an den er sich infolge des gemeinsamen Schulweges schon auf den unteren Klassen des Lyzeums eng angeschlossen hatte, da kam Samy Prag, den sie wie manchmal ihn selbst in der Klasse einfach das Jiddche nannten, schon in der Tertia zu ihnen, und der vornehme und stets ein wenig reservierte Willy von Wiezewsky schwärmte von kommenden Tagen, da der Kaiser Rußlands Macht brechen und dem alten Königreiche Polen seinen einstigen Glanz wiederverleihen sollte.

Aber am meisten hatte Harry selbst zu erzählen und die anderen drückten sich an seine Seite in den Kreuzgängen des Klosters und lauschten in der großen Pause des Nachmittagsunterrichts begierig seinen Worten, vor allem im Winter, wenn es dort so schaurig wurde, wenn es früh zu dämmern begann, die Schatten der einbrechenden Nacht wie Gespenster über die roten Fliesen des Klosterganges huschten und das Licht nur noch ganz spärlich durch die buntgemalten Bogenfenster fiel.

Harry, Josef, Willy und Samy waren vier unzertrennliche Kameraden. Mit flüsternder und geheimnisvoller Stimme tuschelte Harry den drei Freunden seine Geschichten in die Ohren, Geschichten, die er sich zum großen Teile selbst zusammengereimt hatte, Dinge, die er in Tiecks Uebersetzung des Don Quixote gelesen, schaurige Märlein von Henkern und Hexen, die ihm die alte Zippel des Abends, wenn er nicht schlafen wollte, trotz des strengen Verbotes von Vater und Mutter, immer und immer wieder zum besten geben mußte, Abenteuer und Reiseerlebnisse, die er aus dem Munde seines alten Onkel Simon hatte. Denn Onkel Simon, der Mutter Bruder, war ein hochgelehrter Sonderling, der sich mit seinem nüchternen Schwager Samson durchaus nicht zu verstehen vermochte. In einem uralten Hause, wo Harry

ihn oftmals in der Woche besuchte, saß der wie ein Ritter des Mittelalters anzuschauende Mann inmitten seiner Folianten und Instrumente und pflog der schwarzen Kunst der Magie, beschäftigte sich mit den Geheimwissenschaften, wie einstmals der Doktor Faust.

Und einmal hatte Onkel Simon Harry ein altes Reisetagebuch gezeigt, das er von einem Großoheim geerbt hatte. In dem standen seltsame Geschichten zu lesen von einer Reise, die jener Mann zu Anfang des 18. Jahrhunderts durch den wunderbaren Orient gemacht hatte. In Konstantinopel und Jerusalem, in Bagdad und Smyrna, drunten in Kairo und Alexandrien war der gewesen, und seitdem Harry sich in die Geheimnisse dieses Reisetagebuches vertieft hatte, lockten sein romantischer Sinn und seine geflügelte Fantasie die nüchternen Freunde hinaus in ungeahnte Weiten.

Von Harun al Raschid und seinem Palaste aus eitel Gold und Marmor, von Aladin und der Wunderlampe, von dem Schatz in der Höhle Xa Xa erzählte er den lauschenden Genossen.

An der Hinterfront des Klosters vorüber zog die Düssel trübe ihren Wege und wälzte ihr schmutziges Wasser dem Rheine zu. Es war den Knaben verboten, den hinteren Ausgang des Lyzeums, der auf eine kleine Brücke der Düssel mündete, zu benützen, aber gerade aus diesem Grunde zog sie dieser Ausgang so mächtig an.

Es war ein regnerischer Märztag und die Fluten des Rheines gingen hoch. Wieder einmal hatte sich Harry von der alten Mutter des Schulpedellen den Schlüssel zu dem auf die Düssel mündenden Ausgang des Klosters zu verschaffen gewußt. Der Nachmittagsunterricht war zu Ende und die Dämmerung eines frühen und wolkenschweren Abends brach herein.

Durch die alten Gassen zog der Lenzsturm und pfiff sein lustig Lied.

Mit Josef Arm in Arm verließ Harry das Lyzeum durch den verbotenen hinteren Ausgang. Sie hatten die Lateinstunde dazu benützt, Schiffchen aus altem Zeitungspapier zu machen, die sollten jetzt den Fluten der Düssel anvertraut werden, um nach Harrys Wunsche und in seiner Fantasie in den Rhein und von dort hinab nach Holland und weiter und weiter durch das Meer nach dem fernen Orient zu schwimmen, von dem er eben den Kameraden wieder eine wunderbare Geschichte erzählt hatte.

Willy und Samy gingen voraus, Harry und Josef folgten. Zu vieren standen sie nun auf der kleinen Brücke und gaben sich alle Mühe, ihre Schiffchen in das schlammige und heute reißende Wasser hinabgleiten zu lassen.

„Das geht doch so nicht," sagte Harry . .

„Hopp, hopp," rief Josef, „da drüben liegt ja ein Brett, das holen wir uns, wenn wir das auf die Treppe legen, dann können wir bequem an das Wasser heran."

Samy und Willy waren schon am Werk.

Ein altes Haus der Gasse wurde frisch angestrichen, und die Weißbinder hatten ein überflüssiges Brett den Knaben gerade zu paß liegen gelassen.

Das schleppten sie nun mit Anstrengung aller ihrer Kräfte zu vieren auf die Steintreppe, die von der Gasse hinab an das Wasser führte, denn die Mägde und Frauen der anliegenden Häuser pflegten hier zum Waschen und Putzen zu schöpfen.

Hei, wie die Schifflein vom Strudel erfaßt wurden und nun lustig den Fluß hinab dem Strome des Rheines zutrieben . . .

„Sieh doch, sieh!" . .

Harry rief diese Worte, packte seinen Freund Willy an den Schultern und deutete nach dem gegenüberliegenden Ufer des Wassers . . . „Das Kätzchen, das Kätzchen . . das Kätzchen ist ja ins Wasser gefallen!"

Eine mächtige Aufregung bemächtigte sich der Buben . .

„Ob das Brett wohl auf dem Wasser schwimmt?“ fragte da plötzlich Josef . .

„Natürlich schwimmt das Brett, es ist doch von Holz,“ belehrte Samy.

„Aber, ob es einen von uns tragen kann . . wir müssen das Kätzchen retten, das arme Kätzchen ertrinkt . . . rasch, rasch,“ ermunterte Harry . .

„Der leichteste muß auf das Brett, der leichteste, wer ist der leichteste,“ bestimmte nun Josef.

„Willy ist der leichteste, Willy muß auf das Brett, das Brett wird ihn schon tragen“ . . . erklang es da zu gleicher Zeit aus dem Munde der anderen drei.

Und Willy überlegte sich den Fall nicht lange, denn das Kätzchen mußte gerettet werden.

Die Gasse war in dieser Stunde menschenleer.

Die Knaben stießen das schwere Brett von der Treppe ins Wasser. Es schwamm . .

Seht ihr, es schwimmt! Rasch, rasch, das Kätzchen geht unter!“

Es war das Werk weniger Sekunden, und nur Sekunden dauerte es, daß Willy auf dem Brette stand, mit dem Arme griff er in die Wellen, faßte das versinkende Kätzchen gerade noch im rechten Augenblicke am Schwanze und warf es ans Ufer . . . Dann ertönte ein gellender Schrei.

Das Brett trug ihn nicht. Das Brett ging unter.

Vor den Augen seiner Kameraden war Willy in den trüben Fluten der Düssel versunken und drüben in der Gasse sprang das gerettete Kätzchen wohl und munter in die Tür eines Hauses.

Die Knaben verloren den Kopf, der Schrecken hatte ihnen alle Glieder gelähmt, endlich besannen sie sich, endlich schrien sie um Hilfe, endlich kamen Leute, denen sie das Vorgefallene auseinandersetzen konnten. Aber es war zu spät, nach wenigen Minuten schon zog man Willy aus dem Wasser. Er war naß und tot.

Als eine düstere Erinnerung stand dieses unglückselige Ereignis fortan über Harrys Jugend. Rektor Schallmeyer leitete eine strenge Untersuchung ein, die aber zu keinem Resultate führen konnte. Die Jungen hatten wider das Verbot in ihrem Leichtsinn an der hochgehenden Düssel gespielt, das Unglück war geschehen, einer hatte sein junges Leben lassen müssen und der hintere Ausgang des Klosters wurde nun endlich definitiv gesperrt.

Aber mit den schönen Träumen von der Reise der Schiffchen in den fernen Orient war es nun ein- für allemal vorbei. In schlaflosen Nächten, in wilden, fieberhaften Träumen stand Harry noch lange das Bild des ertrinkenden Freundes, der das Kätzchen gerettet hatte, vor seiner wie nächtliches Geflügel des Waldes aufgescheuchten Fantasie. Der tote Kamerad ließ ihm keine Ruhe, von seinem Schicksal drüben in jener anderen Welt wollte er etwas wissen. Wie eine fixe Idee beherrschte es seinen jugendlichen Sinn, daß der Kamerad ihm noch etwas anzuvertrauen habe, daß er allnächtlich nach ihm verlange, und endlich gab die alte Zippel seinem Drängen und Bitten nach.

Die hatte er nämlich gefragt, ob es denn kein Mittel gäbe, mit einem Toten, der einem noch etwas anzuvertrauen habe, in Verbindung zu treten, und nun war die alte Zippel ihrem Goldharry gegenüber, trotzdem Herr Samson und Frau Peierche ihr solchen Spuk auf das nachdrücklichste verboten hatten, herausgerückt. Ja, es gab ein solches Mittel, in ganz Düsseldorf ein einziges solches Mittel. Wenn Harry sich nicht fürchtete, wenn er Mut hatte und nichts verraten wollte, der Mutter nicht, und nicht dem Vater, der Schwester nicht, und nicht den Brüdern, auch den Freunden nicht, dann gab es schon ein solches Mittel. Denn in Düsseldorf, so erzählte eines Abends die alte Zippel, da lebte ein Weib, allerdings ein ehrlos Weib, das Weib eines Henkers, eine Hexe, die die Toten rufen konnte, die mit dem Jenseits in Verbindung stand. Voll Schauder vernahm Harry diese

seltsame Mär. Ein Weib, das Weib des Henkers, eine Hexe, die mit den Toten in Verbindung stand!!

„Jawohl," sagte die Zippel, „das hat sie gelernt, die Hexerei beherrscht sie ganz und gar, sie ruft die Geister der Gehenkten, denen ihr Mann ins Jenseits verholfen hat, und sie ist eine Hex', und ihre Tochter, das Sepherl, ist eine Hex', drunten am Rhein wohnt sie im Freihaus. Das Freihaus gehört der Stadt, dort muß sie hausen und schalten, weil kein ehrlicher Mensch ihr ein Logis geben will. Drum hauset sie im Freihaus. „Wenn du mir heilig schwörst, keinem Menschen ein Sterbenswort zu sagen, dann führ' ich dich zu der Göchin, die kennt die große Kunst. Die Göchin nennen sie die Leut, weil sie aus Goch gebürtig ist, oder auch die Meisterin, weil sie die Herrschaft über Geister und Gespenster hat!"

„Kann sie die Toten wiederrufen, kann sie den ertrunkenen Willy wiederrufen?" stammelte Harry.

Er war an diesem Abend zu der alten Zippel in die Küche geschlüpft. Vater und Mutter waren bei Verwandten eingeladen. Die Kinder mit der alten Wärterin befanden sich allein in dem alten Hause an der Bolkerstraße. Und die Zippel hatte die Schwester und die jüngeren Brüder längst in die Bettchen gebracht.

„Freilich kann sie den ertrunkenen Willy wiederrufen. Sie kann alle Toten wiederrufen. Du sagst aber keinem Menschen ein Sterbenswörtchen, Harry! Ich tu es nur, weil ich dich großgezogen habe, wie eine Mutter ihr Kind großzieht, und weil du deine Ruhe wieder haben sollst! Die Göchin ist eine große Zauberin. Ich selbst bin vor Jahren bei ihr gewesen, da hat sie meinem Schatz selig gerufen, der in der Schlacht gefallen ist. Und leibhaftig hat er vor mir gestanden. Sie ist eine Hex', wie die Hex' von Endor, weißt du die Geschicht' nimmer, Harry, die Geschicht' in der Bibel, wo Saul zu der Hex' geht und sich den Geist des Samuel beschwören läßt?"

„Freilich weiß ich die Geschichte, Zippel, auswendig weiß ich die Geschichte, es ist meine liebste Geschichte in der ganzen Bibel, Zippel, die Geschichte von der Hexe von Endor!"

Unstet prasselte das Feuer im Herde der Küche. Die Zippel, die den Dämmer der Nacht liebte und das Licht gerne sparte, hatte die Tür des Herdes halb geöffnet, und so fiel der grelle Schein der flackernden Herdflammen in Frau Peierches Küche. Und hier auf der Bank neben dem Herde kauerte Harry, während die Eltern in Gesellschaft waren, an der Seite der alten Zippel. Seine Wangen glühten wie dieses Feuer. Draußen ging der Sturm vor den Fenstern, und immer und immer wieder sagte der Junge: „Freilich kenn' ich die Geschichte, kenn' ich auswendig die Geschichte von der Hexe von Endor, ist meine liebste Geschichte im ganzen Alten Testament. Soll ich dir die Geschichte erzählen, Zippel, macht es die Göchin genau so wie die Hexe von Endor?"

„Genau so, mein Goldharry, sie beschwört die Toten genau wie die Hex' von Endor."

„Dann wollen wir gleich zu ihr hin, Zippel, gleich, gleich, daß sie den toten Willy beschwören soll, ich muß den toten Willy noch etwas fragen, Zippel, eher finde ich keine Ruh'.

„Wir gehen, mein Goldjunge, wir gehen, ich muß nur erst sicher sein, daß die Kinder schlafen, Vater und Mutter werden vor ein Uhr nicht zurück sein. Ist doch ein großes Fest, wo sie hin sind. Wir gehen, und Mitternacht ist die beste Zeit für die Göchin, da empfängt die ihre Leut' und die Geister und die Toten, und da sagt sie die Zukunft voraus!"

„Die Zukunft kann sie auch voraussagen, sie muß, sie soll auch mir die Zukunft voraussagen, Zippel, und des Kaisers Zukunft, und sie soll mir sagen, ob ich unter dem Kaiser etwas ganz Großes werden kann, Zippel! Kann sie das?"

„Sie kann das, Harry, genau wie die Hex' von Endor,

denn sie ist eine Hex'. Die von Endor hat doch auch dem König Saul seine Zukunft vorausgesagt und die Toten beschworen."

„Richtig, Zippel, richtig, triumphierte nun Harry, und wir gehen zu der Göchin noch in dieser Nacht."

„Sobald ich sicher bin, daß die Kleinen fest schlafen, Harry! Dann gehen wir. Doch nun erzähl' die Geschicht' von der Hex' von Endor, du kannst so schön erzählen, Harry!"

Und mit zitternder Stimme, die aber immer mehr anschwoll und fester wurde, die Augen in des Herdes flackernde Glut geheftet, begann nun Harry, und es gruselte die alte Zippel und ihm selber über die Worte, die er sprach:

„Saul sprach zu seinen Knechten: Suchet mir ein Weib, die einen Wahrsagergeist hat, daß ich zu ihr gehe und sie frage. Seine Knechte sprachen zu ihm: Siehe zu Endor ist ein Weib, die hat einen Wahrsagergeist. Und Saul wechselte seine Kleider und zog andere an und ging hin und zween Männer mit ihm und kamen bei der Nacht zum Weibe und sprach: Weißsage mir doch durch den Wahrsagergeist und bringe mir herauf, den ich dir sage. Das Weib sprach zu ihm: Siehe, du weißt wohl, was Saul getan hat, wie er Wahrsager und Zeichendeuter ausgerottet hat vom Lande, warum willst du denn meine Seele in das Netz führen, daß ich ertötet werde? Saul aber schwur ihr bei dem Herrn und sprach: So wahr der Herr lebt, es soll dir dies nicht zur Missetat geraten. Da sprach das Weib: Wen soll ich dir denn heraufbringen? Er sprach: Bringe mir Samuel herauf! Da nun das Weib Samuel sah, schrie sie laut und sprach zu Saul: Warum hast du mich betrogen, du bist Saul! Und der König sprach zu ihr: Fürchte dich nicht. Was siehest du? Das Weib sprach zu Saul: Ich sehe Götter heraufsteigen aus der Erde! Er sprach: Wie ist er gestaltet? Sie sprach: Es kommt ein alter Mann herauf und ist bekleidet mit einem Priesterrock. Da vernahm Saul, daß es Samuel war und neigte sich mit seinem Antlitz zur Erde

und fiel nieder. Samuel aber sprach zu Saul: Warum hast du mich unruhig gemacht, daß du mich heraufbringen lässest? Saul sprach: Ich bin sehr geängstet, die Philister streiten wider mich und Gott ist von mir gewichen und antwortet mir nicht, weder durch Propheten, noch durch Träume. Darum hab' ich dich lassen rufen, daß du mir weisest, was ich tun solle. Samuel sprach: Was willst du mich fragen, weil der Herr von dir gewichen und dein Feind worden ist? Der Herr wird dir tun, wie er durch mich geredet hat und wird das Reich von deiner Hand reißen und David, deinem Nächsten, geben. Darum, daß du der Stimme des Herrn nicht gehorcht und den Grimm seines Zornes nicht ausgerichtet hast wider Amalek, darum hat der Herr dir jetzt solches getan. Dazu wird der Herr Israel mit dir auch geben in der Philister Hände. Morgen wirst du und deine Söhne mit mir sein. Auch wird der Herr das Lager Israels in der Philister Hände geben. Da fiel Saul zur Erde, so lang er war, und erschrak sehr vor den Worten Samuels, daß keine Kraft mehr in ihm war, denn er hatte nichts gegessen den ganzen Tag und die ganze Nacht. Und das Weib ging hinein zu Saul und sah, daß er erschrocken war, und sprach zu ihm: Siehe, deine Magd hat deiner Stimme gehorcht und habe meine Seele in deine Hand gesetzt, daß ich deinen Worten gehorchte, die du zu mir sagtest. So gehorche nun auch du deiner Magd Stimme! Ich will dir einen Bissen Brot vorsetzen, daß du essest, daß du zu Kräften kommest und deiner Straße gehst. Er aber weigerte sich und sprach: Ich will nicht essen. Da nötigten ihn seine Knechte und das Weib, daß er ihrer Stimme gehorchte. Und er stund auf von der Erde und setzte sich auf das Bette. Das Weib aber hatte daheim ein gemästet Kalb, da eilte sie und schlachtete es und nahm Mehl und buk's ungesäuert und brachte es herzu vor Saul und vor seine Knechte. Und da sie gegessen hatten, stunden sie auf und gingen die Nacht . . .

Leichenblaß, wie entgeistert, starrte Harry vor sich hin, nachdem er die Geschichte von der Hexe von Endor zu Ende gesprochen hatte.

„Wie wundervoll du erzählen kannst, Harry,“ sagte die Zippel. „Wenn die Kinder schlafen, können wir jetzt zu der Göchin gehen.“

Einen Moment schauderte Harry nun doch.

„Ist es weit, Zippel, weit durch die dunkle Nacht bis zur Göchin?“

„Drunten am Rhein, Harry, ich nehm' die Latern' mit!“

„Der Wind wird die Latern' verlöschen.“

„Ich kann den Weg im Dunkeln finden, Harry.“

„Dann komm, Zippel, ich muß den toten Willy noch einmal sehen und sprechen, wenn die Göchin es, wie die Hex' von Endor, kann.“

IV.

Harry an der Hand, schritt die alte Zippel zum Rhein hinunter. Durch enge, winkelige Höfe und Gäßchen, die Harry noch niemals in seinem Leben betreten hatte, führte der Weg. Um sich gegen den in dieser Nacht gewaltig tobenden Sturm zu schützen, hatte sich die Zippel einen alten und großen Schal von Frau Peierche um ihre lange und hagere Gestalt geschlungen. Kein Stern stand an dem von zerrissenen und rasch dahinjagenden Wolkenfetzen bedeckten Himmel. Hie und da lugte die blasse Scheibe des Vollmondes aus den in eiligem Fluge dahinziehenden Ballen hervor und warf einen matten Schimmer auf den Weg, den die Zippel mit der alten Laterne, die sie vorsichtig in der Hand trug, spärlich erleuchtete. Harry klapperte vor Frost und zitterte vor Angst. Er wußte ganz genau, daß er in dieser Stunde etwas tat, was die vorsichtigen Eltern, der ernste Herr Samson und die immer besorgte Frau Peierche, niemals erlaubt hätten. Aber die Neugier und das für seine Knabenbegriffe Romantische und Grausige der Situation trieben ihn an der Hand der alten Zippel unaufhaltsam vorwärts, und ungeduldig fragte er jetzt schon zum sechsten Male, ob man denn noch nicht bald das Freihaus sähe und wann man denn glücklich bei der Göchin, der Hexe von Endor, sei!

„Pst, pst, Harry," ermahnte die alte Zippel. „Nicht so laut sprechen, mein Goldjunge, kein Mensch darf hören oder wissen, wo ich in dieser Nacht mit dir hingehe! Und reinen Mund zu halten, das hast du mir doch versprochen. Die Polizei hat es der Göchin verboten, mein Junge, die Karten zu legen, den Leuten die Zukunft vorauszusagen und Tote zu beschwören. Wenn einer der Nachtwächter, die überall in den Straßen verteilt sind, dich hört, dann folgt er

uns auf dem Fuße, dann wird die Göchin bestraft und morgen wissen Herr Samson und Frau Peierche und die ganze Stadt Düsseldorf, wo ich in dieser Nacht mit dir gewesen bin."

Unter diesem Wortschwall der alten Zippel verstummte Harry. Nur noch einmal fragte er ganz leise:

„Zippel, hängt denn der Mann der Göchin noch immer die Leute und hackt er ihnen die Köpfe ab?"

„Nein, Harry, der Mann der Göchin ist tot," erwiderte die Zippel mit geheimnisvoller Stimme. „Eines Tages, da er in Goch einen henkte, dessen Unschuld sich nachher herausgestellt hat, so hat man mir wenigstens erzählt, hat ihn der Schlagfluß unter dem Galgen getroffen. Als er den Schemel wegstieß und der Gehenkte in der Luft baumelte, fiel er geradenwegs hin, wie vom Blitz getroffen, Harry, und regte sich nicht mehr. Tot war der Mann der Göchin. Mausetot!"

„Das ist furchtbar gruselig, Zippel, aber das ist furchtbar schön," meinte Harry. „Und da ist die Göchin nach dem Tode ihres Mannes von Goch nach Düsseldorf gekommen und ist hier eine Hex' von Endor geworden, die die Toten heraufbeschwören kann, nicht, Zippel?"

„Das kann sie, Harry, aber nicht sie allein!"

„Nicht sie allein? Wer hilft ihr denn dabei, die Toten heraufzubeschwören, Zippel?"

„Ihre Tochter, Harry."

„Sie hat eine Tochter? Wie alt ist denn ihre Tochter, Zippel? Ist denn ihre Tochter schön?"

„Wie du so sonderbar fragen kannst, Harry; was geht denn dich kleinen Jungen die Tochter der Hex' von Endor an?"

Eine Weile schwieg Harry. Fast schien es, als ob er sich scheue, seiner alten Wärterin, der guten Zippel, die ihn schon als Kind auf ihren Armen getragen hatte, sein Innerstes zu enthüllen. Doch dann blickte er sie plötzlich fest und vertrauensvoll aus seinen großen, klaren Knabenaugen an und sagte ganz ernsthaft, beinahe im Tone eines Erwachsenen:

„Weißt du, Zippel, dir will ich es sagen. Wenn ich ein Mädchen sehe, das so recht, recht schön ist, dann kann ich die Augen gar nimmer von ihm wegwenden. Dann muß ich immer zu ihm hinschauen, und wenn ich es dann nicht mehr sehe, dann erscheint es mir des Nachts im Traume, Zippel. Dann sitzt es an meinem Bette und legt mir seine weiße, sanfte Hand auf die Stirn. Aber die Hand ist dann immer kalt, Zippel, kalt wie eine Totenhand, und ich muß im Traume weinen, und im Traume fließen mir die Tränen die Wangen hinab. Darum frage ich dich, ob die Tochter der Göchin jung und schön ist, Zippel, denn wenn sie das ist und wenn ich sie sehe, dann werde ich sie so leicht nicht vergessen können. Weißt du, was mir neulich bei der Osterprüfung im Lyzeum passiert ist, Zippel? Hat es dir die Mutter denn nicht erzählt?"

„Nichts hat mir die Mutter erzählt, was ist dir denn passiert, Harry"

Harry senkte die Augen und schwieg. Er ärgerte sich über seine Redseligkeit, es war auch zu töricht, daß er immer das Herz auf der Zunge trug, daß er immer alles sagen mußte und er selbst hatte doch den Vater und die Mutter gebeten, doch ja nichts den Geschwistern und der alten Zippel von dem zu erzählen, was sich jüngst bei der Osterprüfung im alten Lyzeum zugetragen hatte.

„Frau Peierche hat mir rein gar nichts erzählt, Harry," versicherte die jetzt in der Tat neugierig gewordene Zippel. Ist dir denn etwas Unangenehmes zugestoßen, hast du Unglück bei der Osterprüfung im Lyzeum gehabt, Harry, hast du etwas nicht gewußt?"

„Das nicht, Zippel, ich habe schon alles gewußt. Ich habe den Taucher von Schiller deklamieren sollen, Zippel, du kennst doch den Taucher Schillers, Zippel? Wer wagt es, Rittersmann oder Knapp . . ."

„Aber gewiß kenne ich den, Harry . ." und die Zippel fuhr fort:

„Einen goldenen Becher werf' ich hinab,
Verschlungen schon hat ihn der schwarze Schlund,
Wer mir den Becher kann wiederzeigen,
Der soll ihn behalten, er sei sein Eigen!“

„Siehst du, du kennst es ja, Zippel. Den sollte ich deklamieren. Und du kennst doch auch die Rose?“

„Welche Rose? Ist das auch ein Gedicht von Schiller?“

„Nein, Zippel, die Rose . . die Rose ist ein blondes Mädchen, Zippel! Ein wunderbar schönes, blondes Mädchen, die Tochter von Rektor Schallmeyer!“

„Freilich kenn' ich die, Harry!“

„Nicht wahr, sie ist doch wunderschön!“

„Ich meine, sie hätte eine zu stumpfe Nase, Harry!“

„Was du wieder meinst, Zippel, du siehst eben nicht mehr gut. Sie hat gar keine stumpfe Nase.“

„Ich habe das ja nur gemeint, mein Goldharry!“

„Sie hat wundervolle dunkelblaue Augen, Zippel! Augen wie Veilchen! Und wenn ich in ihre Augen sehe, Zippel, dann ist es mir, als ob all mein Leid und all' mein Wehe verschwände!“

„Nun hör' aber auf, Harry!“

„Aber es ist doch so, Zippel! Hierdrinnen hab' ich immer so ein Gefühl, so ein trauriges, Zippel! Das nenne ich mein Leid und Wehe, solch eine Sehnsucht! Hörst du, Zippel, du darfst es aber keinem Menschen verraten, dem Vater nicht und nicht der Mutter und auch nicht der Charlotte . . . ich habe neulich ein Gedicht auf die Rose gemacht. Ich habe mir gedacht, ich wäre einmal weit, weit weg von Düsseldorf und weit, weit weg vom Rhein, Zippel, hoch im Norden in einer großen und langweiligen und grauen Stadt, wo keine Gärten sind wie hier, wo nichts ist als Häuser, lauter hohe, graue und langweilige Häuser, eines so hoch und so grau und so langweilig wie das andere! Und in dieser Stadt habe ich an die Rose gedacht und habe ein Gedicht der Sehnsucht auf sie gemacht!“

„Und wie heißt denn das Gedicht, Harry?“

Harry blieb stehen. Auch die Zippel hielt im Weiterschreiten inne und Harry sagte nach einem Momente des Überlegens:

Das Gedicht heißt so, Zippel:

> Wie ergeht es der schönen Maid,
> Die so manches Jünglings Herz erfreut,
> Und in manches gesendet viel Glut hinein,
> Die blühende Rose am blühenden Rhein?

„Das ist aber schön, Harry. Das hast du gemacht und dabei hast du an die Rose des Rektors Schallmeyer gedacht?“

„Ja, Zippel,“ sagte Harry ernst, „das habe ich gemacht und dabei habe ich an die Rose des Rektors Schallmeyer gedacht.“

„Aber du wolltest mir doch erzählen, was dir auf der Osterprüfung im Lyzeum passiert ist, Harry“

„Das will ich auch, Zippel!“

Sie schritten weiter. Und im Gehen berichtete Harry, Purpurglut auf den Wangen:

„Ich sollte den Taucher deklamieren, Zippel. In der vordersten Reihe saß des Rektors Rose. Alle waren da, der Rektor und seine Frau und die Rose und alle Professoren und Lehrer, und die ganze Klasse, der tote Wilhelm, den mir die Göchin heute holen soll, war auch noch da, und Vater und Mutter waren da . . . Und da kam ich an die Stelle, Zippel:

> Und er kommt, es umringt ihn die jubelnde Schar,
> Zu des Königs Füßen er sinkt,
> Den Becher reicht er ihm knieend dar,
> Und der König der lieblichen Tochter winkt . . .

Da, da, da, Zippel, sah ich die veilchenblauen Augen der Rose so warm und so fragend auf mich gerichtet, daß ich den folgenden Vers ganz vergessen hatte, daß ich nicht weiter deklamieren konnte, Zippel, daß mir alles vor den Augen

verschwamm und sie mich forttragen mußten, denn ich sah nichts mehr als die veilchenblauen Augen der Rose .....
Weißt du, ob die Tochter der Göchin auch so wunderschön ist, wie des Rektor Schallmeyers Tochter, die Rose?"

„Das wirst du jetzt gleich selbst entscheiden können, Harry," antwortete die Zippel, das alte Haus hier mit den vergitterten Fenstern, das ist das Freihaus."

„Warum sind denn seine Fenster vergittert, Zippel?"

„Das Freihaus war vor Jahren ein Gefängnis, Harry.."

„War es ein Gefängnis, in dem die Gehenkten in der letzten Nacht vor ihrem Tode gesessen haben, Zippel, das wäre gruselig und wunderschön, wenn es ein solches Gefängnis gewesen wäre."

„Aber nicht doch, Harry. Es war ein Schuldgefängnis. Die Leute, die ihre Schulden nicht bezahlen wollten, hat man hier festgehalten, so lange bis ihre Verwandten zahlten. Jetzt ist es eben ein Freihaus und wird von der Stadt zum Wohnen für arme Leute, die keine Miete bezahlen können, hergegeben, Harry! Richtig, es brennt noch Licht in dem Zimmer der Göchin."

„Kennst du denn das Fenster der Göchin, Zippel?"

„Freilich kenne ich es. Das zweite Fenster von links im ersten Stock, das ist das Fenster von dem Zimmer der Göchin, Harry." Sie standen jetzt dicht vor dem alten, langgestreckten und unheimlichen Gebäude mit den vergitterten Fenstern. Dem kleinen Harry klopfte das Herz.

Vorsichtig hob die Zippel die Laterne, die sie aus dem Vaterhause in der traulichen Bolkerstraße hier in dies seltsam romantische Quartier an dem rauschenden Rheinstrome mitgenommen hatte.

„Wir müssen an der zweiten Klingel ziehen, Harry," sagte sie geheimnisvoll. „Das ist die Klingel mit dem gedämpften Tone, die in dem Zimmer der Göchin allein zu hören ist. Die Göchin hat mir damals, als sie meinen toten Schatz erscheinen ließ, das geheimnisvolle Wesen dieser Klingel

erklärt. Unsereins hört sie kaum. Aber das rote Sepherl hat Ohren wie eine Wildkatze, das rote Sepherl hört die Klingel."

„Ist das rote Sepherl die schöne Tochter der Hexe?" forschte nun Harry.

„Ja, Harry, das rote Sepherl ist die Tochter der Hexe."

Die Zippel hatte an der Klingel gezogen.

Der Bruchteil einer Minute verstrich. Dann öffnete sich das zweite Fenster von links im ersten Stockwerk, das einzige des ganzen Gebäudes, hinter dem noch Licht brannte, und eine hohe Diskantstimme rief hinunter:

„Ist denn wer d a ?"

„In mortis nomine," sagte die Zippel mit geheimnisvoller Stimme.

„Was sagst du da, Zippel?" fragte Harry.

„Das muß man sagen, sonst läßt einen die Göchin nicht ein. Wer das nicht sagen kann oder das nicht weiß, der wird des Nachts von der Göchin nicht in das Freihaus eingelassen. Sie hat so viele Feinde, seitdem man sie der Polizei angezeigt hat, und da hat sie sich dieses Wort ausgedacht. Man nennt das, glaube ich, eine Parole oder ein Kennwort, Harry!"

Im Freihause krachte die alte Treppe. Dann knarrte ein verrosteter Schlüssel in der wurmzerfressenen, eichenen Tür. Die Tür ging auf. In einer roten Hängebluse, ein Licht in der Hand, die angegrauten Haare schon gelöst, erschien die Göchin.

„Was ist Euer Begehr?" forschte sie, noch immer argwöhnisch.

„Könnt Ihr einen Toten heraufbeschwören, Göchin, der vor ein paar Wochen in der Düssel ertrunken ist?"

„Ihr seid's, Jungfer Zippel?"

„Ich bin's!"

„Ach ja, ich muß den toten Willy noch einmal sprechen, Göchin," stammelte nun Harry.

„Ich weiß, ich weiß," erwiderte die Göchin, „Ihr meint den Schüler, den Wilhelm von Wiczewsky, der ein Kätzchen retten wollte und in der Düssel ertrank."

„Ihr wißt das, Göchin?"

„Ich weiß alles!"

„Könnt Ihr den beschwören, Göchin?" fragte die Zippel noch einmal. „Ich geb' Euch einen Taler."

„Ich weiß nicht, ob ich ihn beschwören kann. Auch nicht für einen Taler, höchstens für zwei Taler, Zippel, der tote Willy wird viel Mühe machen."

„Warum wird der tote Willy viel Mühe machen, Göchin?" forschte nun Harry.

„Weil er ertrunken ist, mein Sohn! Mit Ertrunkenen ist das sehr schwer, schwerer als mit Gestorbenen und Begrabenen, denn Ertrunkene kommen nicht gern, weil ihre Leiche so häßlich ist. Auch Gehenkte und Geköpfte sind kaum zu beschwören."

„Versucht es, Göchin, aber versucht es doch, ich muß den toten Willy noch etwas fragen."

„Ich will es versuchen, aber ich kann Euch nicht versprechen, daß er kommt, denn Ertrunkene kommen nicht gern, ihr Leib ist vom Wasser aufgedunsen und angeschwollen, ihre Haare sind naß und ihr Gesicht hat einen grünlichen Schimmer, sie zeigen sich nicht gern. Ich kann nicht fest versprechen, ob er kommt, ob er sich vor Euch zeigt, aber am Ende kann ich ihn fragen, was Ihr wissen wollt. Kommt!"

Sie stiegen die knarrende Wendeltreppe in das erste Stockwerk hinauf.

Die Göchin voran. Den wie Espenlaub zitternden Harry führte die Zippel an der Hand.

In der Zimmertür der Göchin verschwanden die drei.

„Sepherl!" rief die Hexe.

„Ja, Mutter!"

Es war ein glockenhelles Stimmchen, das da antwortete.

Ein paar Minuten, während derer sich Harry in dem armseligen Zimmer der Göchin umsehen konnte, verstrichen. Dann kam das Sepherl aus der Schlafstube. Es hatte nackte Füße, trug nichts als ein grobes weißes Hemd und einen dunkelroten Unterrock. Über den blendend weißen Hals fiel eine wahre Fülle langer, kupferroter und gelöster Haare. Aus dem schmalen, bleichen Gesichtchen leuchteten Harry zwei große, fast grüne Augen, wie die Augen einer Katze, entgegen, und die Hände des Mädchens waren lang und schlank und weich und schmal, daß man gar nicht glauben konnte, daß dieses zarte Wesen das Töchterlein des Henkers sei.

Harry starrte sie wie eine Erscheinung an.

„Sie ist wunderschön, Zippel," stammelte er, „noch schöner als des Rektors Rose."

Die Göchin und das Sepherl achteten nicht auf die Rede des Knaben.

„Leg' die dreizehn Feldsteine in einen Kreis, Sepherl," befahl die Göchin, „und in die Mitte des Kreises den Totenschädel des Josephus Martinus Paracelsus Faber, der an einem 13. gehenkt worden ist! Das wird gut sein, da der Tote infolge eines Unglücksfalles ertrank und die Zahl 13 solche Tote zieht. . . ."

Das Sepherl kramte die Feldsteine aus der Ecke hinter dem Ofen hervor, dann holte sie den Totenschädel vom Schranke. Nachdem sie alles fein säuberlich in einem Kreise gerichtet hatte, zog die Göchin das Zauberbuch aus der Tasche ihres Rockes und begann zu lesen:

„Veni . . . veni . . veni . . . e mortuorum imperio ad lucem terrestrem
veni . . . voco . . voco . . voco . . vivos et mortuos, mortuos et vivos! Voco! . . . . . Seht, er will nicht kommen, er will nicht . . .

„Aber hört Ihr?"

„Nichts," erwiderte die Zippel.

„Ihr auch nicht, junger Herr?"

„Ich höre nichts," stammelte Harry, in dessen Gesicht Leichenblässe getreten war.

„Er ist noch zu weit, als daß Ihr ihn hören könnt. Ich allein kann ihn hören," erklärte nun die Göchin. „Er sagt, er will nicht kommen, er sei zu häßlich, er fürchtet sich zu kommen, sein Gesicht sei grün wie der Tang des Wassers, sein Mund stehe offen, sein Leib sei geschwollen, er will nicht kommen!"

„Schrecklich, schrecklich ...!" Wie ein Schrei kam das Wort aus dem Munde Harrys. „Das kann ich nicht sehen, das ist zu häßlich, laßt ihn nicht kommen, Göchin, redet Ihr mit ihm, fragt Ihr ihn, ich kann das nicht sehen, das grüne Gesicht und den aufgedunsenen Leib. Laßt ihn nicht kommen, Göchin!"

„Seht Ihr, junger Herr, was wollt Ihr also, daß ich ihn fragen soll?"

„Ihr sollt ihn fragen, Göchin, ob er uns verziehen hat, daß wir ihn in der Klasse immer gehänselt haben ... der arme, tote Willy, ich kann keine Ruhe finden, bis ich weiß, daß er uns das verziehen hat!"

„Ich werde ihn fragen. ..."

„Voco ... voco ... voco. ... Hast du gehört, was dein Freund mich gefragt hat, hast du es in deiner weiten Ferne gehört, Toter? Ruhig. ... Er antwortet, ruhig. ... Er trägt noch Schmerzen um Euch und um die andern Freunde, junger Herr!"

„Dann sagt ihm doch, Göchin, daß wir ihn um Verzeihung bitten!"

„Ich sehe ihn. Er lächelt mit seinem grünlichen Gesichte. Er ist zufrieden, er will verzeihen, er nähert sich, er will kommen, wenn ich noch einmal stärker beschwöre ... voco ... voco ... voco ..."

„Nein, nein, Göchin, nein, nein," schrie nun Harry außer sich vor Angst und Schrecken. „Ich kann ihn doch nicht

4

sehen, ich kann nichts Häßliches sehen, nein, nein, nein. Göchin, er soll nicht selbst kommen!"

„Schon entfernt er sich wieder, junger Herr. Seine Stimme klingt nur noch ganz leise und ich sehe nichts als einen grünen Schimmer in der weiten Ferne, der leuchtet von seinem Gesichte."

„Soll ich jetzt den Kreis lösen, junger Herr, dann ist er fort?!"

„Löset den Kreis, Göchin, ich kann es nicht mehr ertragen," stotterte Harry.

„Nimm den siebenten Stein von links und den fünften Stein von rechts, Sepherl, dann löst sich der Kreis leichter," befahl die Göchin.

Sepherl tat, wie die Mutter gesagt . . .

Solvo . . . Solvo . . . Solvo . . ." sprach die Göchin dreimal hintereinander. „Exitus! Exitus in absentiam! Sing' jetzt das Lied, Sepherl, daß er entweiche, und schlage leise die Zither dazu."

Das Mädchen stieg auf einen Stuhl und holte die Zither vom Schranke herunter, von wo sie vorhin den Totenschädel weggenommen hatte. Sie kauerte sich auf den Boden des Zimmers gerade unter die Lampe, und der Schein des Lichtes floß über ihr kupferrotes Haar, so daß dieses wie fließendes Feuer bei jeder ihrer Bewegungen leuchtete. Unverwandt starrte Harry das rote Sepherl, des Henkers vermaledeites Töchterlein, mit dem kein Menschenkind in ganz Düsseldorf sprechen wollte, an.

Und das Sepherl sang mit seiner silbernen und dünnen Stimme das Totenlied, das den beschworenen Willy beruhigen sollte, das unvergeßlich in die Seele des kleinen Harry drang:

„In Schwarz will ich mich kleiden,
Schwarz sei mein Festkleid nun,
Weh' mir, ich bin verlassen,
Wo er ruht, will ich ruh'n,

Die Totenglocke mit Trauerschall
Ruft: „Er ist tot, er ist nun tot“,
So will ich aufs Haupt dir pflanzen noch
Ein Blümchen rosenrot!“

In einem schmelzenden Laute erstarb Sepherls Stimme.

„Kannst du noch mehr solche Lieder?“ fragte Harry.

„Ich kann viele Lieder. Ich kenne niemanden und niemand spricht mit mir. So singe ich den ganzen Tag!“

„Wenn ich wiederkomme, sollst du mir noch mehr Lieder singen, noch viel mehr Lieder. Komm, Zippel,“ sagte nun Harry.

V.

Harry, der seine Mutter, die wunderschöne Frau Peierche, von ganzem Herzen liebte, bereitete ihr trotzdem großen Kummer. Herr Samson war den lieben langen Tag in seinem Laden beschäftigt, des Abends kam er todmüde in die Wohnung, so hatte er wenig Lust und noch weniger Zeit, bei dem aufgeweckten und romantischen Sohne nach dem Rechten zu sehen, und überließ seiner Frau mit den übrigen Kindern auch den ältesten Harry.

Heute hatte Charlotte ihren schlimmen Tag. Um zwölf des Mittags kam sie weinend aus der Schule nach Hause.

„Aber was ist dir denn, Lottchen?" forschte die Mutter und drückte ihren Liebling zärtlich an sich.

„Ach, Mutter," schluchzte das kleine Mädchen, „der Lehrer hat uns in der Klasse einen Aufsatz aufgegeben und ich kann den Aufsatz nicht schreiben."

„Aber warum denn nicht, mein Kind? Iß nur erst in Ruhe zu Mittag, dann setzt du dich nach Tisch in die gute Stube an den Schreibtisch und dann wird es schon gehen, Lottchen!"

„Nein, nein, Mutter, es wird nicht gehen. Ich habe ja alles vergessen, was der Lehrer von diesem Aufsatz gesagt hat."

Bei diesen Worten trat Harry zusammen mit einem Freunde, den die Kinder den Heringsphilosophen nannten, weil er immer so komische und dennoch blutigernste Dinge vorzubringen hatte, in die Stube.

„Was ist dir, Lottchen, du weinst ja?" fragte Harry in zärtlichem Tone.

Lottchen schluchzte nur in einemzu vor sich hin.

Da ergriff die Mutter für sie das Wort.

„Der Lehrer hat ihnen in der Klasse einen Aufsatz aufgegeben, Harry, und Lottchen hat wieder einmal, wie ge-

wöhnlich, nicht aufgepaßt. Sie weiß gar nicht, worüber sie ihren Aufsatz schreiben soll."

„So lauf' doch nach Tisch einmal hinüber zu deiner Freundin Lene, Lottchen, vielleicht hat die Lene etwas von dem Aufsatz des Herrn Lehrers behalten," fügte Frau Peierche noch hinzu und freute sich in ihrem Innersten schon des glücklichen Ausweges, den sie gefunden zu haben glaubte.

„Aber nein," weinte Lottchen weiter, „aber nein, Mutter! Lene ist heute gar nicht in der Schule gewesen. Lene hat sich erkältet und fehlt. Und die andern, die wohnen doch alle so weit, da läßt du mich doch nicht allein hin, Mutter."

Frau Peierche wußte sich keinen Rat.

„Und heute nachmittag habt Ihr keine Schule, daß du den Lehrer selbst noch einmal fragen könntest, Lottchen?"

„Heute ist doch Mittwoch, Mutter!"

„Und den Aufsatz sollt ihr schon morgen abliefern?"

„Morgen, Mutter, schon morgen!"

„Aber so besinne dich doch, Lottchen, am Ende fällt es dir doch noch ein!"

Das Kind fing an, sich ein ganz klein wenig zu beruhigen. Man aß zu Mittag. Herr Samson fehlte wieder einmal bei Tische. Er hatte sagen lassen, er habe so viel zu tun, die Familie solle nur ruhig vorher essen und man könne ihm ja für vier Uhr das Seine warm stellen.

Der Heringsphilosoph, der Harry vom Lyzeum nach Hause begleitet, hatte sich verabschiedet.

Nach Beendigung des Mittagessens schlich sich Harry, der ebenfalls heute einen freien Nachmittag hatte, zu Lottchen in die gute Stube.

„Hör, Lottchen," begann er, „der Heringsphilosoph, der mich vor Tisch begleitet hat, der hat mir unterwegs eine ganz wunderbare Geschichte erzählt, die werde ich dir als Aufsatz diktieren, Lottchen! Schreibe nur ruhig in dein Heft nach, was ich dir sage, dein Lehrer wird schon zufrieden sein!"

Lottchen horchte hoch auf.

„Aber, das ist dann doch nicht der Aufsatz, den uns der Lehrer aufgegeben hat, Harry!"

„Weißt du denn gar nichts von dem Thema, Lottchen?"

„Es fällt mir rein gar nichts davon ein!"

„So höre, die Geschichte, die mir der Heringsphilosoph erzählt hat, ist eine ganz wunderbare Geschichte."

„Der erzählt dir ja immer so greuliche Geschichten, Harry. Die Mutter mag auch gar nicht leiden, daß du so viel mit dem verkehrst, und wenn die wüßte, daß du alle paar Tage zur Göchin ins Freihaus läufst, Harry, und das rote Sepherl anstarrst . . ."

„Aber, Lottchen, wenn du mich verrätst, dann helfe ich dir nicht, dann erzähle ich dir nicht die Geschichte des Heringsphilosophen für deinen Aufsatz. Wer hat dir denn das von dem Freihaus gesagt?"

„Das verrat' ich nicht, Harry, aber ich habe das rote Sepherl selbst auf der Straße gesehen, und ein Mädel in unserer Klasse hat mir gesagt, daß du das rote Sepherl kennst und daß du zu ihr ins Freihaus gehst, Harry! Aber ich werde nichts verraten, wenn du mir hilfst. Ich finde ja auch das Freihaus und das rote Sepherl und das Weib des Henkers so furchtbar romantisch!"

„Ja, das ist furchtbar schön und furchtbar geheimnisvoll und furchtbar romantisch, Lottchen . . . aber gerade so schön ist die Geschichte, die mir der Heringsphilosoph heute auf dem Nachhauseweg aus dem Lyzeum erzählt hat. Aus der werde ich dir jetzt einen Aufsatz machen, wenn du mir versprichst, Lottchen, daß du mich der Mutter nicht verrätst!"

Lottchens Augen leuchteten. Sie hatte schon ihr ganzes Mißgeschick vergessen. Denn auch sie freute sich riesig auf die Geschichte des Heringsphilosophen, der ihr immer so unheimlich ernst und düster vorkam. Und Harry konnte so wunderbar erzählen, das mußte man dem schon lassen. Und

gespannt war sie auch darauf, was der Lehrer wohl sagen würde, wenn der diese romantische Geschichte in ihrem Aufsatzhefte fand.

„Also," begann Harry, „es ist die Geschichte von einer arabischen Prinzessin, die in einen Mohrenkönig verliebt ist, Lottchen, die der Heringsphilosoph mir erzählt hat. Der Mohrenkönig will aber nichts von ihr wissen und da sendet die Prinzessin den allmächtigen Zauberer Mustapha nach Tunesien, um das Herz des Mohrenkönigs durch einen Liebestrank zu bezaubern!"

„Ach, jetzt fällt es mir ein, Harry, es war ja auch eine romantische Geschichte aus Tausendundeine Nacht, die uns der Lehrer erzählt hat. Und ein Zauberer ist auch vorgekommen in der Geschichte, aus der wir den Aufsatz machen sollten, aber von einem Liebestrank war nicht die Rede!"

„Das wird der wohl in Eurer Mädchenschule weggelassen haben," antwortete Harry von oben herab. „Aber desto besser, wenn in Eurer Geschichte auch ein Zauberer vorgekommen ist, Lottchen, dann wird die meine für deinen Aufsatz schon ganz gut passen!"

„Daß ein Zauberer in der Geschichte vorkommt, Harry, dessen erinnere ich mich jetzt ganz genau!"

„So setz' dich an Mutters Schreibtisch, Lottchen, und ich diktiere dir!"

Mit einem wahren Feuereifer erzählte Harry, so daß Lottchen mit ihren noch ungelenken Händen kaum nachkonnte, zumal da sie selbst die Geschichte ganz mächtig packte und sie über die Phantasie des Bruders und dessen geschickte Wendungen fast das Nachschreiben vergaß.

„So," meinte Harry befriedigt, als er geendet, „ich möchte die Augen deines Lehrers sehen, Lottchen, wenn er diese Geschichte liest, wie sie mir der Heringsphilosoph erzählt hat und wie ich sie dir nachberichtet habe. Es ist eine wunderschöne Geschichte!"

„Ach ja, Harry, sie ist wunderschön. Aber der Lehrer

wird mir nicht glauben, daß ich sie selbst geschrieben habe. Harry, weil sie viel zu schön ist."

„Bist du dumm, Lottchen? Natürlich wirst du dem Lehrer sagen, daß du die Geschichte selbst geschrieben hast!"

„Aber man darf doch nicht lügen, Harry, das sagt doch die Mutter immer zu uns, daß man nicht lügen darf."

Harry schwieg.

Er schien im Zweifel, was er auf diesen moralischen Einwand der Schwester erwidern sollte. Endlich sagte er:

„Der Heringsphilosoph, Lottchen, sagte neulich, daß alle Menschen sich selbst und den andern immer etwas vorlügen, Lottchen!"

„Ach, der," meinte nun Lottchen. „Wenn er auch so schöne Geschichten weiß. Ich mag ihn nicht leiden. Er ist unheimlich, Harry."

„Gerade deshalb mag ich ihn so gern, weil er so unheimlich und immer so traurig ist, Lottchen. Ich liebe die Menschen, die unheimlich und traurig sind."

„Du bist ja verrückt, Harry! Und dann, man soll mit dem Heringsphilosophen gar nicht verkehren, Harry! Das hat auch neulich die alte Zippel gesagt. Sein Vater ist ein Wucherer, der den Leuten den Hals abschneidet, und solch' ein Wucherer, der fände auch im Grabe nimmer seine Ruh', hat die Zippel gesagt!"

Harry wurde nachdenklich. Er stützte den Kopf in die Hand und sah lange vor sich hin.

„Ich glaube, das verstehst du noch nicht, Lottchen! Man darf doch dem Heringsphilosophen keinen Vorwurf daraus machen, daß sein Vater ein Kornwucherer ist . . siehst du, das ist gerade so, wie wenn uns die anderen „Jiddche" nachrufen, wir können doch alle nichts dazu. Und das ist ungerecht, Lottchen! Der Heringsphilosoph kann gar nichts dazu, daß sein Vater ein Wucherer ist, und wir können gar nichts dazu, daß unser Vater ein Jude ist, und darum ist es ungerecht, einen das empfinden zu lassen, wozu er nichts

kann, und deshalb verkehre ich für mein Teil gerade mit dem Heringsphilosophen!"

„Ach, tu' doch nicht so, Harry," sagte nun Lottchen. „Wenn er nicht so wunderbare Geschichten wüßte und wenn er dir nicht, wie Mutter immer sagt, mit seinem verrückten Zeug den Kopf verdrehte, dann würdest du auch nicht aus lauter Mitleid mit ihm verkehren."

Mag sein, Lottchen, daß ich mit einem dummen Burschen auch aus Mitleid nicht verkehren würde, das mag schon sein," erwiderte nun Harry ernst. „Aber der Heringsphilosoph, das ist ein grundgescheiter Mensch, Lottchen, von dem man viel lernen kann, der Heringsphilosoph ist nämlich ein Atheist . ."

„Was ist denn das wieder, Harry, ein Atheist, was ist denn das für ein Unsinn? Wer hat dir denn das wieder aufgebunden?"

Nun wurde Harry böse.

„Das verstehst du wieder nicht, Lottchen, das hat mir niemand aufgebunden, und das ist kein Unsinn, ein Atheist, das ist ein Atheist, ein ganz gescheiter Mensch, der nicht katholisch und nicht evangelisch und nicht jüdisch ist, Lottchen, der glaubt an gar nichts, und am Ende werde auch i c h noch einmal ein Atheist, wie der Heringsphilosoph, der sich selbst am liebsten so nennen hört!"

„Was du nicht alles werden willst, Harry, lerne erst einmal deine griechische Grammatik, du hast im letzten Domesticum wieder einen Vierer gehabt, hat die Mutter noch heute gesagt."

„Ist das der Dank dafür, daß ich dir bei deinem Aufsatz geholfen habe, Lottchen, daß du mir jetzt mein Domesticum vorhältst," sagte nun Harry. „Das nächstemal kannst du dir deine Geschichten für deinen Lehrer allein aus den Fingern saugen! Und, wie ich dich kenne, wird das lange dauern, Lottchen! Ich mache mir eben nichts aus der Grammatik, aus diesen dummen Verben auf mi nichts, und aus dem

andern Zeug erst recht nichts! Aber die Geschichten hab' ich gern, die der Professor uns aus der Mythologie erzählt, die Geschichte von der Semele und von der Danaë und all' den anderen schönen Frauen, die Zeus, der Vater der Götter und Menschen, geliebt hat, Lottchen!"

„Aber sei doch nicht böse, Harry: Auch ich bin ja so neugierig, was der Lehrer morgen von dem Aufsatz in meinem Heft, über den Liebestrank und die arabische Prinzessin und den Zauberer Mustapha und den Mohrenkönig sagen wird!"

Den ganzen Rest des Nachmittags und den Abend veranstalteten Harry und Lottchen noch ihr geheimes Getuschel und Geplauder, so daß die Mutter schließlich ganz nervös wurde und sie beide in ihre Betten schickte.

Sie war wieder einmal wie des öfteren allein, denn Herr Samson hatte sich heute mit einem Geschäftsfreund aus Leipzig verabredet und wurde vor Mitternacht nicht zurück erwartet.

Als die Mutter Lottchen ihren Gutenachtkuß gab, fragte sie: „Nun, bist du denn jetzt mit deinem Aufsatz im Reinen?"

„Harry hat mir geholfen, Mutter, aber nichts verraten. eine wunder-wunderschöne Geschichte von einem Zauberer hat er mir diktiert, Mutter, ich bin gespannt, was der Lehrer dazu sagen wird, aber nichts verraten, Mutter!"

Am folgenden Tage kam Lottchen ganz aufgeregt aus der Schule nach Hause. Harry war noch auf dem Lyzeum.

„Aber was hast du denn, Lottchen," fragte die Mutter. „Du bist ja außer Atem, mein Kind, und dein Gesichtchen ist feuerrot!"

„Denke dir nur, Mutter," erwiderte Lottchen. „Der Lehrer hat mich in das Konferenzzimmer gerufen und hat mich gefragt, wer die Geschichte von dem Zauberer in meinem Hefte geschrieben hat. Da hab' ich ihm gesagt, ich, Herr Lehrer. Er aber hat es nicht geglaubt. Und dann hat er zu mir gesagt, es sind noch zwei Professoren mit ihm im Konferenzzimmer gewesen, Mutter, und dann hat er gesagt: Ich will dich nicht

schelten, Lottchen, wenn du mich auch angelogen hast, aber du sollst mir die Wahrheit sagen, denn ich muß wissen, wer diese Geschichte geschrieben hat, das ist eine ganz wunderbare Geschichte, das ist ja ein Meisterwerk, hat er gesagt."

Frau Peierche lächelte ganz glücklich: „Und da hast du doch dem Lehrer die Wahrheit gesagt, Lottchen!"

„Freilich, ich war doch so stolz, Mutter, wie er bei den beiden anderen Professoren das von dem Meisterwerk gesagt hat, und da habe ich zu ihm gesagt: Dieses Meisterwerk hat mein Bruder Harry geschrieben, Herr Lehrer."

„Dein Bruder Harry, der auf dem Lyzeum beim Rektor Schallmeyer ist?" hat der Lehrer dann gefragt.

„Ja, Herr Lehrer," habe ich gesagt, „ich habe nur einen Bruder Harry, und der ist auf dem Lyzeum bei dem Rektor Schallmeyer. Und weißt du, was er dann gesagt hat, Mutter, darüber bin ich ja um Harry so stolz und so froh?"

„Was hat er dann weiter noch gesagt, mein Kind?"

„Er hat gesagt, wer so etwas geschrieben hat, aus dem wird ein ganz großer Dichter! Das hat er gesagt, Mutter, und du weißt doch, Harry hat doch immer gesagt, daß er etwas ganz Großes werden will, und darum habe ich mich um seinetwillen so gefreut. Und dann hat er den beiden Professoren die Geschichte vorgelesen und die haben dasselbe gesagt."

„Gib mir doch einmal das Heft, Kind!"

„Aber das Heft habe ich doch gar nicht, Mutter, das Heft hat der Lehrer behalten. Ich glaube, Mutter, daß er das Heft dem Rektor Schallmeyer vom Lyzeum geben und daß er dem sagen will, daß Harry diese Geschichte geschrieben hat und daß Harry ein großer, ein ganz großer Dichter wird! Freust du dich denn nicht darauf, Mutter? Ich, ich freue mich riesig darauf, wenn alle Leute sagen werden, daß Harry ein großer Dichter ist, und wenn ich dann den Leuten sage, Harry ist mein Bruder und Harry hat die Geschichte von dem Zauberer in meinem Aufsatzheft geschrieben."

Frau Peierche wurde ernst.

„Ich will die Geschichte erst einmal selbst lesen, Lottchen, ehe ich das glauben kann."

„Aber der Lehrer und die beiden Professoren haben es doch vor meinen Ohren gesagt, Mutter, daß Harry ein ganz großer Dichter wird!"

Lottchen tat ganz beleidigt darüber, daß die Mutter dem Urteil dieser drei Autoritäten so wenig Bedeutung beizumessen schien. Aber Frau Peierche erwiderte kein Wort, sie wurde immer ernster und nachdenklicher. Und endlich sagte Lottchen:

„Aber freust du dich denn nicht, Mutter, wenn Harry ein großer und berühmter Dichter wird?"

„Aber gewiß freue ich mich, mein Kind! Ich denke nur darüber nach, was Vater dazu sagen wird, der aus Harry einen tüchtigen Kaufmann machen will, ich denke darüber nach, was Onkel Salomon in Hamburg dazu sagen wird, auf den Vater für Harrys Zukunft so große Hoffnungen setzt! Das verwirrt mich, Lottchen, und das bereitet mir ernste Sorge."

„Aber, Vater und Onkel werden auch stolz und glücklich sein, Mutter, wenn Harry ein ganz großer Dichter ist!"

Frau Peierche küßte ihr Lottchen gerührt auf die Stirn.

„Gewiß werden sie das, Lottchen, wenn er es erst ist und wenn ihn alle Welt erst dafür hält! Aber du hast doch wohl noch keine rechte Vorstellung davon, Lottchen, was das ist, ein ganz großer Dichter, und mit viel Tränen und Sorgen und Kummer, mit Bitternissen und Enttäuschungen, Schmutz und Ärger der Ruhm, ein ganz großer Dichter zu heißen, erkauft sein will. Goethe ist ein ganz großer Dichter, und Schiller ist einer gewesen, und Schiller hat fliehen müssen von Stuttgart nach Mannheim, man hätte ihn eingesperrt, und verhungert wäre er beinahe, weil er ein ganz großer Dichter war!"

Auch Lottchen machte jetzt ein ganz betrübtes Gesicht.

„Aber es braucht doch Harry nicht zu gehen, Mutter, wie Schiller, wenn er ein ganz großer Dichter wird. Goethe ist es doch auch nicht gegangen wie Schiller, Mutter!"

„Nein, Goethe ist schon als junger Mann Minister in Weimar geworden. Und dann ist er in der Liebe und im Ansehen der Menschen immer höher gestiegen und heute steht er wie eine Sonne über Deutschland und unserer ganzen Zeit!"

„Nur der Kaiser ist noch größer, nicht wahr, Mutter?" fragte Lottchen jetzt ganz ernst.

„Ich weiß es wirklich nicht, mein Kind, wer da größer ist, jener an Gedanken oder dieser an Taten. Aber setz' dich dorthin, Lottchen, ich will dir eine Geschichte erzählen, wie der Kaiser bei dem großen Goethe war!"

Gespannt sah Lottchen Frau Peierche an. So gern hörte sie Geschichten aus dem Munde der Mutter und nun gar diese Geschichte, wie der Kaiser bei dem großen Goethe war.

„Das ist noch gar nicht so lange her, Lottchen," erzählte die Mutter. „Damals war in Erfurt ein großer Kongreß. Der Kaiser von Rußland traf mit dem großen Kaiser zusammen, viele deutsche Fürsten sind auch zugegen gewesen. Und damals hatte Goethe eine Audienz bei dem Kaiser."

„Was ist denn das, Mutter, eine Audienz?"

„Aber, törichtes Kind, einen Kaiser und nun gar den großen Kaiser der Franzosen kann man doch nicht so besuchen, wie einen anderen Menschen, wenn einem das gerade paßt. Zu einem solchen Besuche wird man zu einer bestimmten Stunde befohlen, und das nennt man eine Audienz."

„Weiter, Mutter!"

„Also der große Goethe wurde zu dem Kaiser zu einer Audienz befohlen. Der Kaiser saß gerade beim Frühstück, als Goethe bei ihm eintrat, an seiner Seite saßen Talleyrand und Daru."

„Und weiter, Mutter?"

„Der Kaiser winkte dem großen Goethe, nahe an ihn

heranzukommen, aber Goethe blieb, wie sich das gebührt, in schicklicher Entfernung stehen. "

„Und was sagte der Kaiser zu dem großen Goethe, Mutter?"

Aus seinen klugen, scharfen Augen blickte der Kaiser den Dichter lange prüfend an und dann sagte er auf französisch, Lottchen: Vous-êtes un homme!"

„Was heißt das, Mutter?"

„Das wirst du doch verstehen, Lottchen," ermahnte nun die Mutter. „So viel französisch hat mein kluges Mädel doch schon gelernt, das kannst du dir doch übersetzen. Das heißt: Sie sind ein Mann!"

„Das war schön von dem großen Kaiser gesagt, Mutter! Und weißt du noch mehr von dem Kaiser und dem Goethe?"

„Ja, Lottchen! Der Kaiser fragte nach dem Werther, den er als junger Mensch in Paris und noch später als großer Feldherr im Kriege in Aegypten bei den Pyramiden gelesen hatte."

„Was ist das, der Werther, Mutter?"

„Der Werther ist das berühmteste Buch, das der große Goethe noch in Frankfurt geschrieben hat, Lottchen. Es ist ein Roman, ein rührender Roman. Und die Heldin des Romanes heißt wie du, Lottchen. Viele Eltern in allen Ländern der Erde haben ihre Töchter nach dem Werther Lotte genannt, denn der Werther ist in alle Sprachen übersetzt worden, Lottchen! Es gab eine Zeit, da zogen sich die jungen Leute an, wie dieser Werther, die Tage, da man bittere Tränen über das Schicksal Werthers und seiner Lotte vergoß! Und diesen berühmten Roman des großen Goethe hat auch der große Kaiser gelesen und nach ihm hat ihn der Kaiser in Erfurt gefragt!"

„Da muß aber der Goethe unendlich stolz gewesen sein in Erfurt, Mutter, wenn der Kaiser seinen Roman gelesen und ihn danach gefragt hat!"

„Das wird er auch gewesen sein, Lottchen! Als Goethe

wegging, soll ihm der Kaiser noch lange nachgeblickt und noch einmal zu Talleyrand gesagt haben: Sehen Sie, das ist ein Mann!"

„Da freue ich mich, Mutter!"

„Warum, Kind?"

„Ei, wenn Harry auch einmal so ein großer Dichter wird und ein Kaiser seine Geschichten lesen und von ihm sagen wird: „Das ist ein Mann!" dann können wir alle unendlich stolz auf Harry sein, der Vater und du, Mutter, und die Brüder und auch ich! Und er wird so was werden, Mutter, das haben der Lehrer und die Professoren heute gesagt."

Frau Peierche drückte ihr Lottchen zärtlich an sich.

„Du hast den Bruder sehr, sehr gern, Lottchen?" fragte sie.

„Ich hab' ihn furchtbar lieb, Mutter, den Harry."

„Behalt' ihn lieb, Lottchen, ob er nun ein großer Dichter oder was anderes wird!"

Das Kind schwieg und sah die Mutter erstaunt an. Für sie war es schon heute eine ausgemachte Sache, daß Harry nach dem Urteil des Lehrers und der Professoren nun gar nichts anderes mehr werden durfte.

Aber Frau Peierche gab sich ihren trüben Gedanken hin, denn sie quälte die Frage, was wohl Samson und Onkel Salomon in Hamburg zu Harrys poetischem Talente sagen möchten.

VI.

Ein paar Tage später stellte sich Rektor Schallmeyer vom französischen Lyzeum in Frau Peierches Wohnung in der Bolkerstraße ein. Harrys Mutter empfing den jovialen und rundlichen Herrn, dem man es schon von weitem ansehen konnte, daß er einst dem priesterlichen Stande angehört hatte, mit sehr gemischten Gefühlen. Als die alte Zippel ihn meldete und er bald darauf in ihre gute Stube eintrat und sie begrüßte, mußte Frau Peierche unwillkürlich an die Witze denken, die der kleine Harry schon des öfteren über diesen allzu rundlichen Rektor seines Lyzeums vom Stapel gelassen hatte. Ein leises Lächeln glitt bei Schallmeyers Erscheinen über Frau Peierches feine Züge. Ihr fiel gerade ein, daß Harry sie eines Abends im allerernstesten Tone von der Welt gefragt hatte:

„Nicht wahr, Mutter, als Zeus die Erde verteilte, da ist der Rektor Schallmeyer von unserem Lyzeum sicher auch mit dabei gewesen?“ Und als sie verweisend gesagt hatte: „Aber, wie kommst du denn wieder auf solche Dummheiten, Harry!“ da hatte der Junge, ein schelmisches Leuchten in den Augen, geantwortet: „Nun, Mutter, Schiller hat sicher den Schallmeyer gemeint, als er von dem Abte erzählte, der sich für den edlen Firnewein entschlossen hat!“ Da hatte sie trotz allem über die Treffsicherheit des Witzes ihres Lieblings laut lachen müssen, und an diesen seinen Ausspruch dachte sie nun, als Schallmeyer eben auf sie zuging und ihr freundlich die Hand reichte. Ein behagliches Grinsen lag um seinen breiten Mund und die in der Tat etwas stumpf geratene und zwiebelrunde Nase, von der die Zippel der Ansicht war, daß sie der wunderschönen Rose als väterliches Erbteil zugefallen, glänzte in einem Rot, wie es in der weingesegneten, rheinischen Gegend am üppigsten gedeiht.

„Nun, Herr Rektor," begann Frau Peierche das Gespräch. Sie hatte auf den Lippen: „Was ist denn schon wieder mit Harry vorgefallen?" Aber sie verschluckte diese Frage und sagte: „Bitte, Platz zu nehmen, Herr Rektor, womit kann ich Ihnen dienen?"

Schallmeyer bemächtigte sich etwas umständlich eines mit bordeauxrotem Rips überzogenen, für seine Körperfülle fast zu zierlichen Stuhles, und, nachdem er sich unter Frau Peierches ängstlichen Blicken recht hörbar auf das zerbrechliche Ding niedergelassen hatte, zog er ein großes, rot und hellgelb kariertes Taschentuch aus dem Zipfel seines blauen Frackrockes und putzte umständlich seine goldene Brille, die ihm unterwegs vom Lyzeum in die Volkerstraße infolge des draußen herrschenden feuchten Wetters angelaufen war.

Frau Peierche saß ihm gegenüber auf dem altfränkischen Sofa. Ob dieser langen Vorbereitung von seiten Schallmeyers zitterte sie wieder einmal wegen ihres Goldharry und vor allem vor einem Zornesausbruche Herrn Samsons, der dem Jungen sicher bevorstand, und fragte noch einmal ganz verängstigt:

„Womit kann ich Ihnen denn dienen, Herr Rektor Schallmeyer? Was verschafft mir denn die Ehre Ihres Besuchs? Es ist doch sicher Harrys wegen?"

Schallmeyer war mit dem Putzen seiner Brillengläser zu Ende. Er schob das Instrument, ohne das er keine fünf Schritt weit zu sehen vermochte, wieder auf die leuchtende Nase. Dann meinte er: „Ist es erlaubt, Frau Peierche, daß ich vorerst eine Prise nehme?"

„Aber ich bitte, Herr Rektor!"

Der Rektor zog eine Perlmutterdose aus der Tasche und reichte sie zuerst gewohnheitsmäßig Frau Peierche hin.

„Nein, doch nicht, Herr Rektor," antwortete diese.

Dann schnupfte Schallmeyer lange und langsam durch beide Nasenlöcher, nieste und grunzte behaglich, und endlich sagte er:

„Ja, Frau Peierche, ich komme wegen Ihres Harry."

„Hat denn der Junge schon wieder etwas, Herr Rektor? Der Junge ist auch gar zu . . ."

Schallmeyer ließ Frau Peierche nicht ausreden.

„Nein, Frau Peierche, diesmal komme ich aus einem andern Grunde. Ich habe diesmal keine Beschwerde gegen Ihren Harry in der Tasche. Ganz im Gegenteil, Frau Peierche!"

„Gott sei Lob und Dank, Herr Rektor!" Wie ein Ausruf der Erleichterung kamen diese Worte von Frau Peierches Lippen. „Sie glauben gar nicht, Herr Rektor, was für eine Müh' und Not ich mit dem Jungen habe! Mein Mann ist den ganzen Tag im Geschäft, und da fällt die ganze Last der Verantwortung immer auf mich, wenn der Harry nicht nach Vater Samsons Wunsch und Meinung ist."

„Das will ich Ihnen gerne glauben, meine liebe Frau Peierche! Mit einem Jungen, wie Ihrem Harry, ist das keine leichte Sache! Das ist ein aufgeweckter Junge und ein gescheiter Junge, Frau Peierche, und mit solchen Kindern ist das eben immer ein ander Ding als mit der Durchschnittssorte, die lernt, was man ihr aufgibt, die keine Fragen und keine Zweifel hat, und die darum dem Lehrer und Erzieher und den Eltern keine sonderliche Arbeit bereitet!"

In Frau Peierches Innerem regte sich natürlich bei den Worten des Rektors der mütterliche Stolz.

Schallmeyer machte, seiner Gewohnheit gemäß, wieder einmal eine längere Pause, und Frau Peierche bemerkte:

„Aber der Herr Rektor entschuldigen, ich habe ganz vergessen, dem Herrn Rektor was anzubieten. Wir haben einen vorzüglichen Malaga im Hause, den Samson von einem Geschäftsfreunde in Spanien kommen läßt. Und Malaga ist vor Tische wirklich etwas sehr Angenehmes."

Zunächst zierte sich der Herr Rektor.

Er meinte, vor Tische pflege er überhaupt nichts zu trinken. Und weiter, der Arzt habe ihm Mäßigkeit em-

pfohlen und er sei drauf und dran, den Weingenuß mit der Zeit, natürlich mit der Zeit, ganz einzustellen.

„Na, ein Gläschen Malaga hat noch keinen umgeworfen," scherzte jetzt Frau Peierche. „Das wird es also auch bei Ihnen nicht fertig bringen, Herr Rektor Schallmeyer!"

Mit diesen Worten erhob sie sich und ging an die Tür, an deren Seite die buntgestickte Klingelschnur hing.

Sie läutete. Man hörte es durch das ganze Haus.

Mit einem ganz verstörten Gesicht betrat die alte Zippel die Stube. Seit ihrem nächtlichen Besuche bei der Köchin, zu dem sie Harry mitgenommen, hatte sie kein gutes Gewissen mehr, obwohl sie die Sache beim letzten Abendmahl gebeichtet hatte, und nun war der Rektor in Frau Peierches guter Stube. Der hatte sicher etwas von diesem Ausflug ins Reich der vierten Dimension gehört. Darum fiel der alten Zippel ein Stein vom Herzen, als sie jetzt Frau Peierches Stimme vernahm:

„Bringen Sie doch eine Flasche Malaga, Zippel, und zwei Gläser!"

So rasch sie ihre Beine tragen wollten, verschwand sie wieder. Sie mochte den da mit seiner goldenen Brille, durch die der einen immer so forschend ansah, gar nicht mehr länger vor sich haben.

„Also, meine liebe Frau Peierche," nahm nun der Rektor das unterbrochene Gespräch wieder auf. „Ich habe nämlich die Geschichte gelesen, die Ihr Harry für die kleine Charlotte in das Aufsatzheft geschrieben hat."

„Ja, Herr Rektor, mein Charlottchen hat mir vor einigen Tagen davon erzählt.

„Das ist eine Zaubergeschichte von einer arabischen Prinzessin, von einem Mohrenkönig und einem Liebestrank und einem Zauberer, Frau Peierche, und das ist so wunderbar geschrieben, daß es einem bald kalt, bald warm dabei wird, wenn man das liest! Wo der Junge das nur her haben mag?"

„Er liest viel, Herr Rektor, und die Jungen erzählen sich alles mögliche untereinander. Besonders einen Freund hat Harry, der öfters zu uns kommt, den nennen sie in der Schule den Heringsphilosophen oder den Atheisten. Ist das nicht drollig, Herr Rektor?"

„Ach, Sie meinen den armen Jungen, dem man es immer nachträgt, daß sein Vater einmal wegen Kornwuchers gesessen hat?"

„Den meine ich, Herr Rektor!"

„Und Sie sind der Ansicht, daß Ihr Harry von dem die Kunst zu fabulieren gelernt haben soll, Frau Peierche?"

„Ich bin der Ansicht, Herr Rektor, daß dieser Freund ihm wenigstens mancherlei Anregung gibt!"

„Stoffliche vielleicht, Frau Peierche, aber die Kunst, das so zu schildern, wie Ihr Harry das in dieser Geschichte gemacht hat, das ist ein großes, ein angeborenes Talent, und darum bin ich gekommen. Hat sich nicht Herr Samson einmal dahin geäußert, daß Harry nach Beendigung des Lyzeums in eine Handelsschule kommen und Kaufmann lernen soll?"

„Es war immer die Absicht meines Mannes, Herr Rektor, aus Harry einen tüchtigen und soliden Geschäftsmann zu machen, wie er selbst einer ist. Harry ist der Älteste, und, so Gott will, wird sich unser Tuchgeschäft hier in der Bolkerstraße noch weiter entwickeln. In seinem Onkel Salomon in Hamburg hat mein Harry des weiteren ein leuchtendes Beispiel, Herr Rektor, wie weit es ein zuverlässiger Kaufmann heutzutage bringen kann! Und dann, da Sie diese Frage anschneiden, die meinen Mann Tag und Nacht beschäftigt, sobald er sich einmal von seinen rein geschäftlichen Sorgen losgerissen hat, wollen wir auch ganz offen miteinander reden. Wir sind Juden, Herr Rektor! Und was bleibt denn dem Juden heutzutage in Deutschland anders übrig, als der Handel? Sagen Sie doch selbst. Unter dem Kaiser ist das, was früher noch schlimmer war, ja besser

und erträglicher geworden. Aber des Staates hohe Stellen sind den Söhnen aus jüdischen Familien verschlossen, und Medizin zu studieren, das ist auch nicht jedermanns Sache!"

„Ich meinte nur die Geschichte, die Ihr Harry da geschrieben hat, Frau Peierche!"

„Dichter, meinen Sie, Herr Rektor, Schriftsteller? Da braucht man sich doch nur umzusehen, wie elend es denen geht, die gezwungen sind, von ihrer Feder zu leben. Es ist doch nicht jeder ein Herr von Goethe, der mit vierundzwanzig Jahren weltberühmt und mit dreißig weimarischer Staatsminister wird, Herr Rektor!"

„Das freilich nicht, Frau Peierche. Aber, das habe ich auch gar nicht gemeint, daß Ihr Harry so ohne weiteres ein Dichter oder ein Schriftsteller werden soll! Ich war nur der Ansicht, daß er nach Beendigung des Lyzeums eine Universität beziehen und etwas studieren sollte, Frau Peierche!"

„Und was sollte mein Harry studieren, Herr Rektor? Ich habe Ihnen, glaube ich, schon vorhin deutlich genug gesagt, daß das Studium in Deutschland für uns Juden noch so gut wie verschlossen ist!"

„Aber gerade deshalb bin ich ja zu Ihnen gekommen, Frau Peierche! Ich weiß nicht, wie Herr Samson meinen Vorschlag aufnehmen wird, und darum möchte ich Ihnen meinen Vorschlag zuerst vorlegen. Ich wollte Sie nämlich ganz unter uns fragen, Frau Peierche, ob Sie es nicht auch für gut und für richtig und für praktisch und vor allen Dingen auch für nützlich hielten, wenn Ihr Harry unter den gegebenen Umständen getauft würde und zum Christentume überträte, dann steht ihm doch die Bahn zu allen hohen Stellen des Staates und der Kirche offen!"

„Der Kirche, der katholischen Kirche, meinen Sie, Herr Rektor?"

Voll maßlosen Erstaunens waren Frau Peierches Augen ob dieses Vorschlages des Rektors Schallmeyer auf dessen Gesicht gerichtet. Aber der ließ sich durchaus nicht irre machen,

sondern zog wieder die Perlmutterdose aus dem Schoße seines Frackes, schnupfte und meinte:

„Sie sind so erstaunt, Frau Peierche, und dennoch rede ich in vollem Ernste, und habe mir das, was ich rede, sehr genau überlegt. Ich habe Ihren Harry im Lyzeum sehr genau beobachtet, ich kenne seine Neigungen und Talente sehr genau. Und gerade aus diesem Grunde halte ich es für meine Pflicht, Ihnen meinen wohlgemeinten Rat zu erteilen. Ihr Harry mit seinen Talenten, der kann es bis zum Bischof, der kann es bis zum Kardinal bringen, wenn er übertritt!“

„Und das sagen Sie mir, Herr Rektor, der doch selbst aus dem geistlichen Stande geschieden ist, der Lehrer geworden ist, der geheiratet, der eine schöne Frau und reizende Tochter hat, das sagen Sie mir, Herr Rektor?“

„Wer sagt Ihnen denn, Frau Peierche, daß ich meinen Schritt trotz allem nicht doch schon bereut habe? Und dann, ganz offen, ich bin doch nicht Ihr Harry, in dem Jungen schlummert etwas, Frau Peierche, was nur auf den rechten Weg gebracht zu werden braucht, und der rechte Weg scheint mir in diesem Falle die Priesterlaufbahn der katholischen Kirche zu sein, was Ihren Harry bis zu den höchsten Stellen in der Welt führen kann und wird. Denken Sie an eine Erscheinung, Frau Peierche, wie Richelieu in Frankreich eine gewesen ist, und Richelieu war doch auch Kardinal! Ich habe nie geglaubt, mir die Talente zusprechen zu dürfen, Frau Peierche, die ich heute schon an Ihrem Harry entdeckt zu haben glaube!“

„Aber, Herr Rektor, sagen Sie um Gotteswillen meinem Manne nichts von solchen geradezu abenteuerlichen Ideen, mein Mann ist durchaus praktisch und nüchtern veranlagt, der würde beide Hände über dem Kopfe zusammenschlagen, Herr Rektor, wenn er von solchen Ideen hörte!“

Schallmeyer schwieg.

Frau Peierche mußte leise vor sich hinlächeln, wenn sie

sich in der Phantasie so etwas vorstellte, ihren Harry in dem violetten Gewande des Bischofs oder in dem scharlachroten eines Kardinals. Das Brevier in der Hand, das Kreuz des Erlösers an einer langen Kette tragend! Das war ja gar nicht auszudenken! Und dennoch, wie eine Vision sah sie das plötzlich vor ihrem geistigen Auge, und diese Vision schreckte sie und schmeichelte ihr zugleich. Der Rektor mochte wohl ahnen, welche Gedankengänge sich in dem Kopfe seines Gegenübers abspielten, aber er ließ trotzdem noch nicht locker, sondern er fuhr fort:

„Glauben Sie denn im Ernste, Frau Peierche, daß sich Ihr Harry, nach allem, was wir bis jetzt an ihm erlebt und gesehen haben, für den praktischen und nüchternen Beruf eines Kaufmanns eignen wird, ich glaube es, offen gestanden, schon lange nicht mehr, ganz abgesehen davon, wie schade es sein wird, wenn seine wirklich großen Talente brach gelegt werden!"

„Aber er ist doch noch so jung, Herr Rektor, das können wir doch heute wirklich noch nicht wissen!"

„Da muß ich Ihnen schon recht geben, Frau Peierche, wissen können wir das heute in der Tat noch nicht! Aber ahnen können wir es und vorbeugen sollten wir. Wissen Sie, daß ich Angst um Ihren Harry habe, Frau Peierche!"

„Sie haben Angst um ihn, Herr Rektor?"

Mit wahrhaft mütterlicher Liebe und Sorge war die bange Frage von Frau Peierches Lippen gekommen.

„Ja, Frau Peierche, ich habe Angst, wenn ich mir vorstelle, daß er Jude bleibt, daß infolgedessen, was, wie ich glaube, nicht ausbleiben wird, sein Innerstes verbittert, dann habe ich Angst, was aus diesen großen Talenten werden soll, wenn sie erst auf eine falsche Bahn gelenkt sein werden. Ihr Harry ist weich, er ist sensibel wie selten ein Junge, er vergießt Tränen um eine geknickte Blume und um ein totes Kätzchen und . . . und . . ."

„Das weiß ich alles, Herr Rektor; aber was meinen Sie noch?"

„Er hat noch eine Eigenschaft, Frau Peierche, von der ich mich nicht erinnere, sie jemals an irgend einem meiner Schüler, vor allem nicht in so jugendlichem Alter, entdeckt zu haben. Er ist ungemein begeisterungsfähig für alles Schöne, Große und Ideale, das findet sich ja gottlob oft bei der Jugend, und wäre also nicht absonderlich erstaunlich oder gar bedenklich zu nennen, aber, aber, wenn man nicht mit seiner Meinung geht, dann schlägt ganz plötzlich seine Begeisterung in eine grausame Spottlust um, dann zerreißt er nicht nur das, was ihm noch eben hoch und heilig war, in Fetzen, nein, dann halte ich ihn dazu imstande, daß er auch das eigene Herz in blutige Stücke zerfetzt! Und darin liegt die Gefahr, Frau Peierche, die ich für ihn sehe, wenn seine großen Talente durch eine falsche Berufswahl und eine im Judentum heute noch begründete schiefe Stellung in der Welt auf eine abschüssige Bahn gelenkt werden sollten. Das gibt mir zu denken, Frau Peierche, und darum habe ich Ihnen vorhin den Vorschlag gemacht, schon jetzt, in jugendlichstem Alter, eine Sache von ihm zu nehmen, die am Ende nicht nur für ihn selbst, die sogar in seinen Händen zu einer Geißel für andere werden wird und werden kann!"

Schallmeyer schien zu Ende. Es hatte ihn Mühe genug gekostet. Jetzt wischte er sich den perlenden Schweiß mit dem rot und gelb karierten Taschentuch aus der Stirn und meinte:

„Sie haben hier aber wacker geheizt, Frau Peierche!"

Dann leerte er das noch zur Hälfte gefüllte Glas Malaga, das vor ihm auf dem ovalen Salontische stand und reichte, sich erhebend, Frau Peierche die Hand.

„Also, weisen Sie meinen Vorschlag nicht gleich von der Hand, Frau Peierche," sagte er noch einmal, „und wenn Sie eine Frage Harrys wegen auf dem Herzen haben, dann

kommen Sie vertrauensvoll zu mir, da ja Herr Samson ausschließlich Geschäftsmann ist. Ich fürchte, ich fürchte, es wird noch einmal einen heißen Kampf zwischen dem Kaufmann und dem Geiste Ihres Harry geben!"

„Sagen Sie das nicht, Herr Rektor," erwiderte nun Frau Peierche in Angst. „Ich habe ja schon selbst so oft daran gedacht, daß es noch einmal, am Ende schon recht bald, einen harten Kampf geben wird und geben muß!"

Schallmeyer schüttelte ihr die Hand und ging.

Von dieser Unterredung mit dem Erzieher Harrys erzählte Frau Peierche ihrem Manne Samson kein Sterbenswort. Sie kannte die Ideen und die Pläne ihres Mannes und dessen Starrkopf auf diesem Gebiete nur zu gut. Der war fest entschlossen, sein Tuchgeschäft in der Bolkerstraße zu höchster Blüte zu bringen und sah in seinem Ältesten, um dessen Talente er sich nicht kümmerte, den geborenen Nachfolger in Wolle und Buckskin. Wie sie dem Rektor gesagt hatte, beide Hände würde Herr Samson über dem Kopfe zusammenschlagen, wenn man ihm in Bezug auf Harrys Zukunft mit solchen Sachen kam! Und dann ... zum Katholizismus übertreten, Priester werden, diese Idee des guten Schallmeyer, die war doch in der Tat bei Harrys Charakter mehr als grotesk. Die Zeiten der Renaissance in Italien und des Regimes des vierzehnten Ludwig in Frankreich waren doch endgültig vorbei, die Zeiten, da der galant'homme einer sich über alle Schranken hinwegsetzenden Gesellschaft im Kardinalsgewande zu Abenteuern mit schönen Frauen ging. Und sie kannte doch ihren Harry, so klein er noch war. Die Szene bei der Osterprüfung und der Eindruck, den des Rektors Rose auf ihn gemacht, das stand deutlich und lebendig in Frau Peierches Innerem, wenn sie sich ein Bild von Harrys Wesen entwarf.

Nein, da war es schon besser, die Dinge ruhig an sich herankommen zu lassen und zu warten, was das Leben selbst für Wege wies. Wenn sie Samson heute etwas sagte.

dann lief sie Gefahr, alles mit einem Schlage zu verderben. Dann war es gar nicht ausgeschlossen, daß Samson aus Furcht vor dem, was am Ende kommen konnte, ihren Harry noch vor Beendigung des Lyzeums aus der Anstalt nahm und ihn kurzerhand in eine Handelsschule schickte, und das wollte sie nicht, sie als Mutter hätte es niemals fertig gebracht, ihm von vornherein die Wege zu seinen Zielen abzuschneiden, wie das wohl in der Art des radikalen und praktischen Vaters lag. Und so schwieg sie aus Liebe zu Harry und aus echt weiblicher Klugheit und sagte sich mit dem richtigen Instinkte ihrer fühlenden Mutterseele, daß Abwarten und Zusehen hier das einzig Mögliche und Richtige sei.

Als sie am Abend des Tages wie gewöhnlich in das Zimmer trat, in dem Harrys Bett stand, lag der Knabe noch wach mit weit aufgerissenen Augen da.

„Der Rektor ist heute bei dir gewesen, Mutter," begann er, „ich weiß wohl, was der Rektor gewollt hat."

„Nun, was hat er denn gewollt, Harry?"

„Er hat dir gesagt, daß ich keine Geschichten mehr schreiben soll, und daß ich wieder ein Ungenügend in der griechischen Übersetzung habe."

„Nein, das hat er mir gar nicht gesagt, Harry!"

„Nicht, Mutter, wirklich nicht? Aber wenn er es auch gesagt hätte, ich würde doch Geschichten schreiben, Mutter, doch, doch, doch! . . ."

„Aber was hast du denn da, Harry? Lernst du noch im Bett? Du weißt doch, daß ich dir das verboten habe!"

„Ich lerne ja gar nicht im Bett, Mutter!"

Harrys Hand fuhr rasch unter die Bettdecke und verbarg dort ein Stück Papier, auf das er in seiner noch so knabenhaften Schrift gekritzelt hatte, ehe die Mutter eingetreten war.

„Du verbirgst mir etwas, Harry, das ist aber nicht schön von dir, du weißt doch, mein Gold, daß ich das von dir am allerwenigsten vertragen kann!"

Wenn die Mutter in diesem Tone zu ihm sprach, dann konnte Harry nicht widerstehen. Das wußte Frau Peierche ganz genau. Und auch dieses Mal behielt sie recht.

Harry reichte ihr das Stück Papier. Und im Scheine der Kerze, die in einem Messingleuchter auf dem kleinen Nachttischchen stand und unstet flackerte, las die Mutter:

„Ich habe im Traume geweint. . . ."

„Aber, Harry, das ist ja furchtbar traurig."

„Aber es ist wahr," sagte er. „Heute nacht am Ende wieder, Mutter! Gestern wachte ich auf mitten in der Nacht und mein Gesicht war ganz naß!"

„Aber warum hast du denn geweint, Harry?"

„Um ein armes Kind, das schön ist und das alle verachten, hab' ich geweint, Mutter!"

Kopfschüttelnd verließ Frau Peierche das Zimmer.

„Schlaf' jetzt, Harry, schlaf'!" rief sie im Gehen.

VII.

„Mutter, Mutter, es ist ein Neuer in unserer Klasse!“ Mit diesen Worten stürmte Harry eines Nachmittags nach Schulschluß . . . es waren schon Wochen seit dem Besuche Rektor Schallmeyers, von dem Frau Peierche weder ihrem Ältesten, noch Herrn Samson ein Sterbenswort erzählt hatte, verflossen . . . in die gute Stube.

Frau Peierche saß gerade am Fenster vor ihrem Nähtisch und war damit beschäftigt, einen Flicken in Gustäbchens Höschen zu setzen. Der Kleine machte ihr schon Arbeit genug. Er tollte und rutschte im ganzen Hause herum und so reichten Frau Peierches und der alten Zippel fleißige Hände kaum aus für all das, was genäht und geflickt werden mußte.

„Aber, Harry,“ mahnte die Mutter. „Ich habe dir doch schon oft gesagt, daß du nicht immer so wild und so ungestüm sein sollst. Jetzt hätte ich beinahe mit der Schere in das feine Tuch hineingeschnitten. Was ist denn dabei, wenn ein Neuer in Euer Klasse ist?“ Daß du dich auch immer über alles so aufregst! Du bist wieder den ganzen Weg gelaufen und hast ganz rote Wangen, bist außer Atem, du wirst dich noch erkälten.“

„Aber es ist doch warm, Mutter, es ist doch Juni, und die Sonne scheint draußen heiß, ich muß dir doch gleich erzählen, daß ein Neuer in unserer Klasse ist. Heute nachmittag ist er gekommen und er hat mir gleich etwas furchtbar Schönes erzählt, Mutter, das muß ich dir doch sagen!“

Frau Peierche lächelte.

Mit ihrer zarten und schlanken Hand strich sie zärtlich über Harrys glattes, lichtbraunes Haar. Die schönen blauen Augen des Knaben waren liebevoll auf sie gerichtet.

„Ich wußte es doch, Mutter, daß es dich interessiert.

wenn ein Neuer in unsere Klasse gekommen ist und wenn der mir gleich etwas Wunderbares erzählt hat!"

„Etwas Wunderbares? Schon wieder etwas Wunderbares, Harry?"

„Etwas sehr Wunderbares, Mutter! Er ist krank gewesen, vor Jahren, als Kind ist er krank gewesen. Einen gelähmten Fuß hat er gehabt und ist durch ein Wunder wieder gesund geworden! Er sitzt in der Klasse neben mir auf der Bank."

„Und da habt Ihr in der Stunde, anstatt aufzupassen, Allotria getrieben und Euch Geschichten erzählt, Harry," sagte nun die Mutter in vorwurfsvollem Tone. „Warte nur, ich werde es Herrn Rektor Schallmeyer sagen, daß der Lehrer Euch auseinander setzen und während der Stunde sein Augenmerk auf Euch richten soll!"

„Aber nicht doch, Mutter, Wilhelm hat es mir doch in der Pause erzählt."

„Wilhelm heißt er?"

„Ja, Wilhelm heißt er, Mutter, Wilhelm Schmitthenner, und er ist aus Kevlaar, denk dir nur, Mutter, er ist aus Kevlaar!"

„Nanu, ist das auch was Besonderes, wenn einer aus Kevlaar ist? Kevlaar ist ein Nest wie jedes andere, es liegt im Geldernschen, mein Junge, ein paar gute Stunden weit von Düsseldorf. Ich kann da nichts Besonderes dabei finden, Harry, wenn einer aus einem Neste wie Kevlaar ist!"

„Aber doch ist da etwas Besonderes dabei, Mutter, weißt du denn nichts von Kevlaar, hat man dir niemals etwas von Kevlaar erzählt?"

„Aber gewiß, mein Junge, man hat mir von Kevlaar erzählt, daß es dort viele Lederarbeiter gibt und daß dort Schuhe gemacht werden."

Harry machte ein ganz böses Gesicht.

„Du willst dich über mich lustig machen, Mutter. Von der Wunderkirche in Kevlaar hat man dir nichts erzählt?"

„Aber das ist doch Unsinn, Harry, die Wunderkirche in Kevlaar, das ist doch der pure Aberglauben. Das wird mein kluger Harry doch nicht für bare Münze nehmen, daß es eine Wunderkirche in Kevlaar oder sonst wo auf der weiten Welt gibt."

„Aber Wilhelm hat es mir doch vorhin erzählt, Mutter. Er selbst hat einen gelähmten Fuß gehabt und da hat ihm seine Mutter einen wächsernen Fuß aus einer geweihten Kerze machen lassen. Den hat er der Mutter Gottes in Kevlaar gebracht und da ist sein Fuß in der folgenden Nacht gesund geworden und jetzt kann er wieder gehen."

Frau Peierche schlug ob dieser Erzählung ihres Harry die Hände über dem Kopf zusammen.

„Erzähle nur so etwas beileibe dem Vater nicht, Harry," sagte sie nun nach einer Weile. „Dein Vater ist ein nüchterner Geschäftsmann, das weißt du, das hab' ich schon oft zu dir gesagt, der will einen tüchtigen Kaufmann aus dir machen, Harry, und wenn der solche Geschichten . . ."

„Aber ich will ja gar kein Kaufmann werden, Mutter, ich will doch, wenn ich groß bin, Geschichten schreiben, ja, Mutter, solche Geschichten, wie sie in meinem Märchenbuche stehen, die will ich schreiben, die kann ich auch schreiben, Lottchen hat mir erzählt, was ihr Lehrer von der Geschichte gesagt hat, die ich ihr neulich aufgeschrieben habe!"

„Und ich hab' es ihr doch verboten!"

„Sie hat es mir aber doch gesagt, daß der Lehrer und zwei Professoren meine Geschichte gelesen haben, Mutter, und daß sie ganz entzückt von meiner Geschichte gewesen sind, und daß sie gesagt haben, ein Dichter hätte die Geschichte geschrieben, ja, ja, Mutter, und Lottchen ist ganz stolz gewesen. Und ich will kein Kaufmann werden, du wirst schon sehen, ja, du und Vater, Ihr werdet sehen, daß ich etwas ganz anderes als ein Kaufmann werde, Mutter! Und es ist doch wahr, was mir der Wilhelm von Kevlaar und dem Wunderbilde der Mutter Gottes erzählt

hat! Es ist doch wahr, Mutter! Warum hast du mich nie in eine Kirche geführt, es gibt doch so viele Kirchen in Düsseldorf, und ich will auch einmal eine Mutter Gottes sehen, die Wunder tun kann, wie die Mutter Gottes in Kevlaar, von der mir der kranke und jetzt gesunde Wilhelm erzählt hat!"

„Frage deinen Vater, Harry, der wird dir erklären, daß wir in den Kirchen und bei den Muttergottesbildern nichts zu suchen haben!"

„Weil wir Juden sind, Mutter, ich weiß, ja ich weiß, weil wir Juden sind. Warum sind wir Juden? Ich bin oft sehr traurig darüber, Mutter, daß wir Juden sind!"

Frau Peierche wußte in der Tat nicht, was sie ihrem Harry darauf erwidern sollte, und nur, um das Gespräch von dem ihr selbst nicht sonderlich angenehmen Thema abzulenken, sagte sie:

„Du sollst nur dem Vater nicht mit solchen Sachen kommen! Vater hat den Kopf voller Sorgen und mag solche Dinge nicht leiden. Und darüber, was einmal aus dir wird, wollen wir uns heute noch nicht die Köpfe zerbrechen, wenn nur ein ordentlicher und tüchtiger Mensch aus dir wird, Harry! Aber mir, deiner Mutter, darfst du schon erzählen, was dir der Wilhelm aus Kevlaar in dein krauses Köpfchen hineingesetzt hat. Ich sage dir nochmals, mein Junge, daß solche Geschichten der bare Unsinn sind, wenn man krank ist, dann geht man zum Doktor, und wenn einem der Doktor nicht helfen kann, dann nützt auch die Mutter Gottes in Kevlaar nichts!"

„Aber der Wilhelm, dem kein Doktor helfen konnte, ist doch von der Mutter Gottes gesund geworden. So laß dir doch erzählen, Mutter!"

„So erzähle, Harry," gab Frau Peierche nun endlich nach.

Und Harry begann:

„Kevlaar ist eine uralte und düstere kleine Stadt, Mutter, an einem trüben Wasser. Und dort hat der kranke Wilhelm mit seiner Mutter gewohnt. In der alten Stadt steht eine

halbzerfallene Kirche und der Altar dieser Kirche bewahrt in seinem Schreine ein wundertätiges Marienbild!"

„Aber Harry. Das ist doch gar nicht möglich. So etwas existiert doch gar nicht, ein wundertätiges Marienbild!"

„Doch, Mutter, genau so hat der kranke Wilhelm gesagt. Ein wundertätiges Marienbild! Du bist doch nicht in Kevlaar gewesen, aber er hat mit seiner Mutter dort gewohnt und ist dort gesund geworden. Nun höre weiter, Mutter!"

„Alle Jahre im Mai, der Mai ist nämlich der Monat, der der Jungfrau Maria geweiht ist, hat mir der kranke Wilhelm erzählt, alle Jahre im Mai holen die Priester das Marienbild aus seinem Schrein und ziehen dem Bilde ein wunderschönes Kleid an, ein Kleid aus purpurrotem Samt, das mit Gold und kostbaren Edelsteinen gestickt ist, Mutter! Und dann wird die Mutter Gottes auf dem Altar in Kevlaar ausgestellt. Und dann tut sie Wunder. So, genau so, Mutter, hat es mir der kranke Wilhelm erzählt."

„Und was für Wunder tut sie denn, mein Harry?" fragte nun Frau Peierche mit leisem Lächeln.

„Siehst du, jetzt bist du schon selbst neugierig, zu wissen, was mir der kranke Wilhelm erzählt hat und was für Wunder die Mutter Gottes in Kevlaar tut!"

Harrys Wangen waren hoch gerötet, rasch ging sein Atem, und Frau Peierche, die sich nun doch über ihren aufgeweckten und für alles Außergewöhnliche und Romantische so stark interessierten Jungen freute, erwiderte:

„Natürlich bin auch ich neugierig, Harry, ich möchte doch auch wissen, was für Wunder die Mutter Gottes in Kevlaar nach der Erzählung des kranken Wilhelm tut!"

„Also, im Mai, Mutter," fuhr Harry nun fort, „im Mai kommen die Prozessionen zu der alten Marienkirche nach Kevlaar, wenn das Bild mit dem purpurroten Mantel geschmückt ist. Zu gern möchte ich das Bild einmal sehen. Herrlich muß die Mutter Gottes in dem purpurroten Mantel aussehen, Mutter! Aus allen Orten kommen dann die Kranken

mit ihren Gebrechen, und die Mutter Gottes von Kevlaar hat dann viel zu tun. Denn die kranken Leute, die bringen ihr als Opferspende aus Wachs gebildete Glieder, Füße und Hände und Beine, Mutter, wo sie gerade krank sind, wie das auch die Mutter des kranken Wilhelm gemacht hat. Und die Mutter Gottes nimmt die Opfer an. Und wer eine Wachshand opfert, hat mir der kranke Wilhelm erzählt, dem heilt die Wunde an der Hand. Und wer einen Wachsfuß mit sich trägt, dem wird der Fuß gesund, hat der kranke Wilhelm mir erzählt. Leute auf Krücken sind schon dagewesen und sind mit gesunden Beinen davongelaufen, krumme Hände und Finger sind wieder gerade und heil geworden. Das ist wahr, Mutter, dafür ist unser Neuer, der kranke Wilhelm, ein lebendiges Beispiel! Ich möchte für mein Leben gern auch einmal das Wunder von Kevlaar sehen. Mutter, hörst du? Und weißt du, was der kranke Wilhelm noch zu mir gesagt hat, Mutter? Das ist ja das Allerschönste an der Geschichte!"

„Nun, was denn, mein Junge?"

Einen Moment schwieg Harry und sah nachdenklich vor sich hin. Es schien, als ob er sich doch scheue, der Mutter alles anzuvertrauen, was ihm der neue Kamerad aus seinem Leben und von der Mutter Gottes in Kevlaar erzählt hatte.

Und Frau Peierche, in der die bange Sorge aufstieg, daß ihr Ältester am Ende durch den Verkehr mit dem kranken Wilhelm auf Gedanken gebracht werden könnte, die für sein junges Köpfchen ganz und gar nicht zuträglich sein könnten, drang nun noch einmal in ihn und fragte:

„Aber, so sage mir doch, Harry, was dir der kranke Wilhelm noch weiter von der Mutter Gottes in Kevlaar erzählt hat?"

Harry schien auszuweichen. Wenigstens holte er weit aus und berichtete nun:

„Der kranke Wilhelm hat mit seiner Mutter nicht immer in Kevlaar gewohnt. Sie sind in Köln gewesen, ehe sie

hierher nach Düsseldorf gekommen sind. Und in Köln, da steht doch der gewaltige Dom!"

„Eine Ruine, die niemals zu Ende gebaut werden kann. Der Kaiser hat sie einmal als Magazin und Pferdestall benutzt, mein Junge!"

„Aber damals nicht, Mutter, als der kranke Wilhelm mit seiner Mutter in Köln war, nicht! Er hat mir von den herrlichen Prozessionen erzählt, Mutter, die mit den flatternden Kirchenfahnen in den Dom wallen, von den Weihrauchfässern, die von weißen Chorknaben geschwungen werden. Ich möchte für mein Leben gern einmal solch ein Chorknabe sein!"

„Aber Harry!"

„Ja doch, Mutter, und von dem Himmel hat er mir erzählt."

„Von welchem Himmel denn, Harry?"

„Von dem Himmel doch, Mutter, den die Knaben über dem Priester halten, der den Leib des Herrn, das Allerheiligste, trägt! Du mußt mir was versprechen, Mutter!"

„Was denn, Harry?"

„Daß du morgen mit mir in die Hofkirche gehst, Mutter! Morgen ist doch Fronleichnam, und das will ich sehen!"

„Aber Harry, ich habe dir schon einmal gesagt . . ."

„Daß wir Juden sind, das hast du mir schon mehr als einmal gesagt, Mutter! Aber ich will es doch einmal sehen! Die ganze Hofkirche haben sie mit roten Rosen geschmückt. Das muß wunderbar schön sein, und die kleinen Mädchen tragen weiße Lilien in den Händen, hat mir der kranke Wilhelm erzählt, das muß herrlich aussehen, das will ich morgen sehen. Und wenn du nicht mit mir gehst, Mutter, dann nimmt die Mutter Wilhelms ihn und mich mit in die Hofkirche, das hat er mir versprochen, denn wir haben morgen keine Schule. Alles geht und schaut nach der Prozession."

„Ich will es mir überlegen, Harry, ob ich mit dir gehe.

Aber du versprichst mir, wenn ich mit dir gehe, daß du dann keine heimlichen Gänge mit dem kranken Wilhelm und mit dessen Mutter machst, Harry! Das will ich nicht haben; nicht wahr, das versprichst du mir!"

„Wenn du mit mir in die Hofkirche gehst, Mutter, dann verspreche ich es dir!"

„Aber du wolltest mir doch von Köln etwas erzählen, Harry!"

„Richtig, Mutter, der kranke Wilhelm hat mit seiner Mutter in Köln gewohnt, ehe sie nach Düsseldorf kamen. Viele hundert Kapellen und Kirchen seien außer dem Dom noch in Köln, hat er mir gesagt. Und im Dome stehe ein Bildnis, das sei auf goldenes Leder gemalt, hat er mir erzählt, und dieses Bildnis stelle die Mutter Gottes dar, unsere liebe Frau, hat er gesagt, Mutter, und viel lichte Englein umschweben sie! Ach, wenn ich doch auch einmal in Köln wäre, Mutter, wenn ich dort den Dom und das Bildnis sehen könnte, das der Maler auf goldenes Leder gemalt hat!"

„Das würde sicher eine große Enttäuschung für dich sein, Harry! Der Dom ist eine gewaltige Ruine, man baut schon lange nicht mehr an ihm und man wird ihn wohl kaum jemals zu Ende bauen."

„Warum nicht, Mutter?"

„Weil man das schwere Geld in diesen Zeiten niemals aufbringen wird, das die Vollendung dieses Riesenwerkes kosten würde, Harry!"

„Das Riesenwerk will ich einmal sehen, Mutter! Und ich glaube doch, daß man es einmal vollenden wird!"

„Warum glaubst du das Harry?"

„Warum ich das glaube, Mutter? Wenn der Dom so schön ist, wie der kranke Wilhelm mir erzählt hat, dann muß man ihn doch vollenden, und wenn es auch noch so viel Geld kosten wird, man kann doch etwas Schönes nicht zu Grunde gehen lassen!"

„Das meinst du, Harry!"

„Ja, das meine ich. Ist der Dom schon sehr alt, Mutter?"

„Das werden bald sechshundert Jahre sein, Harry, daß man mit dem Bau des Kölner Doms begonnen hat!"

„Sechshundert Jahre?" Harry sagte es langsam und überlegend vor sich hin. „Das war also zu Beginn des dreizehnten Jahrhunderts, Mutter, als noch die Staufer auf dem deutschen Kaiserthron gesessen haben. An die habe ich auch schon oft gedacht, Mutter, wie das wohl war, die Ritterzeit und die Kreuzzüge, du weißt doch, Onkel Simon hat ein altes Buch, in dem hab' ich gelesen, wie der Rotbart mit seinen Rittern ins Heilige Land gezogen ist ... und wie er mit seinem Rosse ertrank! Das hab' ich immer am liebsten gelesen, Mutter! Also so alt ist der Dom?"

„Die ersten Anfänge des Domes sind so alt. Doch das war doch nicht das, Harry, was du mir von Köln und dem kranken Wilhelm erzählen wolltest?"

„Nein, Mutter!"

„Nun, Harry!"

„Der kranke Wilhelm hat gesagt, Mutter, wenn er jetzt in Kevlaar wäre, dann würde er der Mutter Gottes ein wächsernes Herz bringen. Und von dem toten Gretchen hat er mir dann erzählt."

„Wie alt ist denn der kranke Wilhelm, Harry?"

„O, er ist viel älter als die andern in der Klasse, Mutter. Darum gefällt er mir ja so gut, weil er schon so verständig ist. Durch seine Krankheit und durch den Wechsel im Wohnsitz seiner Mutter, erst in Kevlaar und dann in Köln und dann wieder hier, ist er zurückgeblieben. Er ist schon siebzehn. Ich glaube, Mutter, daß das tote Gretchen seine Liebste war, und daß er darum der Mutter Gottes in Kevlaar ein wächsernes Herz opfern möchte, damit sein krankes Herz wieder gesund wird!"

„So, das glaubst du, Harry?"

Frau Peierche schwieg eine ganze Weile und sah ernst und nachdenklich vor sich hin. Endlich sagte sie:

„Ich will dir einmal etwas in allem Ernst sagen, Harry! Der kranke Wilhelm ist kein Umgang für dich. Da bist du mir noch viel zu jung dazu, als daß du über solche Dinge nachgrübeln solltest. Ich werde den Rektor Schallmeyer bitten, daß er dir einen andern Platz gibt, und du versprichst mir, niemals mehr solche überspannten Dinge mit dem Jungen aus Kevlaar zu reden. Sonst muß ich das Vater sagen, und du weißt selbst, wie Vater über solche Sachen denkt!"

„Aber nicht doch, Mutter! Hätte ich dir doch nichts erzählt! Sie war so schön, die Geschichte von dem toten Gretchen, von dem kranken Wilhelm und der Mutter Gottes in Kevlaar, so schön wie ein Gedicht! Und dir gefällt sie nicht!"

„Das habe ich nicht gesagt, Harry, daß sie mir nicht gefällt! Ich habe nur gesagt, mein Junge, daß du mir noch viel zu jung für solche Geschichten bist und daß du darum den Verkehr mit einem viel älteren und überspannten Menschen, wie dem kranken Wilhelm, unterlassen sollst."

Harry, den die Mutter bei diesen Worten umfaßt hatte, riß sich los. Er lief in eine Ecke des Zimmers und heulte vor sich hin.

„Wenn du so zu mir bist, Mutter, dann muß ich alle meine Geschichten für mich behalten! Dann kann ich dir gar nichts mehr erzählen, und ich erzähle dir doch so gern, Mutter."

Er war außer sich. Er schluchzte nur so vor sich hin.

„Was ist denn dabei, Mutter, wenn der kranke Wilhelm mir das erzählt? Ich habe mir das so schön ausgedacht, die alte Marienkirche und die Mutter Gottes, den kranken Sohn und die Mutter, das tote Gretchen und das wächserne Herz! Wenn einem die Mutter Gottes das Herz heilt, Mutter, wenn sie ihre Hand auf das kranke Herz legt, dann ist man tot, Mutter!"

„Wie kommst du denn darauf, Harry?"

„Ja, dann ist man tot, das habe ich gelesen! Das steht in einem wunderschönen Gedicht, das ich noch gestern gelesen habe. Das ist das Gedicht von Erlkönigs Tochter! Kennst du das, Mutter? Dort ist es die Tochter des Erlkönigs und nicht die Mutter Gottes, die dem Ritter Olaf die Hand auf sein krankes Herz legt, weil er ihr die Treue nicht gehalten hat! Kennst du das Gedicht von Erlkönigs Tochter nicht, Mutter?"

„Nein, Harry, ich kenne nur das Gedicht von Goethe, und da ist es das Kind, das der Vater im Arm hält und das tot ist, wie er den Hof erreicht hat."

„Siehst du, Mutter, so ist das überall! Und so hab' ich mir das auch mit der Mutter Gottes in Kevlaar nach dem, was mir der kranke Wilhelm erzählt hat, ganz allein ausgedacht. Und du willst nicht, daß ich mir solche Geschichten ausdenke, weil ich ein Kaufmann werden soll, weil es des Vaters Wunsch ist, daß ich ein Kaufmann werde, Mutter! Das ist dein einziger Grund, das ist nicht schön von dir, Mutter, und deshalb soll ich auch nicht mit dem kranken Wilhelm verkehren, der mir so schöne Geschichten erzählen kann! Aber ich werde doch noch Geschichten schreiben, Mutter, ich weiß ganz bestimmt, daß ich doch noch Geschichten schreiben werde, wie diese Geschichte von dem Ritter Olaf und Erlkönigs Tochter, und die von dem kranken Wilhelm und der Mutter Gottes in Kevlaar!"

„Aber so meine ich das ja gar nicht, Harry, ich meine ja gar nicht, daß du später keine Geschichten schreiben sollst. Ich sage dir doch nur, daß du heute noch viel zu jung bist, um an solche romantischen und gruslігen Dinge zu denken!"

„Aber das habe ich ja gerade am liebsten, Mutter, was romantisch ist und gruselig, das habe ich am liebsten, und wenn ich mich so recht fürchte, wenn ich an einem Kirchhof vorüberkomme, Mutter, und es wird Nacht, dann fallen mir gerade die schönsten Geschichten ein, und Gedichte kann man aus den Geschichten machen, wie das Gedicht, das ich

neulich für dich und Vater zu Eurem Hochzeitstage gemacht habe! Das Gedicht hat dir doch auch gefallen, Mutter, und dem Vater hat es gefallen, und nun sagst du, daß ich an eine solche Geschichte, wie die von Kevlaar und dem toten Wilhelm, nicht denken soll!"

„Du bist mir noch zu jung, Harry, das war das einzige, was ich gesagt habe!"

VIII.

Ein Taumel der Begeisterung, wie man ihn seit den Tagen der großen Revolution nicht wieder erlebt hatte, ging durch ganz Deutschland, ging durch die Welt. Er erfaßte auch die Herzen der Schüler in der Oberklasse des Düsseldorfer Lyzeums, zu denen jetzt Harry gehörte. Der 17. März des Jahres 1813 war in die Lande gezogen, und endlich, endlich hatte sich der preußische König Friedrich Wilhelm III. auf sich selbst besonnen. Durch alle Gaue des deutschen Vaterlandes ging wie ein Wetterstrahl der Befreiung sein Aufruf „An mein Volk!" Und acht Tage später erschien die Proklamation von Kalisch, die wie der zündende Funke in trockenes Gebälk flog und dieses in einem Nu zu lichterlohem Brande entflammte. Nicht umsonst hatten die Arndt und Körner, die Schenkendorf und Eichendorff gesungen, nicht vergebens hatte der seelisch todkranke Heinrich von Kleist freiwillig an den Ufern des von Novembernebeln umflorten Wannsee ein frühes Grab gesucht und gefunden.

Freilich, Unerhörtes hatte sich ja in den letzten Monaten auf dem Welttheater ereignet. Eine Armee von 400 000 Mann, an deren Spitze der größte Feldherr der Weltgeschichte gestanden, hatten Rußlands eisiger Winter und Moskaus Feuerbrand dahingemäht, als sei sie ein wogendes Kornfeld von reifen Halmen gewesen. Die Wahrheit hatte sich nicht mehr verheimlichen lassen. Sie war bekannt geworden und wie ein Lauffeuer war sie von den Fluten der Beresina bis nach Paris dem fliehenden Weltbezwinger voraufgeeilt. Elende Schatten dessen, was sie einstmals gewesen, zogen des Kaisers Grenadiere, die letzten Trümmer der Armee, die man für unbesieglich gehalten, durch Ostpreußen, durch Sachsen und Westdeutschland dem Rheine zu. Und auf einem

Bauernschlitten, tief in die Ecke gedrückt, den Dreimaster über die auf die marmorne Stirn herabhängende schwarze Locke gezogen, hatte er selbst, das leuchtende Gestirn seiner Zeit, Paris erreicht. Und nur Monate dauerte es, da hatte er die Menschen aus Frankreichs Boden aufs neue herausgestampft. Eine neue Armee, die weit über eine halbe Million zählte, stand schon wieder auf den Beinen, und des Kaisers eiserner Wille schob sie in, wie es schien, unzerbrechlichen Kolonnen gen Sachsen. Da gab es kein Halten mehr. Alle Bande des bürgerlichen Lebens hatten sich wie mit einem Schlage gelöst. Der Bauer ließ seinen Pflug, der Schuster seinen Pfriemen, der Schneider seine Nadel, der Vater Weib und Kind, der Bräutigam die Braut, der Lehrer seine Schüler und eilte unter die Fahnen, zu den Waffen, zu den Waffen! Auf dem Altare des Vaterlandes opferte der Mann sein Blut und Leben, die Frau ihr goldblondes Haar, um Pulver und Blei, die den Todfeind vernichten sollten, dagegen einzutauschen. Das Deutschland, das in all' den vergangenen Jahren des Kaisers Heerlager gewesen, wandelte sich über Nacht in das Heerlager der Freiheit!

„Frisch auf, mein Volk, die Flammenzeichen rauchen,
Hoch aus dem Norden bricht der Freiheit Licht,
Du sollst den Stahl in Feindes Herzen tauchen,
Frisch auf, mein Volk, die Flammenzeichen rauchen,
Die Saat ist reif, ihr Schnitter, zaudert nicht!"

So sangen die Lützower Freischärler, denen Theodor Körner, der noch in demselben Jahre sein Leben für die große Sache der Freiheit lassen sollte, dieses Lied gedichtet hatte, und dieses Lied weckte ein zehntausendfaches Echo. Es erklang in jenen Tagen von den Grenzen Rußlands bis zu den alten Türmen am Rhein!

Auch durch Düsseldorfs alte Gassen, auch durch die Bolkerstraße, wälzte sich der unaufhaltbare Strom.

Mit von Sorgen durchfurchter Stirn stand Samson in diesen Tagen vor der Tür seines neugebrochenen Ladens. Kein Mensch dachte mehr daran, ein Stück Tuch bei ihm zu kaufen, niemand hatte etwas übrig für Putz oder Tand!

Das Zimmer der Oberklasse des Lyzeums war verödet. Denn es waren keine Lehrer mehr da, die die Schüler unterrichten konnten. So weit sie nicht dem geistlichen Stande angehörten, waren sie alle zu den Fahnen geeilt. Rektor Schallmeyer hatte einen schweren Stand. Allein vermochte er die Arbeitslast nicht zu tragen. Und wenn er auch den Versuch angestellt hätte, es hatte ja doch keinen Zweck. Die Jungen hörten gar nicht mehr hin. Die griechische und lateinische Grammatik waren ihnen Hekuba. Alle miteinander, und unter diesen auch Harry, die Vierzehn- und Fünfzehnjährigen, hatten sich heimlich und ohne den Eltern etwas zu sagen, als Freiwillige gemeldet, und nun harrten sie in fiebernder Ungeduld der Botschaft, die alle Tage eintreffen konnte, die sie, wie sie hofften, zu den Waffen rief. So wurden die Tage der keimenden Freiheit Tage der Ungebundenheit für die Schuljugend.

Den ganzen lieben langen Tag lagen die Jungen auf der Straße. Sie warteten auf den Tambour, der unter Trommelschlag die Werbung der Schüler für das jugendliche Korps der Freiwilligen verkünden sollte. Als ihre Todfeinde starrten sie die Truppen an, die Tag für Tag in gewaltigen Scharen von Frankreich hergezogen kamen, die ihren Durchmarsch durch Düsseldorf nach dem Zentrum Deutschlands nahmen und in Sachsen gesammelt wurden, wo sich der letzte Akt des größten Dramas der Weltgeschichte an drei blutgetränkten Tagen vollziehen sollte.

In einer alten Kneipe drunten am Rheine hatten die Knaben, auf die in dem allgemeinen Wirrwarr niemand mehr ein Auge richtete, ihre heimlichen Zusammenkünfte. Hier schlossen sie den Blutbund für die Freiheit des Vaterlandes, hier tranken sie und sangen sie ihre Lieder, und alte, ver-

rostete Studentenschläger, aus den Rumpelkammern zusammengelesene Flinten und Reiterpistolen, mit denen sie sich bis an die Zähne bewaffnet hatten, lagen hier auf dem Tisch.

Körner war hier der Held des Tages. Sein eben bekannt gewordenes Gedicht „Der Aufruf" wurde bei jeder neuen Sitzung, in der man über den Aufbruch zum Kriegsschauplatze beriet, aufs neue gesungen.

Harry wußte es auswendig und es wollte ihm nimmer aus dem Kopf. Die großen Eindrücke, die er in den Kinderjahren von des Kaisers Macht und Herrlichkeit empfangen, waren plötzlich wie ausgelöscht in seinem Innern. Denn die Begeisterung für die einzige Sache des Vaterlandes und der Freiheit war in jenen Tagen wie eine Epidemie, die alle, alle rücksichtslos ergreift. Und seine eigene scheue Muse stellte sich nun in den Dienst der großen Sache, die die Sache der Allgemeinheit war. Der Knabe, der einst am liebsten gruselige Gespenstergeschichten gelesen und nacherzählt hatte, bannte mit einem Schlage alles, was ihn bislang gereizt, in den Hintergrund.

„Fort, ihr Bilder schön'rer Tage,
Weicht zurück in eure Nacht!
Weckt nicht mehr die eitle Klage
Um die Zeit, die uns versagt!"

predigte er mahnend sich selbst.

In den letzten Maitagen des Jahres 1813 traf die Kunde von Napoleons neuen Siegen und einem Waffenstillstand, den er mit den Verbündeten geschlossen hatte, in Düsseldorf ein. Wie ein Alb legte sie sich auf die Herzen der Schüler des Lyzeums, die wieder einmal in der alten Gaststube zum „Anker" drunten am Rheine das Kriegsglück, das für sie in der Erlaubnis des Eintritts in das Jugendkorps der Freiwilligen bestand, beratschlagten. Aber es war nicht die dumpfe Resignation, mit der man in früheren Jahren die Nachrichten von des Kaisers Siegen aufgenommen hatte. Eine Verzweiflung, die zu allem fähig macht, die die letzten

Kräfte des Körpers und der Seele zusammenreißt, erfüllte auch die Jungen, unter denen Harry das große Wort führte.

„Jetzt unterliegt es keinem Zweifel mehr, Kameraden," begann er, „jetzt müssen sie uns nehmen. Der letzte Mann muß jetzt zum Gewehr greifen, denn der Sieg muß unser sein! Nachdem er einmal in Rußland unterlegen, werden wir doch mit diesem elenden Reste fertig werden!"

„Es ist eine halbe Million Menschen, die er jetzt um Dresden und Leipzig zusammenzieht," bemerkte der vorsichtige Neunzig. Und der Heringsphilosoph meinte:

„Nachdem nun der Sieg wieder auf seiner Seite ist, kann man nicht wissen, was geschieht. Der König und Oesterreich werden ihm einen ehrenvollen Frieden anbieten, und wenn er schlau ist, und er ist es, dann gibt er nach, dann macht er Frieden, dann geht er nach Paris zurück, denn dort wackelt sein Thron."

„Meinst du?" erwiderte Freund Christian Sethe, der erst in diesem vergangenen Herbste in die Oberklasse des Lyzeums eingetreten war, um dort sein Examen zu machen, und der sich gleich eng an Harry angeschlossen hatte. „Meinst du wirklich? Ich beurteile ihn ganz anders. Er pocht auf seine alten Garden, er baut auf seinen Stern! Er ist so siegesgewohnt, daß er gar nicht daran denkt, daß es einmal anders kommen könnte, so ist er!"

„Trotz Moskau, trotz der Beresina, meinst du wirklich, Christian?" warf nun Harry dazwischen.

„Aber ganz gewiß, Harry, trotz Moskau und der Beresina! Er bleibt! Er macht keinen Frieden. Er will nicht Kaiser der Franzosen, er will Weltenherrscher sein und bleiben, und darum macht er keinen Frieden, darum opfert er lieber den letzten Mann. Das dauert gar nicht mehr lange, dann wird es in Sachsen ein gewaltiges Ringen geben, Kinder, ein Ringen, bei dem es um die Welt geht, eine Völkerschlacht wird es dort geben, die alles, alles Dagewesene in den Schatten stellen wird."

„Wenn ihr der Ansicht seid, Kameraden," rief nun Harry, „dann müssen wir unser Gesuch um Aufnahme in das Freikorps erneuern! Hört ihr! Wir schreiben einen neuen Brief an den Kommandanten des Freikorps im Feldlager, an ihn selber, Kinder! Holt Feder und Tinte und Papier. Ich fasse ihn ab und Ihr unterschreibt, wir schicken ihn dann mit dem nächsten Kurier auf den Kriegsschauplatz!"

„Ja, das wollen wir, das wollen wir," riefen nun alle durcheinander.

„Ja, wenn Ihr meint, daß es trotz allem weitergeht, dann wollen wir das," sagte nun auch der bedächtige Neunzig.

„Natürlich wird es weitergehen, Neunzig, natürlich, natürlich," ereiferte sich Harry aufs neue. „Eine Entscheidung muß jetzt fallen, so oder so! Sie wird fallen, sie wird zu Gunsten des Vaterlandes und der Freiheit fallen, verlaßt Euch drauf! Der König kann nach der Proklamation nicht mehr zurück, der König kann den Aufruf an sein Volk nicht mehr widerrufen, versteht Ihr, und wenn der letzte Mann in Sachsen fällt, das kann er nicht, das ist er endlich einmal uns und seiner Ehre schuldig, daß er kein Sterbenswort mehr zurücknimmt, Kinder! Erinnert Euch an das, was Schiller in seiner Jungfrau gesagt hat: „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre!"

„Ja, nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre," wiederholten sie nun im Chorus. Und Harry setzte ein und sang des Körnerliedes zweite Strophe, das damals durch ganz Deutschland, von den Grenzen Rußlands bis zu den alten Türmen am Rhein erklang. Und alle sangen mit glockenhellen Knabenstimmen, die noch gar keine Männerstimmen geworden waren, mit:

„Es ist kein Krieg, von dem die Kronen wissen,
Es ist ein Kreuzzug, ist ein heiliger Krieg,
Recht, Sitte, Tugend, Glauben und Gewissen
Hat der Tyrann aus deiner Brust gerissen,
Errette sie mit deiner Freiheit Sieg!

Das Winseln deiner Greise ruft: Erwache!
Der Hütte Schutz verflucht die Räuberbrut,
Die Schande deiner Töchter schreit um Rache,
Der Meuchelmord der Söhne schreit nach Blut."

Von einer unnennbaren Begeisterung getragen, hob sich dieses Lied zu der alten, rauchgeschwärzten Decke der Gaststube im goldenen Anker. Und als es zu Ende war, rief Harry:

„Alle Triften, alle Stätten
Färbt mit ihren Knochen weiß,
Welchen Rab' und Fuchs verschmähten,
Gebet ihn den Fischen preis!

Dämmt den Rhein mit ihren Leichen,
Laßt gestäuft von ihrem Bein
Schäumend um die Pfalz ihn weichen
Und ihn dann die Grenze sein!

Das ist von Kleist, Kinder, den sie in den Tod gehetzt haben, mit ihrem ewigen Zögern und Paktieren in den Tod gehetzt! Und jetzt ist es vorbei! Es lebe die Freiheit! Mort de ma vie! Es lebe die Freiheit, vive la liberté!"

„Es lebe die Freiheit!" gröhlten sie alle.

Der alte Wirt zum goldenen Anker, der dicke Cyprian, der in all' den Jahren seinen Wein, sein Bier und seinen Schnaps getreulich an Freund und Feind ausgeschenkt hatte, derselbe, der damals den kleinen Harry auf den Arm genommen, als sich der Kurfürst vor dem Düsseldorfer Rathause bedanken ließ, lief geschäftig hin und her und schenkte wacker ein. Ihm konnte das gerade so passen, daß die Herren aus der Oberklasse des Lyzeums keine Schule mehr hatten und an jedem neuen Abend in seine Wirtschaft kamen, um hier gemeinsam ihrer patriotischen Begeisterung Luft zu machen und sich ihren Tyrannenhaß mit seinem sauren Wein und abgestandenen Bier hinunterzuspülen.

„Recht so, meine Herren," ermunterte er, „recht so! . . Der

Wirtschaft, der Fremdherrschaft in Deutschland, muß endlich einmal ein Ende bereitet werden. Und dazu seid Ihr gerade die rechten, meine jungen Herren, denn bei der Jugend liegt die Zukunft, das hat nämlich mein alter Lehrer droben im Pfälzischen, wo ich doch her bin aus der Gegend von Mannheim, immer gesagt, recht so, meine jungen Herren, schon recht so!"

„Aber jetzt gebt mir endlich Tinte, Feder und Papier, Meister Cyprian," rief Harry, „damit wir den Brief an den Kommandanten der Jugendwehr ablassen können. In's Feldlager nach Sachsen! Mort de ma vie! In's Feldlager nach Sachsen!"

Der dicke Cyprian kramte in seiner Theke. Dann stieg er auf einen Stuhl und holte von dem Schnapsschrank, der in der hintersten Ecke der Gaststube stand, ein altes Tintenfaß und eine Feder herunter!

„Nicht so schmieriges Käseeinwickelpapier, Meister Cyprian!" sagte jetzt Harry, „einen schönen weißen Foliobogen will ich haben, wie sich das für den Kommandanten des Freikorps schickt. Und dann, die Feder. Wenn ich mit der Feder eine Geschichte schreiben sollte, dann möchte ich ein ganzes Jahr dazu brauchen. Euer Zeugs ist auch zu nichts nütze, Meister Cyprian. Und die Tinte ist eingetrocknet!"

„Da gießt man ein Tröpfchen Wein oder Bier dazu, junger Herr," erklärte nun Meister Cyprian, „dann geht das vorzüglich, und die Feder, die braucht man nur mit dem Federmesser neu anzuschneiden!"

„Hurra, der dicke Cyprian lehrt den Harry das Schreiben, das ist in der Tat originell!" rief nun Freund Sethe.

Und die anderen wiederholten im Chorus:

„Der dicke Cyprian lehrt den Harry das Schreiben!"

„Ich werde später Ihre Adresse zu finden wissen," sagte nun Harry im trockensten Tone, und ein leises, sarkastisches Lächeln huschte wie immer, wenn er eine Spitze gegen jemanden gebrauchte, um seinen feingeschwungenen Mund.

Aber der dicke Cyprian blieb ernst.

„Da gibt es nichts zu lachen, meine Herren! In früheren Jahren habe ich oft Bittschriften und Sonstiges für meine Freunde aufgesetzt, unter denen es manche gab, die nicht ordentlich schreiben konnten! Jawohl, meine Herren! In deutscher und auch in französischer Sprache. Die mußte unsereiner aus dem ff können, da noch die Franzosenzeit am Rheine war, der Sie jetzt mit Ihrem Freikorps ein Ende bereiten wollen!"

„Also machen wir's kurz und bündig," meinte nun Harry: „Meister Cyprian, haben Sie den Gänsekiel jetzt neu angeschnitten und was in die Tinte gegossen?"

„Ein bißchen Schnaps," bestimmte Sethe.

„Du meinst wohl, damit der notwendige Geist in das Skriptum kommt?" fragte Harry.

„Allerdings, Geist kann niemals was schaden, Harry!"

Der dicke Cyprian hatte endlich einen sauberen Bogen gefunden, und Harry machte sich ans Schreiben.

„Kurz und bündig," sagte er noch einmal, „in Kriegszeiten haben die Leute nicht viel Muße zum lesen."

„Schlimm für die Dichter und Skribenten," warf nun Christian dazwischen.

„Das mag schon sein, daß diese leidige Politik einmal schlimm für Dichter und Skribenten werden kann," erwiderte Harry ganz ernst.

Dann flog seine Feder rasch über das Papier.

„Es geht besser mit Eurer alten Feder und mit der geistreichen Tinte, als ich mir das vorgestellt habe, Meister Cyprian!"

„Sehen Sie, junger Herr!"

Harry las:

„Angesichts der neuen Erfolge der Franzosen auf dem sächsischen Kriegsschauplatz, und in der Meinung, daß eine Verstärkung der verbündeten Truppen bald notwendig sein wird, ersuchen die unterzeichneten Schüler der Oberklasse

des Düsseldorfer Lyzeums erneut und dringend um Berücksichtigung behufs Eintritt in das Jugendkorps der Freiwilligen."

„Nun die Namen, Neunzig unterschreibt zuerst, er ist der älteste! Oder halt Schmidthenner!"

„Der kranke Wilhelm, den die Muttergottes in Kevelaar kuriert hat, zieht doch nicht mit in den Krieg," bemerkte nun Sethe.

„Freilich ziehe ich mit," sagte der kranke Wilhelm nun ganz gekränkt, „mein Fuß ist ja wieder gesund!" Und er setzte zuerst als ältester in der Oberklasse, seinen Namen unter das Schriftstück. Dann folgten die anderen dem Alter nach. Zuletzt Harry, denn er war der jüngste von der ganzen Gesellschaft.

„Und jetzt tragen wir das Schreiben gleich auf das Rathaus, da sitzt Tag und Nacht ein Kurier, der die Nachrichten vom Kriegsschauplatz in Empfang nimmt und Briefe an das Hauptquartier weitergibt!"

„Halt, die Adresse, die Adresse hast du natürlich vergessen, Harry," bemerkte nun der immer vorsichtige Neunzig.

„Richtig, die Adresse. Die hätte ich am Ende vergessen! Also an den Kommandanten des Freikorps der Jugendlichen im Hauptquartier Seiner Majestät des Königs in Sachsen."

„Richtig!"

„Und nun voran!"

Alle sprangen auf und schon wieder sangen sie mit ausgeschrienen Kehlen:

„Der Himmel hilft, die Hölle muß uns weichen,
Drauf, wack'res Volk, drauf, ruft die Freiheit, drauf!
Hoch schlägt dein Herz, hoch wachsen deine Eichen,
Was kümmern dich die Hügel deiner Leichen,
Hoch pflanze du die Freiheitsfahne auf!"

Sie waren schon beinahe zur Tür draußen. Da rief der dicke Cyprian:

„Halt, meine Herren, die Zeche! Geld ist Geld, auch in den Tagen der Freiheit, sogar anno 93, als sie in Paris den sechzehnten Ludwig geköpft hatten, ist Geld immer noch Geld gewesen und geblieben, ich muß meinen Wein, mein Bier und meinen Schnaps teuer genug bezahlen!"

„Ihr opfert nichts auf dem Altare des Vaterlandes, Meister Cyprian," lachte jetzt Harry, „nicht mal Euren Schmerbauch!"

„Das könnte kommen," sagte Christian Sethe mit einem komisch traurigen Blick.

Das schwierige Geschäft des Zahlens stellte die Ungeduld der Jungen, die ihren Brief am liebsten in das Hauptquartier hätten fliegen sehen, noch auf eine harte Probe. Endlich war auch das erledigt, endlich hatte der dicke Cyprian seine lange Addition beendigt und die Kupfer- und Nickelstücke von dem elterlicherseits gewährten Taschengelde der Oberklasse des Düsseldorfer Lyzeums in der Tasche seines Lederschurzes geborgen. Es war lange nach zehn Uhr abends, als Harry endlich vor dem elterlichen Hause in der Bolkerstraße in dieser Nacht anlangte. Vater und Mutter streckten, sich besorgt nach allen Seiten umschauend, die Köpfe aus den Fenstern des ersten Stockwerkes heraus.

„Aber wo bleibst du denn, Harry?" rief die Mutter vom Fenster aus auf die Straße hinunter, als sie ihren Ältesten glücklich und wohlbehalten um die Ecke biegen sah.

Und der rief schon von weitem: „Mutter, die ganze Klasse zieht jetzt doch nach Sachsen in den Krieg. Wir haben heute gemeinsam einen Brief in das Hauptquartier geschrieben!"

„Komm nur erst herauf, Harry, du erkältest dich doch, mein Junge, und mit einem Schnupfen lasse ich dich nicht in den Krieg ziehen. Komm!"

Harry war sehr beleidigt. Beschämt schlich er die Treppe hinauf. Die Worte des Vaters: „Euch, grüne Jungen, wird man gerade mitnehmen, ihr seid ja nach dem ersten Tagemarsche marode," hörte er gar nicht mehr.

IX.

Der Friede war geschlossen, und die Schüler der Oberklasse des Düsseldorfer Lyzeums hatten kein Pulver zu riechen bekommen. Von furchtbaren Schmerzen gefoltert, ging zu Longwood, einer einsamen Meierei auf der weltentlegenen Insel St. Helena, der Bezwinger eines Jahrhunderts seiner physischen Auflösung entgegen, und durch Frankfurts alte Gassen, die einst den Krönungszug der römischen Kaiser deutscher Nation geschaut hatten, wanderte der eben den Knabenjahren entwachsene Harry an Vater Samsons Seite. Alles Zureden des weisen Rektor Schallmeyer und alle Bitten der sanften Mutter hatten ebensowenig gefruchtet, wie des Jungen Trotz und Bitterkeit. Vater Samson war unerbittlich geblieben. Harry hatte das Lyzeum, nachdem er dessen oberste Klasse glücklich hinter sich gehabt, nicht mit der Universität vertauschen dürfen. Die Vahrenkampsche Handelsschule in seiner Vaterstadt hatte ihn in ihre düsteren Räume aufgenommen, und nun war er mit dem Vater nach Frankfurt gefahren, um hier, wie das Kind das Gehen, die ersten Schritte des praktischen Kaufmanns zu lernen.

Das war ein schwerer Abschied gewesen: von der Mutter, der Schwester, den Brüdern, den Jugendfreunden und einstigen Klassenkameraden, und schließlich dem holden Traume seiner nun beginnenden Jünglingsjahre, als der „schönen Wissenschaften Liebhaber“, wie einst der junge Goethe, die Hochschule zu beziehen und ein Dichter und Geschichtenschreiber zu werden, wie er sich das nach seinen ersten großen Erfolgen bei den Professoren des Lyzeums und der Mädchenschule immer ausgemalt hatte. Auf der langen Fahrt von Düsseldorf nach Frankfurt war Harry sehr wortkarg gewesen, in dumpfem Sinnen hatte er vor sich hingebrütet und manchmal leise vor sich hingeweint.

Aber nun umfing ihn ein leuchtender Frühlingstag zu Anfang des April in der alten Kaiserstadt am Maine und tauchte die romantischen Gassen, den Kaiserdom, den Römer, die Ufer des Stromes, den einst ein Goethe besungen, in flüssiges Gold!

Samson und Harry waren nicht allein. In ihrer Begleitung befand sich Herr Rindskopf, der Inhaber der Frankfurter Wechslerbank, in dessen geräumigen Büros der junge Schwärmer die schwere Kunst, ein Millionär zu werden, erlernen sollte. Denn das eine hatte er wenigstens bei dem Vater erreicht, daß er hinaus durfte in die Welt, in eine große und berühmte Stadt, um etwas Neues zu sehen und zu lernen, und daß er nicht sogleich in das Tuchgeschäft in die Bolkerstraße gesteckt wurde und Schirting und Buckskin mit der rheinischen Elle abzumessen hatte! Und Herr Rindskopf war ein liebenswürdiger Mann. Harry und der Vater, der in Rindskopf einen alten Geschäftsfreund verehrte, waren in den ersten Tagen ihres Frankfurter Aufenthaltes seine Gäste. Und der in Frankfurt geborene und dort seit Jahren ansässige Bankier ließ es sich nicht nehmen, die beiden auf ihren Gängen durch die alte Stadt zu begleiten, den Fremdenführer zu spielen und den Ruhm und Glanz seiner Vaterstadt bei den beiden Zugereisten in das richtige Licht zu setzen. Und zur rechten Stunde waren sie von Düsseldorf nach Frankfurt gekommen. Vor einer Woche hatte die weltberühmte Messe ihren Anfang genommen, und die Stadt wimmelte von Fremden, die aus allen Richtungen der Windrose in des alten Deutschen Reiches Handelsstadt, die der Welt einen Rothschild beschert hatte, gekommen waren.

Vom Römerberg, das Mainufer entlang, bis zum Eingang der, wie es Harry schien, von schwindelndem Verkehr belebten Fahrgasse, zog sich die Budenstadt. Und dem Knaben, der ein gleiches seiner Lebtage noch nicht gesehen hatte, kam es vor, als sollten hier alle Schätze der Welt feilgeboten werden.

Samson schmunzelte.

Seit sie Frankfurts Boden betreten hatten, war Harry wie umgewandelt. Er unterhielt sich auf das lebhafteste mit Herrn Rindskopf, auf den er offenbar den Eindruck eines recht aufgeweckten Jungen machte. Er plauderte, lachte und scherzte wieder, und Samson kam es vor, als ob ihn schon in den wenigen Tagen ihres Aufenthaltes, der Geist dieser Stadt, der ewig Handel treibenden, der immer auf ihren Vorteil bedachten, erfaßt hätte.

„Am Ende wird hier in Frankfurt doch noch ein tüchtiger Geschäftsmann aus meinem Ältesten," sagte Samson zu sich selbst.

„Ihr solltet dem Jungen die alte Börse im Hause Braunfels auf dem Liebfrauenberg zeigen, Herr Rindskopf, das wird ihn sicher ungeheuer interessieren," sagte nun Samson, als sie gerade zu dreien die von Menschen wimmelnde Zeil, wo auch Herrn Rindskopfs großes Bankgeschäft, auf das der nicht wenig stolz war, lag, glücklich hinter sich hatten.

„Was ist denn das dort für ein niedriges Haus, Herr Rindskopf, vor dem die Soldaten stehen?" fragte nun Harry.

„Das ist die Hauptwache, mein Sohn," belehrte Rindskopf. „Hier halten die Weißbüsche, so nennt man die Frankfurter Bürgerwehr, die Miliz der Freien Reichsstadt, die Ordnung aufrecht. Ueber dem Eingang siehst du den weißen Adler im roten Felde! Das ist Frankfurts Wahrzeichen, mein Sohn, der Adler, das ist unser Wappen!"

„Und ich mag den Adler nicht leiden, Herr Rindskopf. Die Preußen haben auch einen Adler im Wappen! Den mag ich nicht leiden! Den Adler sollte man überall herunterschießen, den ekligen Vogel, nur den Adler des großen Kaisers hab' ich leiden können, den hab' ich als Kind sogar furchtbar gern gehabt, den goldenen Adler, wie er auf den Standarten der kaiserlichen Garden in Paris gestanden hat!"

„Nanu," machte Herr Rindskopf, über diese Bemerkung seines zukünftigen Lehrlings ganz verblüfft. „Wenn du den

Adler nicht leiden magst, mein Sohn, dann will ich dir etwas anderes zeigen. Aus der Börse scheinst du dir ja fürs erste auch nicht viel zu machen!"

„Das hat mein Harry doch nicht gesagt, Herr Rindskopf, daß er sich aus der Börse nichts macht. Nicht wahr, Harry, das hast du doch nicht zu Herrn Rindskopf gesagt?" warf nun Samson in beinahe ängstlichem Tone dazwischen.

„Nein, das habe ich nicht gesagt, Vater," lautete Harrys Antwort. „Aber, am Ende hat Herr Rindskopf so unrecht nicht, wenn er der Meinung ist, daß es in Frankfurt Dinge gibt, die mich mehr interessieren, als die alte Börse im Hause Braunfels, in die ich ja nach Gottes und Eurem Willen noch früh genug kommen werde," erwiderte Harry in ernstem Tone. „Das Haus, in dem der große Goethe geboren ist, möchte ich sehen, und den Dom, in dem man die Kaiser gekrönt hat, und den Römer mit der Treppe, auf welcher der junge Goethe bei der Krönung Josefs II. gestanden hat!"

„Das will ich dir alles gerne zeigen, mein Sohn," sagte Herr Rindskopf und klopfte seinem angehenden Schüler freundlich auf die Schulter.

Aber Samson schien damit durchaus nicht einverstanden.

„Ich habe dir doch gestern schon die Judengasse gezeigt, Harry, und das Haus von dem alten Rothschild, in dem der bescheidene Mann Zeit seines Lebens gewohnt hat, obwohl er der Geldgeber eines Kurfürsten und eines Kaisers geworden ist!"

„Das hast du mir freilich gezeigt, Vater. Und das Haus des Rothschild hat mich auch interessiert. Aber noch ganz andere Dinge sind mir durch den Kopf gegangen, Vater, als wir in der Abenddämmerstunde durch die alte Judengasse schritten!"

„Was denn schon wieder für Dinge?"

In beinahe unwilligem Tone war diese Frage von Samsons Lippen gekommen.

Harry bemerkte das absichtlich nicht.

In aller Ruhe fuhr er fort:

„Als wir gestern abend durch die alte Judengasse gingen, Vater, da ist in mir eine ganze Geschichte aufgestiegen, die ich am liebsten aufschreiben möchte!“

„In Herrn Rindskopfs Geschäftsbücher gibt es keine Geschichten zu schreiben, Harry,“ mahnte der Vater nun streng.

Harry lächelte sarkastisch.

„Es wird doch noch anderes Papier auf der Welt und in dem großen Frankfurt geben, als Herrn Rindskopfs Geschäftsbücher,“ erwiderte er.

„Für dich werden zunächst diese die wichtigsten Papiere von der Welt sein!“

Harry schwieg. Wie Trotz flammte es in seinen großen, stahlblauen Augen auf. Und Herr Rindskopf besänftigte:

Ihr müßt nicht so hart mit dem Jungen sein, lieber Freund, das erweckt nur den Widerspruch und führt zu gar nichts. Er ist doch erst sechzehn. Er wird sich noch genügend für die Börse im Braunfels und meine Geschäftsbücher auf der Zeil interessieren. Erzähle mir, Harry, was war das für eine Geschichte, die dir gestern in der Dämmerstunde, als du mit deinem Vater durch unsere alte Judengasse gingst, durch den Kopf gegangen ist?“

Harry, der froh war, in Rindskopf selbst einen Verteidiger seiner Interessen gefunden zu haben, fragte nun in beinahe examinierendem Tone:

„Haben Sie einmal von den Judenverfolgungen, die im Mittelalter am Rheine stattgehabt haben, gelesen, Herr Rindskopf?“

„Mancherlei davon gehört habe ich schon, mein Sohn!“

„Ich habe noch kürzlich ein wundervolles altes Buch darüber in der Hand gehabt, Herr Rindskopf, das ich in der Bibliothek meines Onkels Simon aufgestöbert habe. Greuliche Geschichten werden in diesem Buche erzählt. Und da ist auch die Rede von einem Rabbi, der mit seiner Frau

und mit seinen Gold- und Silberschätzen ... die Juden pflegten damals ihr Hab und Gut in goldenen und silbernen Gefäßen anzulegen, weil man diese in unsicheren Zeiten verscharren konnte, Herr Rindskopf ..., und da ist auch von einem Rabbi die Rede, der von Bacharach in die alte Judengasse nach Frankfurt floh. Den Rabbi und sein Weib, die habe ich gestern abend leibhaftig gesehen, als wir durch die Judengasse gingen. Und aus seinem Schicksal ist mir eine ganze Geschichte geworden, die ich gewiß noch einmal aufschreiben werde und die sicher sehr schön werden wird. Aber wo sind wir denn jetzt?"

„Das ist der große Hirschgraben, mein Sohn!"

„Das ist der große Hirschgraben?" ... Mit einem seltsamen Ausdruck der Ehrfurcht und Bewunderung hatte Harry diese einfache Erklärung des Herrn Rindskopf wiederholt. Dann blieb er einen Moment stehen und sagte noch einmal: „Das ist also der große Hirschgraben?"

„Was ist denn da weiter dabei, wenn das der große Hirschgraben ist!" fuhr Samson sehr trocken dazwischen. „In Paris und Hamburg hab' ich, weiß Gott, schönere Straßen gesehen. „Das ist also der große Hirschgraben?"

Harry achtete gar nicht auf des Vaters Worte.

„Wenn das der große Hirschgraben ist, Herr Rindskopf" sagte er, „dann muß doch hier das Haus stehen, in dem Goethe geboren und erzogen worden ist!"

„Das tut es auch, mein Sohn, da drüben das Haus mit dem Giebeldache, das ist das Haus, in dem Goethes Eltern gewohnt haben. Die Frau Rat hat noch nach dem Tode ihres Mannes dort gewohnt, dann aber ist sie auf den Roßmarkt gezogen, die ist nun auch schon an die sieben Jahre tot! Aber woher weißt du das alles, Harry?"

„Das hat doch Goethe selbst in dem ersten Bande von Dichtung und Wahrheit erzählt, Herr Rindskopf! Haben Sie denn das Buch nicht gelesen? Das ist jetzt schon an die

vier Jahre erschienen. Rektor Schallmeyer vom Lyzeum in Düsseldorf hat es mir gegeben, und da habe ich es gelesen!"

„Der könnte seinen Schülern auch gescheitere Dinge geben," brummte Samson unwillig vor sich hin.

Harry hatte es gar nicht gehört.

Er stand auf dem östlichen Fußsteige des großen Hirschgraben und musterte das stattliche Frankfurter Patrizierhaus mit Blicken andächtiger Bewunderung.

„Darf man in dieses Haus hineingehen, Herr Rindskopf?"

„Das darf man nicht, mein Sohn!" lautete die Antwort. „Da wohnen jetzt andere Leute drinnen, und die würden sich das schön verbitten, wenn man ihre Wohnungen nach Erinnerungen an Goethe und dessen Eltern durchstöbern wollte!"

„Ich finde das sehr unrecht, daß da fremde und gleichgültige Menschen drinn wohnen, Herr Rindskopf," sagte Harry nun in ernstem und vorwurfsvollem Tone. „Wissen Sie, was ich täte, wenn ich der regierende Bürgermeister oder Mitglied des Rates der freien Reichsstadt Frankfurt wäre?"

Herr Rindskopf lachte.

„Nun, was würdest du denn tun, wenn du der Bürgermeister von Frankfurt wärest?"

„Sie brauchen darüber nicht zu lachen, Herr Rindskopf. Auch ich will was werden, vielleicht mehr, als der Bürgermeister von Frankfurt!"

„Oho, an Stolz und Ehrgeiz und hohem Willen scheint es dir ja nicht zu fehlen, wenn du noch höher hinauf willst, als der Bürgermeister von Frankfurt!"

„Sie dürfen ihm das nicht übel nehmen, Herr Rindskopf, der Junge ist immer so exaltiert!"

„Aber, das gefällt mir ja gerade an dem Jungen, bester Freund, wer sich nicht selbst für gescheiter, als den Kaiser gehalten hat, der ist sicher nicht Bürgermeister von Frankfurt geworden! Aber was wolltest du sagen, Harry?"

„Daß ich dann dieses Haus ankaufen würde, wollte ich

sagen, daß ich es dann wie ein Heiligtum bewahren würde, in dem Zustand, in dem es Goethes Mutter verlassen hat! Das wollte ich sagen, Herr Rindskopf!"

„Hem, hem, keine schlechte Idee, das Haus kostet aber viel Geld, mein Junge, und so ein Haus trägt Zinsen, wenn es vermietet ist."

„Was ist das, Zinsen, Herr Rindskopf?"

„Das weißt du nicht? Und dein Vater hat mir doch dein Zeugnis gezeigt, du bist doch auf der Handelsschule von Bahrenkamp in Düsseldorf gewesen. Da habt ihr doch die Zinsrechnung gehabt, das habe ich doch ausdrücklich in deinem Zeugnis gelesen!"

Harry lächelte wieder verschmitzt.

„Er verstellt sich bloß, Herr Rindskopf, er verstellt sich doch bloß, das tut er so oft, um die Leute irre zu führen. Es ist ein Kreuz mit dem Jungen," entschuldigte sich Samson. „Ganz genau weiß er, was Zins ist und Zinseszins, müßte nicht m e i n Junge sein, einfach lächerlich, und nun verstellt er sich so!"

„Er ist ein Spaßvogel, Ihr Harry, lieber Freund, was kann man da machen, ein Spaßvogel," lachte nun Rindskopf. „Hätt' beinah' geglaubt, daß er nicht wüßte, was Zins ist, so ernsthaft hat er gefragt. Doch jetzt haben wir das Haus gesehen, in dem der große Goethe das Licht der Welt erblickt hat, jetzt wollen wir weiter gehen!"

„Aber in den Hof darf man doch einen Augenblick," bemerkte nun Harry, und ehe der Vater und Herr Rindskopf sich dessen versehen, war er in dem Flur von Goethes Geburtshaus verschwunden.

„Jetzt können wir auf den Lausbub warten," meinte Herr Rindskopf gemütlich. Er zog seine silberne Tabatiere aus der Hintertasche seines eleganten, hellblauen Frackrockes und reichte sie Samson.

„Lauter Sputze hat der Junge im Kopf, lieber Freund. Man hat sein Kreuz, man hat sein Kreuz," seufzte Samson.

Harry kam aus der Tür des Goethehauses herausgestürmt.

„Ich habe den Brunnen im Hofe gesehen, wo die Königin Luise als Kind gespielt hat! Die ist doch bei der Frau Rat zu Besuch gewesen, Herr Rindskopf. Und das herrliche Treppengeländer hab' ich gesehen und die weiten, hellen Vorplätze, wo die Prospekte von Rom und Neapel aufgehängt waren!"

„Und bist jetzt zufrieden?"

„Ob ich zufrieden bin, Herr Rindskopf. Aber das kleine Zimmer im zweiten Stock, in dem Goethe geboren ist, das hätte ich für mein Leben gern gesehen, Herr Rindskopf."

„Und du bist nicht oben gewesen?"

„Freilich bin ich oben gewesen. Aber da kam eine Frau, die hat mich wieder die Treppe hinuntergejagt und gefragt hat sie mich, was ich in anderer Leute Wohnungen zu suchen hätte!"

„Ist dir recht geschehen. Warum bist du immer so naseweis," sagte Samson.

Harry gab dem Vater keine Antwort.

„Und wo gehen wir jetzt hin?" Mit dieser Frage wandte er sich an Herrn Rindskopf.

„Wir gehen jetzt durch die Weißadlergasse nach dem großen Kornmarkt. Dort zeige ich dir das Haus, in dem Goethes Lili gewohnt hat, Harry!"

„Ach ja, ach ja, Herr Rindskopf, das muß ich noch sehen!"

„Wer ist denn das wieder, Goethes Lili? Es ist einem ja gerade, als hätte es nur *einen* Frankfurter und immer wieder diesen Goethe gegeben," meinte Samson ganz unwillig. Das Frankfurt scheint dem Jungen den Kopf ganz und gar zu verdrehen!"

„Du weißt nicht, wer Goethes Lili ist, Vater?"

„Ich kann doch nicht alle Liebschaften von dem Goethe kennen! So en Stuß!"

„Aber seine schönsten Lieder hat doch Goethe für Lili gedichtet!"

„Die weißt du auch schon, die Liebeslieder für Lili, du Guckindiewelt?“ fragte nun Herr Rindskopf.

„Freilich weiß ich die: ‚Angedenken du verklungener Freude‘, das ist für Lili, und ‚Wenn ich liebe Lili, dich nicht liebte‘, und ‚Lilis Park‘, und ‚Im stillen Tal auf schneebedeckten Höhen‘. Die kann ich alle auswendig, und die sind alle für Lili!“

„Na, das kann gut werden, wenn du die alle auswendig kannst!“

Es schien beinahe, als zöge nun doch infolge dieses ausschließlichen Interesses, das Harry den Erinnerungen an Goethe entgegenbrachte, eine Wolke über Herrn Rindskopfs Bankierstirn.

Samson entging das nicht. Und deshalb sagte er rasch:

„Im Geschäft wird er die Sputzen schon verlernen, mein lieber Rindskopf, meine Peierche ist immer zu nachsichtig mit ihm gewesen, deshalb wird es auch gut sein, wenn er jetzt von Hause fort zu fremden und praktischen Menschen kommt. Das hat ihm immer alles nachgesehen, mein Peierche.“

Sie hatten die Weißadlergasse hinter sich und bogen nun in den großen Kornmarkt ein.

Es war ein altes Patrizierhaus im Stile dem Goetheschen nicht unähnlich, vor dem Rindskopf jetzt Halt machte.

„Das ist das Schönemannsche Haus,“ sagte er zu Harry.

„Ist der alte Schönemann nicht ein sehr angesehener Geschäftsmann gewesen?“ fragte nun Samson. „Mir ist, als hätt' ich von dem Schönemannschen Geschäft schon viel Rühmenswertes gehört!“

„Aber freilich, sehr reiche Leut', sehr vornehme Leut', Aristokraten im Frankfurter Sinne,“ bestätigte nun Rindskopf. „Unter uns, der Goethe ist ihnen für ihre Lili noch lange nicht gut genug gewesen, bevor er Minister in Weimar geworden ist. Gott, was war er denn auch, als er der Lili Schönemann den Hof machte, den „Götz“ und den

„Werther“ hatte er freilich ja geschrieben, aber das wäre doch noch kein Grund für eine solche Partie! Sie hat dann einen Herrn von Türkheim in Straßburg geheiratet!“

„Was Sie nicht sagen, Herr Rindskopf, einen Herrn von Türkheim!“

„Und Goethe nennt sie dafür den Grasaffen,“ warf nun Harry trocken dazwischen. „Ich würde so eine auch den Grasaffen und noch ganz anders nennen, die nachher einen Herrn von Türkheim heiratet!“

Die beiden Alten gaben Harry auf diese Bemerkung, die ihnen sehr knabenhaft vorkommen mochte, gar keine Antwort. Und Harry sagte, Lilis Vaterhaus betrachtend, leise vor sich hin:

„Im holden Tal,
Auf schneebedeckten Höhen,
War stets dein Bild mir nah',
Ich sah's um mich in lichten Wolken wehen,
Im Herzen war mir's da!
Empfinde hier, wie mit allmächt'gem Triebe
Ein Herz das andere zieht,
Und daß vergebens Liebe
Vor Liebe flieht!“

„Was ist denn das schon wieder?“ Wie ein Vorwurf war diese Frage Samsons Munde entfahren.

„Das hat Goethe seiner Lili in ein Exemplar der Stella geschrieben,“ erklärte Harry. „Im Jahre 1776 hat er es gedichtet, ein paar Monate nachdem er nach Weimar gegangen war.“

„Ich glaube, es ist jetzt Zeit zum Mittagessen,“ meinte Samson trocken und brach so die literarische Unterhaltung ab.

X.

Seit drei Wochen arbeitete Harry auf Herrn Rindskopfs Frankfurter Wechslerbank. Vater Samson war nach Düsseldorf zurückgekehrt, nachdem es noch viele und eindringliche Ermahnungen für den Sohn abgesetzt hatte. Harry fühlte sich wohl und frei in der großen und berühmten Stadt, wenn ihn auch des Abends in seinem kahlen und einsamen Stübchen das Heimweh nach Mutter und Geschwistern plagte. Am Tage gab es viel zu sehen, wenn ihn sein Weg von und nach dem Geschäfte durch die belebtesten Straßen der großen Handelsmetropole führte, und auf der Bank selbst gefiel es ihm in den ersten Tagen ganz gut. Es war aber auch ein stattliches und angesehenes Geschäft, in das ihn der Vater da hineingebracht hatte. In der ganzen Welt schien Herr Rindskopf seine Verbindungen zu haben. Jeden Morgen lief ein ganzer Haufen Post aus allen großen Städten der Erde ein. Da kamen Briefe aus London und Paris, aus Berlin und Petersburg, aus Hamburg und Bremen, aus Madrid und Neapel, aus New-York und Rio de Janeiro, so daß es einem ganz kunterbunt im Kopfe wurde, wenn man die Post zu sortieren und das „zu persönlicher Erledigung" durch Aufschrift des Absenders bestimmte in Herrn Rindskopfs Privatkontor zu tragen hatte. Und der Ausdehnung dieser vielseitigen Verbindungen entsprachen natürlich auch die Räume der Wechslerbank. Ein ganzes Stockwerk in einem der palastartigen Gebäude der Zeil stand dem Inhaber der Wechslerbank zur Verfügung. Vom Vorplatz aus gelangte man zunächst in den Schalter- und Kassenraum, wo der alte Kassierer Nußbaum mit der fürchterlichen Platte zusammen mit seinen beiden Gehilfen, den Herren Haas und Wolf, hinter den vergitterten Verschlägen standen, so daß sie Harry immer an die Affen einer Menagerie er-

innerten, die er einmal als Knabe, da Jahrmarkt in seiner Vaterstadt Düsseldorf gewesen, gesehen und mit Vorliebe geneckt hatte. Aber mit Herrn Nußbaum, mit dem „Hasen“ und dem „Wolfe“, wie er sich ausdrückte, war nicht zu spaßen. Die behandelten ihn als dummen Lausbub von Lehrjungen ganz von oben herab, als ob all' das viele Geld, all' die Napoleonsdor, all' die Zehntalerscheine und Fünfzigguldennoten, die sie hier auf Herrn Rindskopfs Rechnung einzuziehen und wieder auszugeben hatten, ihr leibhaftiges Eigentum seien. Aber schön und interessant war es doch in dem Kassenraume, namentlich des Vormittags während der Hauptgeschäftsstunden, wenn die Kunden kamen und gingen, und wenn sich die Gelegenheit bot, alle diese Leute in ihrer Kleinlichkeit und ihrer Angst um ihr liebes Hab und Gut beobachten zu können.

Gleich am Anfang hatte Herr Rindskopf den Versuch gemacht, den aufgeweckten Harry im Kassen- und Schalterraum zu beschäftigen. Er hatte die eingelösten Coupons zu sortieren und zusammenzuheften. Aber bald hatte sich Herr Nußbaum diesen Mitarbeiter verbeten. Das sei noch nichts für einen Lehrbub' in den ersten Wochen, hatte er Herrn Rindskopf klipp und klar erklärt, der solle erst mal in die Korrespondenz und anfangen wie die andern, mit Briefesortieren und Adressenschreiben, und dann in die Buchhalterei und endlich, wenn er was gelernt habe, in den Schalter- und Kassenraum. Und Herr Rindskopf, der wohl einsehen mochte, wie recht Nußbaum im Grunde genommen hatte, der aber den leisen Wunsch in seinem Innern verspürte, Harry anzuregen und sein Interesse an den Geschäften zu wecken, gab wohl oder übel nach, und steckte ihn am fünften Tage in die Korrespondenz, wo er die erledigten Briefe zu ordnen, die neuen zu kuvertieren und die Adressen zu schreiben hatte. Die Korrespondenz war der dritte Raum der Wechslerbank, man erreichte ihn durch die Buchhaltung, wo der alte Baier, der erste Buchhalter, das große Wort

inmitten seiner sechs Kommis führte, und er stieß unmittelbar an das Direktionszimmer, das heißt an das Privatkontor des Herrn Rindskopf selbst, an. In der Korrespondenz führte der erste und französische Korrespondent das Szepter. Das war ein Herr Meilinger, der viele Jahre in Paris und London zugebracht hatte und der seinem rundlichen Exterieur durch eine auffallende Kleidung einen internationalen Anstrich zu verleihen bemüht war.

Und aus diesem Grunde nannte ihn Harry nie anders als die „Musterkarte". Diesen seltsamen Ausdruck hatte er einer Einrichtung in dem Tuchgeschäfte seines Vaters in der Düsseldorfer Bolkerstraße entlehnt. Wenn im Sommer und im Winter die Reisenden aus Brabant und Sachsen nach Düsseldorf kamen, dann pflegten sie Vater Samson die Musterkarten der Neuheiten der Herbst- und Frühjahrssaison vorzulegen. Auf diese Karten war eine bunte Tuchprobe neben der andern geheftet. Und an eine solche Karte hatte Herr Meilinger den Lehrbub aus Düsseldorf beim ersten Anblick erinnert. Natürlich hatten andere dem bei manchem nicht sehr beliebten Chef der Rindskopfschen Korrespondenz diesen neuen Spitznamen und dessen Urheber sofort gesteckt. War's da ein Wunder, daß der Vielgereiste, der sich auf seine Kleidung und seine Beherrschung der internationalen Verkehrsweise nicht wenig zugute tat, auf den kleinen Judenjungen durchaus nicht gut zu sprechen war und ihm geflissentlich auf die Finger sah?

Freilich, an dem alten Buchhalter Baier, der so was wie ein verkanntes Genie bedeutete, er dichtete und musizierte nämlich im geheimen und er wäre ein Künstler geworden, kein Buchhalter auf der Rindskopfschen Wechslerbank, wenn er mehr Geld und mehr Mut sein eigen genannt hätte, an dem hatte Harry einen Rückhalt. Denn der interessierte sich für den Jungen, der auch während der Geschäftsstunden so manche witzige Bemerkung machte und manche noch nie gehörte Geschichte oder Anekdote zum Besten gab.

Und nicht zum wenigsten kamen Harry Herrn Rindskopfs persönliches Interesse und dessen alte Geschäftsfreundschaft zu seinem Vater zu statten. Oft wurde er ausgezeichnet und in dem Privatkontor des Chefs selbst beschäftigt. Denn Harry war gewandt, er besaß eine eminente Fassungsgabe, schrieb für sein Alter einen ausgezeichneten Briefstil und hatte eine wundervolle Handschrift. So kam es, daß Herr Rindskopf ihm schon in diesen ersten Wochen persönliche Briefe des öfteren in seinem Privatkontor in die Feder diktiert hatte, was Herr Meilinger, der Chef der Korrespondenz, nicht ohne Eifersucht sah.

Und dieses Privatkontor des Herrn Rindskopf selbst, das war wohl der behaglichste und interessanteste Raum der ganzen Bank. Hier standen an der Wand die schweren eisernen Kassenschränke, die Tresors, wie Herr Meilinger, der Chef der internationalen Korrespondenz, sagte, in denen das viele Geld in Obligationen und Schuldscheinen ruhte. Hier hing eine Karte, auf der die ganze Erde in einem dargestellt war, die Erde mit ihren fünf Weltteilen, und auf ihr führte Harry das Auge interessiert spazieren, während sich Herr Rindskopf noch den Brief überlegte, den er ihm zu diktieren hatte. Und dann, eine behagliche Vornehmheit, wie Harry sie liebte, ging von diesem Raume für sein verfeinertes Empfinden aus. Der Raum hatte etwas Intimes an sich, schon durch die Silhouetten, alte Familienbilder, die an den Wänden hingen, schon durch die dunkelgrünen Ripsvorhänge, die Fenster und Eingangstür umkleideten, und durch den aus Eichenholz geschnitzten Schreibsessel, auf dem Herr Rindskopf saß. Ein Teppich bedeckte den ganzen Fußboden und dämpfte die Schritte, die in den anderen Räumen der Bank auf den peinlich gescheuerten Dielen so hörbar hallten. Die sonst im Geschäft herrschende Nüchternheit schien vor dem Eingang zu Rindskopf selbst Halt gemacht zu haben, und schon das Ansehen des Privatkontors nahm Harry alle Befangenheit und lieh dem Durchbruch seiner eigentlichen Natur wieder die nötige Kraft.

Wie das andere doch alles so häßlich, so nüchtern, so abstoßend für sein Empfinden war, und er haßte doch alles Häßliche, alles Nüchterne, alles Abstoßende mit der ganzen Kraft seiner elementar starken Natur. Die Holzstühle, auf denen man da den lieben langen Tag hocken sollte, einer wie der andere, diese schmierigen Pulte, eines wie das andere, diese sackgrauen Vorhänge an den Fenstern, diese Tintenfässer, von denen eines dem andern ähnlich wie ein Ei dem andern Ei war! Diese ganze Umgebung verletzte ihn, widerte ihn an, empörte ihn. Es war dann immer eine Viertelstunde des Aufatmens, wenn das immer lächelnde Gesicht Rindskopfs zwischen der Portière aus dunkelgrünem Rips sichtbar wurde, und der Chef mit seiner leise singenden Stimme sagte:

„Komm einmal herein, Harry, ich will dir einen Privatbrief diktieren!"

Heute war das noch nicht vorgekommen. Kein Wunder, denn Herr Rindskopf war gar nicht im Geschäfte anwesend. Er befand sich in der alten Börse im Braunfels, wo heute ein neues Papier zum ersten Male gehandelt wurde. Es war eine österreichische Anleihe, von der man sich bei der gespannten politischen Situation nicht allzu viel versprechen konnte, deren Emission das Haus Rothschild in Wien in diesen schweren Tagen mit Hängen und Würgen ermöglicht hatte.

Unzufrieden mit sich und der Welt, saß Harry an seinem gewohnten Platze in der Korrespondenz, er hatte die Sortierung der erledigten Briefe und der Kopien gerade beendet und harrte des Momentes, da Herr Meilinger mit seiner Arbeit zu Ende sein und ihm, wie an jedem Vormittag, ein paar Dutzend Briefe zum Adressieren und Kuvertieren einhändigen würde. Er starrte vor sich hin durch das Fenster. Von dem wogenden Treiben drunten auf der Zeil war von seinem Platze aus nichts zu bemerken, er sah nur die an diesem Regentage verhüllten Fenster des gegenüber-

liegenden Hauses, sah nur die in Bindfäden von dem grauen Himmel niedergehenden Regenmassen, sah nur die Wolken, die in dichten Ballen von einem warmen West vorwärts getrieben wurden. O, er war kreuzunglücklich! Wenn das so weiter gehen, wenn das der Inhalt seines ganzen Lebens werden sollte, so rumorte es in einem zu in seinem Kopfe herum. Die stille Bolkerstraße und das Vaterhaus in Düsseldorf, das Haus mit dem Tuchgeschäfte und der traulichen Wohnung stiegen da mit einem Male empor vor seiner stets bewegten Phantasie. Am Ende war das, was er dort verlassen, wogegen er sich dort mit allen Kräften seines Willens gewehrt hatte, doch noch besser, als Herr Meilinger und der Raum der Rindskopfschen Korrespondenz, die er hier dafür eingetauscht. Dort hatte er doch wenigstens die Mutter, die Schwester, die Brüder, die Freunde, und hier, hier niemanden, der ihn verstehen, der seine Gedanken teilen mochte, niemanden als den Buchhalter, den „verrückten“ alten Baier, der ihm einmal unter dem Siegel des strengsten Geheimnisses erzählt hatte, er habe eine Sonate im Stile Mozarts komponiert. Und plötzlich war es ihm in seinen phantastischen Träumen, als säße er eben gar nicht auf der Wechslerbank in Herrn Meilingers Korrespondenz. Gestalten, die er längst vergessen zu haben glaubte, zogen da plötzlich durch sein Gehirn. Sie nahmen feste Umrisse an und bildeten sich zu Helden von Geschichten und Romanzen! Was wollte er eigentlich hier? Hatte er sich Fesseln anlegen lassen, mußte er diese Fesseln weiter tragen, durfte er sie weiter tragen, konnte er sie nie und nimmer zerreißen?

Den Rabbi von Bacharach und dessen Weib, die mit ihren Silberschätzen vom Rheine nach Frankfurt in die Judengasse flohen, sah er wahrhaftig vor sich, und dann den kranken Wilhelm, an den er in all' den letzten Wochen nicht mehr gedacht hatte, der wankte ja dort, ein wächsernes Herz in der Hand, in der Prozession zu dem Gnadenbilde der Mutter Gottes von Kevlaar! Aber wie ein Spuk war der ver-

schwunden, anderen hatte er Platz gemacht, anderen, die aus den Gräbern des Düsseldorfer Kirchhofs, den er so gern, so erfüllt von grausigen Schaudern an der Hand der alten Zippel besucht hatte, hervorgekrochen kamen.

Und plötzlich stand er vor dem Hause des Rektors Schallmeyer in Düsseldorf. Und die blonde Rose lehnte dort oben am Fenster und lächelte ihm zu. Aber Nacht war's um dieses Haus, Mitternacht und Vollmondschein, und er, er kam geradenweges vom Kirchhof, die Fiedel in dem fleischberaubten, knöchernen Arm. Er war der Spielmann, der denen in den Gräbern zum Tanze aufspielte.

Wie Fieber schüttelte es ihn. Er schob das Kopierbuch, das noch vor ihm auf dem Pulte lag, weit von sich und kritzelnd fuhr seine Feder über ein Stück Papier, das er ganz mechanisch dem neben ihm stehenden Korbe entnommen hatte. Aber die Gestalten, die er da vor seiner Phantasie sah, wollten und wollten sich nicht formen. Wie ein Spuk der Nacht huschten sie vorüber, aber deutlich, deutlich, alle so klar, so faßbar, als ob er sie mit Händen greifen, als ob er sie in Worte bannen könnte!

Er legte die Feder wieder weg. Er war nicht dazu imstande, hier war er nicht dazu imstande, das wiederzugeben, was da in seinem Innern vor dem Hause der blühenden Rose, in ihm, der, die Fiedel in der Hand, vom Kirchhof kam, wie ein wahrer Hexensabbath quirlte.

Tolle Spukgestalten, über die er selbst lächeln mußte, die waren es in der Tat. Ein klapperdürrer Schneidergeselle, ein buntgeschminkter Schauspieler, ein Professor, der leibhaftig aussah, wie Schallmeyer selbst, ein Graf, der einen Strick um den Hals trug, so daß er aussah wie einer, den der Mann der Göchin eben hängen wollte, und endlich kam gar einer, der seinen eigenen Kopf in den Händen trug! Und mit einem Schlage waren die alle, alle wieder fort!

Wieder starrte Harry vor sich hin. Und nun trat ein ganz anderes Bild vor das Auge seiner wild erregten Phan-

tasie. Der Kaiser, wie er ihn vor Jahren in den Gassen Düsseldorfs an der Spitze seiner Garden gesehen hatte, der Kaiser, der hinauszog mit der großen Armee auf die Eisgefilde Moskaus, wo diese Armee ihr furchtbares Ende fand. Und ihm war es, als wäre er selbst mit einem Male einer dieser todgeweihten Grenadiere, die den Mann mit dem marmornen Imperatorengesichte durch ihr ergebenes „Moritari te salutant“ grüßen!

Und nun fuhr seine Feder rasch und nervös über das Papier, das vor ihm auf dem Pulte lag. Er schrieb und schrieb, so emsig, wie er noch nie in der Korrespondenz der Wechslerbank, ja nicht einmal in dem Privatkontor des Herrn Rindskopf geschrieben hatte.

„Da sind zweiundzwanzig Briefe zu kuvertieren und zu adressieren.“

Es war die Stimme der „Musterkarte“, Herrn Meilingers Stimme, die das sagte.

Harry fuhr aus seinen Träumen auf.

„Aber seien Sie vorsichtig, Herr Harry, elf dieser Briefe gehen nach Frankreich und England. Die müssen der Post besonders vermerkt werden. Es gibt nichts Peinlicheres, als wenn ein wichtiger Brief verspätet wird, weil er von dem Absender falsch behandelt worden ist.“

Die „Musterkarte“ war der einzige, der Harry mit Sie anredete. Herr Meilinger hielt auch dies für einen Teil seiner internationalen Eigentümlichkeiten, weil die französische und die englische Sprache ein degradierendes „du“ im Sinne des Deutschen nicht kennen.

Wie abwesend starrte Harry vor sich hin.

„Haben Sie denn nicht verstanden, welchen Auftrag ich Ihnen erteilt habe?“ wiederholte nun Herr Meilinger. „Elf Briefe gehen nach Frankreich und England!“

„Aber gewiß habe ich verstanden . . .“ erwiderte Harry, „geben Sie her!“

Er nahm die Briefe aus Herrn Meilingers Händen ent-

gegen, aber, anstatt sich sofort mit ihnen zu beschäftigen, schob er sie fast verächtlich zur Seite, denn in seinen Ohren klang's wie das Lied des Rouget de Lisle, das sie einst in den Gassen Düsseldorfs beim Einzuge des Murat gesungen hatten. Und während Harry schrieb, fielen Herrn Meilingers kostbare Briefe, von denen elf nach Frankreich und England gehen sollten, auf den Boden des Zimmers, weil Harry die Unterlage zu weit zur Seite geschoben und die Briefe mit dieser heruntergeworfen hatte.

Die „Musterkarte“ saß schon wieder vor ihrem Pulte und erledigte gewissenhaft den Rest der weniger eiligen Geschäftskorrespondenz.

Nach einer geschlagenen halben Stunde trat Meilinger wieder an Harrys Platz.

„Sie werden wohl jetzt endlich fertig sein. Geben Sie die kuvertierten und adressierten Briefe her!“

Wie eine Erscheinung starrte ihn Harry an.

„Was ist denn das?“ rief Herr Meilinger. „Meine Briefe liegen auf dem Fußboden, ein Teil ist so beschmutzt, daß ich ihn noch einmal schreiben kann! Und Sie, was treiben Sie denn in den Geschäftsstunden für Allotria? Ich werde das Herrn Rindskopf persönlich melden!“

Mit diesen Worten erfaßte Meilinger das Blatt, auf das Harry die ganze Zeit in fieberhafter Ungeduld gekritzelt hatte.

„Lassen Sie das, das ist nichts für Sie, das geht Sie nichts an,“ protestierte Harry.

„Das geht mich nichts an, was meine Lehrbuben in den Geschäftsstunden treiben, das soll mich nichts angehen? Das werden wir ja sehen, mein Sohn, ob das mich nichts angeht,“ sagte Meilinger empört, faltete das Blatt zusammen und steckte es in die Tasche seines weiß und schwarz karierten Rockes, über den sich Harry immer so lustig gemacht hatte. „Das Blatt wandert in das Privatkontor des Herrn Rindskopf.“

„Meinetwegen," erwiderte Harry verächtlich, und ein bitterer Spott flog um seine Mundwinkel. „Meinetwegen, mir soll's recht sein."

Meilinger würdigte ihn keines Blickes. Er hob eigenhändig die auf dem Boden liegenden Briefe auf und übergab sie dem zweiten Lehrling Hut zur Abschrift, zum Kuvertieren und Adressieren. Dann schritt er an sein Pult zurück und stäubte mit seinen feinen Händen, wie einer, der sich beschmutzt hat, seine bunten Kleider ab.

Am Nachmittag wurde Harry in das Privatkontor des Herrn Rindskopf gerufen. Aber es gab keinen Privatbrief zu schreiben. Wolken lagen auf der Stirn des Chefs, der ihn in Gesellschaft des alten Buchhalters Baier empfing.

„Du hast das während der Geschäftsstunden geschrieben, Harry, und die dir von Herrn Meilinger übergebenen Briefe nicht besorgt?"

„Das habe ich geschrieben," erwiderte Harry, und voll Stolz kam das Wort aus seinem Munde.

„Aus Rücksicht auf deinen Vater, Harry, der mir sehr befreundet ist . . ."

Harry fiel Herrn Rindskopf in die Rede:

„Sie brauchen mich aus Rücksicht auf meinen Vater nicht zu behalten, Herr Rindskopf! Ich halte es hier ja doch nicht aus! Und ich will ja gar kein Kaufmann werden. Ein Dichter will ich werden! Verstehen Sie, ein Dichter! Das dürfen Sie meinem Vater getrost schreiben!"

„Nach dem, was ich hier gelesen habe, hat das allerdings so den Anschein."

„Ja," sagte Harry trocken.

„Also, wenn das dein fester Entschluß ist, Harry, kein Kaufmann, sondern ein Dichter zu werden, dann werde ich das deinem Vater nach Düsseldorf schreiben und ihn bitten, daß er hierher kommt und dich wieder mit nach Hause nimmt. Denn meine Geschäftsbriefe müssen nun einmal von ganz prosaischen Menschen und nicht von Dichtern adressiert und

kuvertiert werden, auch nicht von solchen, die das werden wollen!"

Harry erwiderte kein Wort. Er ging.

Als Rindskopf mit dem alten Baier allein war, meinte dieser:

„Seltsam ist das doch, Herr Rindskopf, was der Junge auf den Fetzen geschrieben hat! Das klingt, als wenn man eine Musik, eine wunderbare Musik dazu komponieren müßte!"

„Na, Sie sind ja auch so ein Künstler in der Westentasche, Baier," scherzte Rindskopf. „Aber Sie haben recht, seltsam genug klingt das, fast möcht' ich sagen, wie der ferne Schritt von Regimentern, zu dem das Spiel des Tambours tönt!"

Der alte Baier nahm das Blatt, das corpus delicti, das Meilinger als Anklagestück auf dem Tische seines hohen Chefs deponiert hatte, an sich und sagte:

„Ja, hören Sie nur, Herr Rindskopf, wie das klingt:

„Da hörten sie beide die traurige Mär,
Daß Frankreich verloren gegangen,
Besiegt und zerschlagen das große Heer,
Und der Kaiser, der Kaiser gefangen!"

„Schreit das nicht nach Musik, Herr Rindskopf?"

„Sie haben recht, Baier, es ist ganz seltsam."

XI.

Vor den Toren Hamburgs, in Ottensens Nähe, bewohnte Onkel Salomon mit seiner Familie ein prächtiges, neu erbautes Landhaus. Es war ein trüber Vormittag gegen Ende des Februar. In Gesellschaft ihrer Mutter saß Maly, Onkel Salomons wunderliebliche Tochter, vor dem flackernden Feuer des englischen Marmorkamins und blätterte in den neuesten Revuen und Zeitschriften, die der Laufbursche des Buchhändlers am Gänsemarkt soeben in der Villa abgegeben hatte.

Auch die Mutter nahm ein Blatt zur Hand. Nachdem sie eine Weile hineingeblickt hatte, lachte sie auf einmal und meinte: „Es ist doch zu toll, Maly, auf was für Ideen diese Dichter und Skribenten heutzutage nicht alles verfallen, um sich interessant zu machen. Die verrücktesten Namen erfinden sie und setzen sie unter ihre Gedichte, damit das auffallen soll! Sieh nur hier, schon wieder so einer im „Hamburger Wächter". Man kann den Namen gar nicht aussprechen. Lies du einmal!"

Maly nahm das Blatt aus der Hand der Mutter entgegen.

„Hier in der Mitte, meinst du, auf der ersten Seite?"

„Jawohl, Maly, das überspannte Gedicht eines Weltschmerzlers, mit dem das Blättchen seinen vielversprechenden Anfang nimmt! Wie nennt sich der Mensch?"

Maly gab sich alle Mühe, den verschnörkelt und in lauter großen Anfangsbuchstaben gedruckten Namen des Dichters zu entziffern. Endlich war sie so weit und las:

„Sy Freudhold Riesenharf" . . . „Da habt Ihr allerdings recht, Mutter, das muß ja ein ganz überspannter Junge sein, der sich den Lesern des „Hamburger Wächters" mit einem solchen Dichternamen vorstellt! Und das Gedicht, taugt es denn wenigstens etwas?"

„M i r gefällt es nicht," gähnte die Mutter. „Ich liebe hübsche und frische Sachen, das weißt du ja, Maly, Tränen und Ärger gibt es, weiß Gott, genug im Leben! Und einer, der immer weint und stammelt, anstatt zu handeln und zuzugreifen, hat mir noch niemals sonderlich imponiert. Aber urteile doch selbst!"

Und Maly las mit halblauter, sanfter Stimme, so daß etwas wie Musik aus diesen Versen zu strömen schien:

„Mir träumte einst von wildem Liebesglühn,
Von hübschen Locken, Myrthen und Resede,
Von süßen Lippen und von bitterer Rede,
Von düsterer Lieder düsteren Melodien!"

„Schweig still, Maly," rief die Mutter. „Da läuft es einem ja gleich eiskalt den Rücken hinunter."

„Ich finde das schön, Mutter, wunderbar schön, fast grausig!"

„Das ist es ja gerade, warum ich es nicht schön finden kann! Wenn man das hört, schon allein den Tonfall dieser Verse, dann wird einem ganz wehmütig zu Mute! Aber lies doch lieber weiter, Maly, wenn du das so liest, in deiner träumerischen Art, mit halblauter Stimme, und so mit deinen Augen in das flackernde Kaminfeuer starrst, dann klingt das doch mit einemmale ganz anders, als wenn ich es allein für mich selbst dahin lese!"

„Seht Ihr wohl, Mutter!"

Maly hob die Stimme ein wenig:

„Verblichen und verweht sind längst die Träume,
Verweht ist gar mein liebstes Traumgebild!"

Maly schwieg.

„Was hast du, Maly?"

„Nichts, Mutter!"

„Doch, doch, wahrhaftig eine Träne in deinen Augen! Laß' doch die alte dumme Geschichte!"

„Wenn das so leicht getan wie gesagt wäre, Mutter! Ich habe Egon sehr, sehr lieb gehabt!“

„Und kannst darüber doch nicht dein junges Leben vertrauern, kannst darüber doch nicht zur alten Jungfer werden! Ist's unsere Schuld, daß seine Familie auf der Taufe bestanden hat, du weißt doch, wie Vater Salomon in diesem Punkte denkt, daß Vater Salomon in diesem Punkte unerbittlich ist! Und mit Recht unerbittlich, wo sollten wir Juden heutzutage hinkommen, wenn wir jedem hergelaufenen Freier nachgeben wollten und uns kurzerhand taufen ließen! Das wäre noch schöner, dein Egon hätte sich „von“ schreiben können, wenn er dich und deine Mitgift bekommen hätte, statt dessen!“

„Er schreibt sich doch schon „von“, Mutter . . . im übrigen, von der Mitgift . . ich mag so was nicht hören, bei Euch erscheint auch gleich jede Heirat wie ein Kauf!“

„Das hat dir wohl Harry beigebracht? Der behandelt ja alles, was mit Kauf und Verkauf zu tun hat, von oben herab, und doch ist und war das Geld das Blut der Gesellschaft.“

„Ach nein, vom Harry hab' ich das nicht. Doch wie kommst du auf den, Mutter?“

„Mir will es scheinen, als ob er dir schon seit Wochen nicht unbedenklich den Hof mache. Höre, Maly, Vater hat mir erst gestern wieder von John Friedländer aus Königsberg gesprochen. Er hat dort in der Nähe ein gewaltig großes Landgut und verdient es wohl —“

„Schweigt doch, Mutter, wozu in Wunden wühlen, weder Harry, der grüne Junge, obwohl er mein Vetter ist, noch John Friedländer, haben Aussicht . . Wie sagt unser Herr Wiesenhars weiter?“

Sie nahm das Zeitungsblatt wieder auf und, als ob sie das Gedicht überhaupt nicht unterbrochen hätte, las sie weiter:

„Geblieben ist mir nur, was glutenwild
Ich einst gegossen hab' in weiche Reime!“

„Nicht einmal das ist mir geblieben, Mutter. Da hat es ein Dichter, wie unser Herr Riesenharf, schon besser!"

Sie schüttelte den mit tiefschwarzen Haaren bedeckten Kopf, dessen feingeschnittenes, marmorblasses Gesichtchen mit den großen, dunkeln Augen eben von der Glut des flackernden Kaminfeuers leise gerötet wurde, und mit den Worten: „Er ist gar nicht übel, dieser Herr Riesenharf," vollendete sie:

„Du bliebst, verwaistes Lied! Verweh' jetzt auch
Und such' das Traumbild, das mir längst entschwunden,
Und grüß' es mir, wenn du es aufgefunden,
Dem luft'gen Schatten send' ich luft'gen Hauch!"

Sie schwieg.

„Stehen noch mehr Gedichte von diesem seltsamen Herrn Riesenharf in dieser Nummer des „Hamburger Wächters"?"

Maly durchstöberte das Blatt.

„In dieser Nummer nicht, Mutter. Doch was wolltest du vorhin mit John Friedländer aus Königsberg?"

„Ich habe ihn nur erwähnt, weil Vater mir noch gestern von ihm im Hinblick auf dich und deine Zukunft gesprochen hat, Maly!"

„So . . . hört, Mutter, wenn Ihr das so nebenbei erwähnt, dann habe ich immer das Gefühl . ."

„Welches Gefühl hast du dann immer, Maly?"

„Das Gefühl, Mutter, daß man hier hinter meinem Rücken etwas vorbereitet. Sagt es nur gleich heraus, Mutter, ob John Friedländer hier in Hamburg ist und ob uns Vater dessen Besuch angekündigt hat?"

„Da du es selbst sagst, mein Kind, John Friedländer ist in Hamburg. John Friedländer ist gestern bei Vater auf der Bank gewesen. Er hat nach alter Sitte und nach altem Brauche, wie das in unseren Kreisen üblich war und üblich ist, um deine Hand angehalten, Maly, und . . ."

„Und, willst du sagen, Vater hat ihm für mich das Jawort gegeben, auch nach alter Sitte und nach altem Brauche,

Mutter, als ob es hier um einen Handel ginge. Freilich, John Friedländer wird flüssiges Geld für sein Landgut bei Königsberg brauchen! Und ich, ich sage nein, Mutter! Da ist mir doch noch der Harry, der Springinsfeld und Windhund, da ist mir selbst dieser Weltschmerzler, der unbekannte, mit dem schönen Namen Riesenharf, lieber, als der, der sich wie der Marder in den Stall einschleicht und bei Vater anfrägt, ob man über die Tochter verfügen will!"

„John Friedländer wird nicht versäumen, bei dir selbst, Maly . . ."

„Aha, deshalb sind wir diesen Vormittag also daheimgeblieben, Mutter, obwohl ich nach Hamburg hinein fahren wollte, deshalb, Mutter, John Friedländer wartet wohl schon draußen vor der Tür, er steht wohl schon auf der Schwelle, Mutter!"

„Das weiß ich nicht, mein Kind. Ich weiß nur das eine, daß Vater ihn heute zum Mittagessen gebeten hat und daß er vorher seine Visite machen wird."

„Heute, heute ist doch Mittwoch!"

„Ich wüßte nicht, daß es mit dem Mittwoch eine besondere Bewandtnis hat, Maly, wenn alles übrige in Ordnung ist, dann ist der Mittwoch zu einem Verspruch gerade so gut, wie ein anderer Tag."

„Aber am Mittwoch kommt doch Harry zum Mittagessen heraus!"

„Und du fürchtest einen Zusammenstoß zwischen Harry und John Friedländer?"

„Es wäre mir, offengestanden, nicht gerade angenehm, Mutter, wenn die beiden hier bei dieser Gelegenheit, da ich mich gezwungen sehe, John Friedländer ein Korb zu geben, zusammenträfen! Harry könnte . . ."

„Was könnte Harry?"

„Harry könnte daraus einen falschen Schluß ziehen."

„Wieso?"

„Er könnte der Meinung sein, daß sich John Friedländer um seinetwillen einen Korb geholt habe, und vor einer solchen falschen Schlußfolgerung möchte ich meinen jungen Vetter bewahren!“

„Aus rein verwandtschaftlichem Gefühl heraus, Maly?“

„Jawohl, Mutter, aus rein verwandtschaftlichem Gefühl heraus! Ich habe nämlich Beweise dafür, daß Harry mir Gefühle entgegenbringt, die ich nicht erwidern kann, um Egons willen nicht erwidern kann, und deshalb, Mutter! . .“

„Du hast Beweise dafür, was für Beweise hast du denn, Maly? Hat sich der törichte Junge, hat sich Harry am Ende erklärt, erklärt mit seinen zwanzig Jahren, er, der es noch zu nichts gebracht hat, dem Vater eben ein Geschäft angefangen, und der erst in Jahren zeigen kann, was hinter ihm steckt?“

„Nein, Mutter, erklärt hat er sich nicht! Aber, als ich vorhin die Verse dieses Herrn Freudhold Riesenharf las, da kam mir plötzlich der Gedanke, aber lach' mich nicht aus, Mutter . . .“

„Welcher Gedanke, Maly?“

„Der Gedanke, daß Harry der Verfasser dieser Verse sei . .“

„Du bist wohl . . .“

„Verrückt willst du sagen, Mutter! Aber am Ende doch nicht so ganz! Das fand ich dieser Tage in einem Buche, das ich Harry geliehen hatte, und das ist Harry's Hand. Es scheint mir von den Gedankengängen dieses Herrn Riesenharf nicht allzuweit entfernt zu sein. Ueberzeugt Euch doch selbst, Mutter!“

Es war ein zierliches Billet aus hellblauem Papier, das die Mutter jetzt aus Malys Händen entgegennahm.

„Soll ich es Euch lieber vorlesen, Mutter? Ich muß sagen, daß ich auf diese Verse sehr, sehr stolz bin.“

„Also lies!“

In bitterem Ernste kam es nun von Malys Lippen:

„Ein Jüngling liebt ein Mädchen,
Das hat einen Andern erwählt,
Der Andere liebt eine Andere,
Und hat sich mit dieser vermählt.

Das Mädchen heiratet aus Aerger
Den ersten, besten Mann,
Der ihr in den Weg gelaufen,
Der Jüngling ist übel dran.

Es ist eine alte Geschichte,
Doch bleibt sie immer neu,
Und wem sie just passieret,
Dem bricht das Herz entzwei!"

„Und das ist von Harry?"

„Das ist von Harry, Mutter. Und gerade in dieser Stunde. da Ihr mir den Besuch und den Antrag John Friedländers ankündigt, will mir das Gedicht ganz besonders seltsam, will es mir geradezu prophetisch erscheinen!"

„Geradezu prophetisch, wie meinst du das, Maly?"

„Nun, rückwärtsblickend und vorwärtsblickend, Mutter! Egon hat doch geheiratet, der andere liebt eine andere und hat sich mit ihr vermählt . . . und der Jüngling . . das ist natürlich er . . und das Mädchen, das heiratet aus Aerger den ersten besten Mann . . . das ist bitter, Mutter, aber John Friedländer aus Königsberg scheint mir am Ende in der Tat hier die am wenigsten beneidenswerte Rolle zu spielen!"

In diesem Augenblicke klopfte es an die Tür.

Auf der Mutter „Herein!" trat der alte Christoph, Onkel Salomons langjähriger Leibdiener, ein und meldete, daß Herr John Friedländer aus Königsberg den Damen seine Visite abstatten wollte. Ohne Malys Bescheid abgewartet zu haben, sagte die Mutter, sie lasse bitten, und wenige Augenblicke später trat Herr John Friedländer über die Schwelle.

Er war in Gala und fast schien es, als verrate das in einer pompösen Papiermanschette steckende Rosenbukett den eigentlichen Zweck seines Besuches. Aber als gewandter Weltmann, dem Salomon wohlweislich Mitteilung von den Ideen und der unglücklichen Jugendliebe seiner Tochter gemacht hatte, war er auf seiner Hut, war er viel zu vorsichtig, mit der Tür ins Haus zu fallen und erzählte, daß ihn eine sehr interessante und wichtige Geschäftsreise über Berlin nach Hamburg geführt habe und daß er die „Königin an der Elbe" — junge Mädchen hatten nach seiner Meinung für alles poetische ein tiefes Verständnis — nicht verlassen wolle, ohne auch der „Königin an der Alster" seine Reverenz erwiesen zu haben! Mit dieser Bemerkung verneigte er sich zuerst tief vor der Mutter und dann noch tiefer vor Maly, sodaß man sich nicht recht klar darüber werden konnte, wer denn eigentlich mit der „Königin an der Alster" gemeint sei. Und da er das Blatt auf dem wundervollen Mahagonitische bemerkte, das Maly bei seinem Eintritt aus der Hand gelegt hatte, griff er als weltgewandter Gesellschafter sofort die Konversation auf und meinte:

„Ich habe die Damen wohl in ihrer Lektüre gestört?"

„Aber durchaus nicht, Herr Friedländer," versicherte Maly.

Schon hatte Friedländer das Blatt in die Hand genommen. Und ganz besonders interessiert kam es nun von seinen Lippen:

„Auch hier die neueste Nummer des „Hamburger Wächter", auch hier!"

„Was wollen Sie damit sagen, Herr Friedländer?" forschte nun Maly mit einemmale ganz neugierig geworden. „Wir sind Abonnenten des „Wächters", was ist denn da weiter dabei?"

„Und so wissen die Damen vermutlich noch gar nicht, wer der neue, der große Dichter in Hamburg ist? Wirklich nicht? Ich komme nämlich eben aus der Buchhandlung der Herren Hoffmann u. Campe, ich habe mir dort ein Werk

über unsere ostpreußische Pferdezucht bestellt, da hat mir Herr Campe es selbst verraten! Man reißt sich nämlich in allen Läden um die neueste Nummer des „Wächter", seitdem bekannt geworden ist, wer dieser Herr Riesenharf ist!"

„Nun, wer ist es denn?" platzte nun Maly los.

„Sie wissen es in der Tat nicht? Auf der Börse hat man davon gemunkelt und Herr Campe hat es mir bestätigt. Der Dichter ist der junge Herr Harry, der Neffe von dem großen Bankier Salomon, da können Sie sich doch denken, daß das die Leut' interessiert."

„Sie wissen das mit aller Bestimmtheit, Herr Friedländer?"

„Ich kann es beschwören, schönstes Fräulein, ich hab' es aus Herrn Campes eigenem Munde, und Herr Campe hat hinzugefügt, daß er gleich bereit sei, eine ganze Sammlung solcher Gedichte zu verlegen!"

Malys Gesichtchen war hochgerötet, und es schien, als hebe ein Gefühl des Stolzes ihre junge Brust. Aber die Mutter schwieg.

„Und Sie, verehrte Frau, Sie sagen nichts, Sie sagen rein gar nichts," wandte sich nun Friedländer an die Mutter.

„Ich mache mir meine Gedanken darüber, Herr Friedländer, was wohl Salomon dazu sagen wird, daß sein Neffe, dem er erst das viele Geld zur Gründung eines eigenen Geschäftes vorgeschossen hat, ein poetisches Genie und nicht ein kaufmännisches sein soll. Ich fürchte, ich fürchte, das wird schwer in Salomons harten Kopf hineingehen."

„Nun, was soll er sagen," meinte Friedländer, „stolz wird er sein, freuen wird er sich, einen Neffen zu haben, aus dem noch ein berühmter Mann, aus dem noch ein Schiller und ein Goethe in einer Person werden kann," scherzte Herr Friedländer aus Königsberg.

Draußen vor der Türe vernahm man einen heftigen Wortwechsel. Es war Salomon, der zum Mittagessen von der Börse heimkehrte, und der drunten im Garten auf Harry gestoßen war.

„Ich verbitte mir das," hörte man Salomons Stimme. „Du blamierst mich vor der ganzen Stadt. Gedichte, Gedichte, Gedichte im „Wächter", lächerlich, einfach lächerlich, für einen soliden Kaufmann höchst blamabel! Und auch noch Liebesgedichte! Was soll man denn auf der Börse von deinen Geschäftsgrundsätzen, was soll man denn in der Stadt von uns und unserer Familie denken, wenn du Liebesgedichte in den „Wächter" setzt und dieser Herr Campe dich geflissentlich als den Verfasser ausposaunt? Ins Gerede bringst du mich und meine ganze Familie, auch Maly bringst du ins Gerede, meinen Kredit schädigst du, ich verbitte mir das!"

Harry hatte den Wortschwall des Onkels ruhig über sich ergehen lassen. Dann schüttelte er sich, wie eine Katze, die ein Strahl kalten Wassers getroffen hat, und meinte in aller Ruhe:

„Onkel Salomon, am Ende ist die Zeit nicht so fern, in der an Ihnen und Ihrer Familie das einzig Berühmte das sein wird, daß Sie den Namen mit mir geteilt haben!"

Salomon war so verblüfft, daß er in der ersten Minute gar keine Erwiderung zu finden vermochte.

Aber dann wetterte er los:

„Das geht doch über das Bohnenlied, diese Unverschämtheit, diese Frechheit von einem hergelaufenen Jungen, der froh sein kann, wenn sein reicher Onkel ihm die Hand reicht, damit er im Leben vorankommt."

Aber Harry bewahrte seine eisige Kühle. Mit einer stummen Handbewegung wies er auf einen Pelzrock, der im Vorplatz an einem Haken hing, und meinte:

„Es wäre angebracht, wenn Sie Ihre Stimme ein wenig dämpften, Onkel Salomon, es scheint mir Besuch bei den Damen im Salon zu sein!"

Da fiel es Salomon ein. Richtig, er hatte ja Friedländer zu Mittag gebeten, und der hatte noch vorher seine Visite machen wollen. Der war also da! Wahrhaftig, den Friedländer und dessen wichtiges Anliegen, das hatte er vor

lauter Aerger über diesen Harry und über das, was man auf der Börse von dessen Gedichten erzählt hatte, vergessen.

Als Mann von Welt, der sich zu beherrschen versteht, trat er nun schmunzelnd in den Salon, machte eine leise Reverenz vor Frau und Tochter und reichte Friedländer die Hand.

Harry folgte ihm auf dem Fuße.

In diesem Friedländer witterten sein Argwohn und seine Eifersucht nichts Gutes und, da er gar das Rosenbukett mit der steifen Papiermanschette vor dem Besuche auf dem Mahagonitische liegen sah, meinte er:

„Die sind wohl Königsberger Gewächs, die Rosen im Winter, Herr Friedländer, wenn ich nicht sehr irre, dann habe ich im vorigen Jahre im Hause meines Onkels schon einmal den Vorzug gehabt?"

„Sie sind zu gütig," erwiderte Friedländer ganz beglückt, „ich bin entzückt, diesesmal in Ihnen einen großen Dichter begrüßen zu dürfen!"

„Daß die Schockschwerenot mit dem Dichter," platzte Salomon da los.

„Seien Sie vorsichtig, Herr Friedländer," spottete Harry, „mein Onkel explodiert bei dem Wort Dichter wie ein Raketenbündel beim Feuerwerk!"

Mutter und Tochter baten zu Tische. Die Damen hofften, daß die treffliche Aalsuppe, die Salomon als Hamburger Spezialität seinen Gästen vorzusetzen pflegte, eine beruhigende Wirkung ausüben werde.

XII.

John Friedländer kehrte auf sein Landgut in der Nähe Königsbergs zurück, ohne sein Ziel erreicht zu haben. Nach dem opulenten Diner hatte er mit Malys Mutter im Salon eine lange Unterredung, während Salomon wieder nach Hamburg ins Geschäft gefahren war und Harry mit der Cousine im Eßzimmer seine tollen Späße machte. Die schlaue Mutter seiner Auserwählten sagte ihm rund heraus, daß nach dem, wie sich Maly selbst geäußert, der richtige Zeitpunkt noch nicht gekommen sei, daß er sich gedulden und seine Werbung verschieben sollte, weil er sonst Gefahr liefe, alles zu verderben. Die alte Wunde in Malys Herzen sei noch nicht vernarbt, man müsse solch' einem jungen Mädchen Zeit lassen, damit es mit sich selbst und seiner Vergangenheit ins Reine komme, und John Friedländer war klug genug, Malys Mutter recht zu geben und die heikle Sache nicht über das Knie zu brechen.

So war mittlerweile der Frühling ins Land gezogen, aus dem Frühling war Sommer geworden und die Rosen in Salomons wundervollem Garten blühten und dufteten, daß es eine wahre Freude war.

In dem dichten Buschwerk des Gartens versteckt stand eine Laube. Sie war an den heißen Tagen, die nun ins Land gezogen kamen, Malys bevorzugter Aufenthalt, denn hier wehte ein kühler Wind von dem breiten Flusse her und das dicht wuchernde Gaisblatt mit seinen scharf duftenden Blüten bot angenehmen Schatten. Stunden des Tages saß sie hier ganz allein, gebeugt über ihr Filet, oder ein neues Buch in der Hand, in dem sie las. Aber gar manchmal schweiften ihre wundervollen, rehbraunen Augen auch träumerisch hinaus über die stille Fläche des grauen Wassers. An Egon und dessen junges Glück dachte sie, an John Fried-

länders Absichten und Wünsche, an ihre eigene Zukunft und noch an einen, der in den Wochen und Monaten seines Hamburger Aufenthaltes langsam ein anderer geworden war.

Harry war im Dezember des vorigen Jahres neunzehn geworden. Im Vergleich zu ihr, der jungen und vermögenden Dame, nach der so mancher Mann in Ehren und Stellung die Hand ausstreckte, war er noch ein unfertiger und grüner Junge, so weise er auch sprach, so treffend auch seine Bemerkungen sein mochten, die an Geist und Witz manchen Dreißigjährigen weit in den Schatten stellten! Er war noch nichts und wer wußte, ob jemals etwas Gescheites aus ihm wurde. Und einen Mann, der pekuniär auf seine Frau angewiesen war, hätte der praktische Vater Salomon, wie der nun einmal war, nie und nimmer zugelassen. Freilich, er hatte ja jetzt schon seit ein paar Monaten sein eigenes Geschäft in englischen Manufakturwaren, das ihm Vater Salomon eingerichtet, aber bei seinen Neigungen und Plänen, bei seinem Schriftstellern und Laufen in die Buchhandlungen, Redaktionen und Verlage, wer konnte da wissen, wie lange die Herrlichkeit dauerte!

Mit Schrecken sah Maly um Harrys Willen dem Tage, der nicht mehr fern sein konnte, entgegen, da er mit Onkel Salomon in heftigen Widerspruch geraten, da er ihm das Geschäft vor die Füße werfen und sich ganz seinen dichterischen Plänen in die Arme stürzen würde. Er konnte nach allem nicht mehr fern sein, dieser Tag!

Und sie selbst. Sie hatte eine tiefe, verwandtschaftliche Hinneigung zu ihrem interessanten und witzigen Vetter, von dem die Leute schon als von einem großen zukünftigen Dichter zu sprechen begannen, gefaßt. Aber! Einmal, ihr Vetter, sodann ein Neunzehnjähriger ohne Stellung und Vermögen, dessen einzige Ambition ein zukünftiger Ruhm zu sein schien! Ihren Gatten stellte sie sich entschieden anders vor, wenn sie auch fühlte und wußte, daß die Leidenschaft zu ihr in Harrys Innerm von Tag zu Tag in helleren Flammen lohte.

wie die Billetts und Zettel, die nun beinahe täglich auf den Tisch ihrer Gaisblattlaube geflogen kamen, nur allzu deutlich verrieten.

Sorgsam verbarg sie diese kostbaren Blätter vor der Mutter und dem Vater. Und stolz war sie, in der Tat, unsagbar stolz auf diese Blätter, von denen ihr eine bestimmte und dunkle Ahnung sagte, daß sie einmal nicht nur ihr, daß sie der Welt etwas zu bedeuten hatten. Sie wäre erstaunt gewesen, wenn sie den Platz in ihrer Laube eines Tages ohne einen Gruß von seiner Hand, geschrieben in diesen klaren und zierlichen Buchstaben, gefunden hätte. Bald war es ein Brieschen, das dort versteckt unter Blüten auf der Platte des Tisches lag, bald ein Zettel, der sich in ihr Buch selbst verkrochen hatte, bald ein Blatt Papier, das arglos dalag, als wenn es des Sommers Winde selber hier hingeweht hätten.

Auch heute war Harry wieder, wie so oft in der Woche und immer des Mittwochs, zu Tische in der Villa gewesen und frühzeitig, da er, wie er sagte, „ungeheure Handelsspekulationen zu erledigen habe“, nach Hamburg aufgebrochen. So war sie durchaus nicht erstaunt, als ihr schon von weitem ein hellblaues Blatt entgegenschimmerte, das kein anderer als Harry selbst mit einer Nadel auf der Platte des Tisches befestigt hatte.

Sie beflügelte ihre Schritte, denn seitdem die Leute in Hamburg ihn für einen großen Dichter hielten, las sie mit Feuereifer und Glut auf den Wangen, was er ihr zu schreiben hatte. Das war manchmal furchtbar grausig, aber immer wunderbar schön. Von dem toten Liebchen, vom Grabe und vom Sarge, vom Kirchhof und dem Tod war da meistens die Rede. Viel blasse Leichen, die mit Wortesmacht zitiert wurden, kamen neulich auf einem dieser seltsamen Zettel vor. Was er ihr wohl heute zu sagen hatte? Bei Tische war er so seltsam wortkarg gewesen und um seine feinen Lippen hatte es wie Weinen gezuckt, wenn er sie angeschaut.

Neben dem blauen Blatte auf dem Tische, das er den Winden zu trotzen, mit einer Nadel befestigt hatte, lag eine seltsame Blume. Maly erinnerte sich nicht, in ihrem Leben eine solche gesehen zu haben. Sie war wie eine Lilie, aber dunkelblau und schwefelgelb. Rasch nahm sie das Blatt an sich und las:

„Die Blume der Passion, teure Maly, hat mir ein Gärtner aus Haarlem, der Stadt der Blumen, mitgebracht. Sie will in Onkel Salomons Garten gepflanzt sein und läßt sich dir kichernd empfehlen. Du weißt ja, daß in Onkel Salomons Garten, und nur in diesem Garten, die Blumen kichern und kosen können, wie ich dir neulich ausführlich erklärt habe. Aber auch nur so lange, als eine gewisse Herzenskönigin, deren Namen ich nicht weiß, in diesem Garten weilt . . .!"

Und dort stand ein Vers unter diesen seltsamen Zeilen. Maly las:

„Ich muß ja immer streben
Nach der Blume wunderhold,
Was bedeutet mein ganzes Leben,
Wenn ich *sie* nicht lieben sollt'?"

Da sah ihn Maly im Geiste vor sich, Tränen traten in ihre Augen und ganz leise sprach sie noch einmal vor sich hin:

„Was bedeutet mein ganzes Leben,
Wenn ich sie nicht lieben sollt'!"

Aber was war denn das? Wer kam denn da den Gartenweg herunter? Das war er ja selbst, das war ja Harry, der doch erst vor zwei Stunden nach Hamburg gefahren war, weil er, wie er gesagt hatte, ungeheure Handelsspekulationen erledigen wollte! Er war es in der Tat.

Mit raschen Schritten ging Harry auf sie zu.

„Das kann ein wunderschönes Lied werden, Harry," begann Maly das Gespräch, „aber wo kommst du denn jetzt mitten in der Geschäftszeit her? Wenn Vater . . ."

„Pleite bin ich, Maly, pleite, total pleite!“ Wie ein Ruf des Jubels kam dieses Wort von Harrys Lippen.

„Daß du immer so faule Witze mit den schrecklichsten Dingen von der Welt machen kannst, Harry!“

„Aber ich mache diesmal gar keine faulen Witze, Maly! Es ist blutiger Ernst, liebe Freundin. Endlich bin ich so weit, endlich bin ich pleite, absolument pleite!“

„Ach, du weißt ja gar nicht, was du sagst, Harry!“

„Freilich weiß ich, was ich sage. . . . Das Geschäft in englischen Manufakturwaren, Harry & Co., hat heute seine Zahlungen eingestellt, kann seinen Verpflichtungen nicht mehr nachkommen, Maly, und ich fühle eine Armee in meinen Fäusten, ich fühle mich zum ersten Male, seitdem ich in diesem Krämerneste, seitdem ich in diesem lausigen Hamburg bin, frei wie der Vogel in der Luft!“

„Das wäre wirklich wahr, Harry?“

„Wahr und wahrhaftig, Maly! Wer sollte denn bei mir englische Manufakturwaren kaufen, wenn einer zu mir käme, Maly, Zeitungsartikel und Gedichte zu kaufen, den möchte ich schon bedienen! Aber englische Manufakturwaren, ich bitte dich. Den ganzen Kopf habe ich voll von Geschichten und Gedichten!“

Er war außer sich.

Er faßte seine Cousine um die Hüften, drehte sie wie beim Walzer herum und sagte:

„Und bist du erst mein ehelich Weib, Maly, dann bist du zu beneiden, dann lebst du in lauter Zeitvertreib, in lauter Glück und Freuden!“

„Aber, Harry, ich verbitte mir das!“

„Ach, laß doch, Malychen, liebes, süßes, zuckersüßes Malychen, ich bin ja so glücklich, daß ich endlich frei und pleite bin! Ich wollte, meine Lieder, das wären Erbsen klein, ich kocht' eine Erbsensuppe, die sollte köstlich sein!“

„Und das weiß die Stadt, das weiß Hamburg, daß du,

du, du, Harry, Vaters Neffe, bedenke doch, daß du, wie sagtest du doch, daß du pleite bist?"

„Freilich weiß das die Stadt. Aber jetzt lass' mich vernünftig mit dir reden, Maly!"

„Vernünftig reden! Kannst du das überhaupt, Harry?"

„Ob ich das kann, Maly! Also, hier setze dich hin auf die Bank, hier unter der Linde. Sieh dies Lindenblatt, Maly, du wirst es wie ein Herz gestaltet finden, darum sitzen die Verliebten auch am liebsten unter Linden!"

„Laß doch die Dummheiten, Harry!"

„Das sind keine Dummheiten, Maly, das sind Verse, und zwar sehr schöne Verse, sehr gute Verse! Verse von mir! Also höre, Maly!"

„Ich höre ja!"

„Ich werde Onkel Salomon sagen: Lieber Onkel und Millionär!"

„Das wirst du nicht zu ihm sagen, Harry. Du weißt, daß Vater eine diesbezügliche Anspielung durchaus nicht vertragen kann!"

„Gerade darum werde ich es zu ihm sagen, Maly. Ich werde zu ihm sagen: Lieber Onkel und Millionär! Ich habe Ihnen wohl jetzt mit dem Erfolge meines Geschäftes Harry & Co. in englischen Manufakturwaren den strikten Beweis geliefert, daß ich für ungeheure Handelsspekulationen, wie Sie solche mit dauerndem Erfolge betreiben, ein für allemal verloren bin! Deshalb bitte ich Sie, ermöglichen Sie mir den Besuch der Universität, wo ich was mir Passendes lernen und ergreifen kann, und ich gebe Ihnen das heilige Versprechen, daß ich dafür Ihren Namen unsterblich und Ihre Maly zu der glücklichsten Frau unter der Sonne machen werde, das werde ich ihm sagen!"

„Aber Harry, das muß ich mir in der Tat verbitten! Mich wirst du bei der Entwicklung deiner Zukunftspläne vor Vater ganz aus dem Spiele lassen, das versprichst du mir, Harry!"

Mit einem Schlage schien Harrys gute Stimmung, in die ihn der Bankerott des Geschäftes in englischen Manufakturwaren offenbar versetzt hatte, verflogen zu sein, eine Wolke zog über seine Stirn, ein tiefer Schmerz lagerte plötzlich um seine Mundwinkel.

„Du hast mich also nie verstanden, Maly?“ sagte er ernst. „Du hast den John Friedländer aus Königsberg noch nicht definitiv aufgegeben?“

„Ich wüßte nicht, Harry, wer und was dir das Recht zu solchen Fragen gibt?“

„Ich nehme mir mein Recht, Maly!“

Er stampfte mit dem Fuße auf und wiederholte noch einmal:

„Ich nehme mir mein Recht, Maly. Ich ziehe zur Universität, ich mache meinen Doktor, Maly, und dann komme ich wieder. Frau Doktor, Maly, das Weitere wird sich schon finden. Das versprichst du mir, nicht?“

„Wie du dir nur das Glück und die Zukunft und das ganze Leben, alles, alles, so leicht ausmalen kannst, Harry!“

„Ich kann mir alles ausmalen, Maly, mir hat sogar einmal geträumt, ich sei der liebe Gott und ich säße im Himmel droben! Und damals war ich noch nicht einmal pleite, wie ich es heute bin, und trotzdem hat mir das so geträumt.“

„Geh', Harry, du machst dich über alles lustig, nichts, auch nichts ist dir ernst, du versündigst dich!“

„Eines ist mir ernst, Maly.“

„Was?“

„Meine Liebe zu dir!“

Es war in einem so überzeugenden Tone von Harrys Lippen gekommen, daß das Mädchen im Innersten erschrak. Wenn das wirklich der Wahrheit entsprach, wenn ihm nichts ernst und heilig war, als seine Liebe zu ihr. Und sie?

Lange schwieg sie und sah ihn tieftraurig an.

„Du sagst mir gar nichts, Maly? Sagst du mir gar nichts?“

„Doch, Harry, ich weiß, daß ich dir gut bin!“

„Maly, Maly, Maly!“ Mit einem rasenden Ungestüm, allen Jubel seines Herzens in diesem Namen, riß er sie an sich. . .

„Gib mir ihn, gib mir ihn, Maly, den Kuß von deinem Munde, von dem ich in einer wunderbar süßen Stunde geträumt habe!“

„So hab' ich das nicht gemeint, Harry!“

„Doch, doch, so hast du es gemeint, Maly, Maly, Maly! . . .“

„Wenige Jahre, ich komme wieder. . . Sag' es mir, daß ich dein Glück bin, Maly!“

„Wenn ich das deine sein könnte und dürfte, Harry!“

„Du kannst es, du darfst es, süße, süße Maly!“

Er lag ihr zu Füßen.

Sie hob ihn auf und ganz leise kam es von ihren Lippen:

„Ich bin mitunter sehr glücklich gewesen, Harry, durch dich und deine Dichtung, durch deinen beginnenden Ruhm, und daß diese Lieder mir gelten sollten, sehr glücklich, Harry. . . . Aber jetzt . . .“

Sie brach ab. Tränen stürzten aus ihren Augen.

„Was ist dir, Maly?“

„Dein Ungestüm, Harry, hat da wohl manches zerstört!“

Wieder wollte er sie in seine Arme schließen, doch sie riß sich los. Er eilte ihr nicht nach, denn Onkel Salomon selbst kam gerade in diesem Augenblicke von dem hinteren Ausgang der Villa durch den Garten.

Harry ließ sich auf der Bank in der Laube nieder und erwartete in aller Seelenruhe den Onkel, von dem er zunächst ein furchtbares Donnerwetter voraussah.

Aber nichts davon geschah.

In aller Ruhe ging Salomon in die Laube, Harry erhob sich und grüßte den mächtigen Bankier mit einem leichten Nicken seines Kopfes.

„Ich weiß alles, Harry," begann Salomon, „sah es kommen, wußte es schon längst, bin mir über alles auch schon lange klar geworden!"

„Ihr meint, Onkel?"

„Wer Gedichte macht und veröffentlicht, seine Geschäfte vernachlässigt und in den Buchhandlungen, auf den Redaktionen und bei den Verlegern die Stunden seines Tages verbringt, den darf es nicht wunder nehmen, wenn er eines Tages nach ein paar Monaten solcher Geschäftsführung seinen Konkurs anmelden muß. Und vor dieser Notwendigkeit stehst du heute, mein Junge! Aber ich dulde das nicht. Du trägst meinen Namen so gut wie den Namen deines Vaters, und unser Name verträgt das nicht! Ich werde den Konkurs vermeiden und deine Gläubiger befriedigen, verstanden?"

„Ja, Onkel!"

„Und du, was hast du jetzt vor? Willst du zurück nach Düsseldorf in das Tuchgeschäft deines Vaters, das dann freilich auch bald die Wege deines Handels in englischen Manufakturwaren gehen könnte?"

„Nein, Onkel!"

„Was hast du sonst vor? Von Gedichten kann man nicht leben!"

„Das weiß ich, Onkel!"

„Nun, also?"

„Ich habe eine Bitte an Euch, Onkel, eine große Bitte!"

„Es ist das erste Mal, daß du mit mir in diesem Tone sprichst! Nenne mir deine Bitte!"

„Ich bitte Euch um die Mittel, Onkel, die es mir ermöglichen, die Universität zu beziehen."

„Zu welchem Ende?"

„Damit was Tüchtiges aus mir werden und ich etwas leisten kann!"

„Ist das dein aufrichtiger Vorsatz, Harry?"

„Ja, Onkel.“

„Unter einer Bedingung!“

„Ich bin in Eurer Hand, Onkel, Ihr habt das Recht. Bedingungen zu stellen! Nach dem, was ich von Hause höre, reichen Vaters Mittel nicht aus, mir den Besuch der Universität zu ermöglichen. Nennt Eure Bedingung!“

„Unter der Bedingung, Harry, daß du die Rechte studierst, daß du deinen Doktor machst und dich hier unter meinen Augen in Hamburg als Advokat niederläßt!“

„Ich nehme Eure Bedingung an, Onkel!“

„Hand und Wort darauf!“

„Hand und Wort darauf.“

„Es ist gut. Und wann willst du reisen?“

„Sobald Ihr es befehlt, Onkel!“

„Und wohin?“

„Ich dachte nach Göttingen.“

„Das wird nicht angehen. Es wird notwendig sein, Harry, daß du zunächst nach Düsseldorf gehst und dich mit deinen Eltern über diesen neuen Plan aussprichst.“

„Wie Ihr meint, Onkel!“

„Also . . . in Bonn ist auch eine Universität. Ich werde das alles deinem Vater schreiben, Harry, dein Versprechen, das du mir soeben gegeben hast und deine Vorsätze, von denen ich hoffen und glauben will, daß sie haltbar und von Dauer sein möchten!“

„Tun Sie das, Onkel! Wann werde ich reisen können, wann denkt Ihr, daß ich die Formalitäten mit meinem Geschäfte abgewickelt habe?“

„Du kannst morgen, du kannst übermorgen reisen, Harry! Was es in deinem Geschäfte noch zu erledigen gibt, mein Lieber, das ist einzig und allein Sache meiner Bank,“ erklärte Salomon bitter. Und mit einem unnachahmlichen Stolze, wie ihn nur der Selfmademan kennt, fügte er hinzu: „Das wird durch eine einzige Unterschrift meinerseits aus der Welt geschafft, das Geschäft in englischen Manu-

fakturwaren, das heute in Konkurs geraten ist, mein lieber Harry!"

„Ich danke Euch, Onkel!"

„Bitte, bitte! . . ."

Salomon ging und ließ Harry mit seinen Gedanken allein.

XIII.

In Bonn, an der Ecke des Rheinufers und der engen Rheingasse, lag das Wirtshaus zum „Hecht“. Hier hielt die Burschenschaft „Vandalia“ an jedem Donnerstag ihre Kneipe ab. Der niedrige Raum, auf dessen langem, schon geraume Zeit nicht gescheuertem Holztische die Schläger und die Tabakdose paradierten, war in der neunten Abendstunde dicht mit Studenten besetzt, die eben das Lied ihres Bonner Professors Ernst Moritz Arndt mit hellen Stimmen sangen:

„Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Preußenland, ist's Schwabenland,
Ist's, wo am Rhein die Rebe blüht,
Ist's, wo am Belt die Möwe zieht?
O nein, o nein!
Sein Vaterland muß größer sein!“

„Schönes Lied ex est! Ein Schmollis den edlen Sängern!“

Es war die helle Stimme des Präses Friedrich von Benghem, die diese Worte in den rauchgeschwängerten Saal hineinschmetterte, als von jubelnden Kehlen die letzte Strophe des Arndtschen Liedes verklungen war:

„Das soll es sein,
Das ganze Deutschland soll es sein!“

Klirrend fielen die Schläger des Präses und des Fuchsmajors auf den Tisch. Und Harry, der die bunte Mütze auf dem Kopfe mitten unter der fröhlichen Korona saß, rief:

„Jetzt macht aber endlich einmal die Fenster auf, Kinder, draußen weht die herrlichste Luft vom alten Vater Rhein her und hier kann man es vor dem lausigen Tabaksqualm nicht mehr aushalten! Jean Baptiste Rousseauchen, wenn ich bitten darf, du sitzest dem Fenster am nächsten!“

„Jawohl, kleines Mädchen,“ erwiderte Rousseau, der sich

in Bonn schon ein rundliches Bierbäuchlein trotz seiner zwanzig Jahre angelegt hatte, „ich öffne das Fenster und du kannst in den Mond hinausstieren und von der Zauberin zu Bacharach am Rheine schwärmen! Daß du dich immer noch nicht an den Tabak und das braune Bier gewöhnen kannst!"

„Schwerlich, schwerlich, Freundchen mit dem schönen Namen des größten Märtyrers für die Sache der Freiheit! Ich glaube, du hättest als Bürger von Genf noch eine ganz andere Rolle gespielt, als dein großer Namensvetter Jean Jacques, dessen Emile du bei dem Bierkonsum sicherlich noch nicht einmal gelesen hast!"

Alle lachten.

Rousseau öffnete das nach dem Rhein hinausschauende Fenster. Harry trat an dieses heran. Er atmete lang und tief. „Eine herrliche Nacht," sagte er, „Kinder, eine wunderbare Nacht! Seht nur, wie der Mond sich leuchtend dränget durch den dunklen Wolkenflor! Das ganze Siebengebirge strahlt da drüben, als hätten's die Elfen eben wachgeküßt!"

„Das ist wohl auch wieder ein Zitat aus einem deiner weltberühmten Gedichte, Harry?" frug jetzt Kollege Simrock, der sich auch heimlich mit dem Dichten von romantischen Liedern und dem Uebersetzen mittelhochdeutscher Texte abgab.

„Kann schon sein," brummte Harry gleichgültig vor sich hin.

Und der Präses von Beughem fragte:

„Soll ich Euch mein neuestes Sonett an Harry vorlesen, Freunde?"

„Um Gotteswillen nicht, Fritze!" rief da Harry mit geheucheltem Entsetzen und hielt sich beide Ohren zu. „Wenn du das tust, dann verkriecht sich der Mond, den ich eben im stillen besinge."

Und Christian Sethe lachte:

„Deine Freundschaft zu Harry ist ja wirklich rührend.

Beughem, aber deine Sonette, brr! Einen Schluck auf Spezielles und nichts für ungut! Ich sag' es eben grad' heraus, wie es mir auf die Zunge kommt."

„Es kann nicht jeder der Harry sein," meinte Beughem ganz kleinlaut geworden.

Aber Sethe rief:

„Den Genuß sollt Ihr doch haben, Kinder! Was mir der Harry in der vorigen Woche ins Album geschrieben hat, das sollt Ihr hören! So was bissig Gemeines, das hat sich noch keiner unter Deutschlands Dichtern gegen diese miserablen Philister geleistet! Das sollt Ihr hören!"

„Aber so lass' doch, Christian," wehrte Harry. „Du weißt, daß ich das nicht leiden kann, wenn du unsere gegenseitigen Bekenntnisse hier vor der ganzen Korona vorliest!"

„Ach was, das ist zu ruppig, was du dir da geleistet hast. Das darf nicht in der Schublade meines Schreibtisches in meinem Album verkommen, da müssen die andern auch was davon haben!"

„Also, silentium ad loca, Steinmann in die Kanne, Neunzig Rest weg, geschenkt, ich fange an!"

„Ich halte mir die Ohren zu, mit Eurem Lärm, Ihr wißt, daß mir das verhaßt ist," schrie Harry.

Aber Sethe begann mit einer wahren Stentorstimme:

„Hört, Kinder, hört, das sitzt, jedes Wort ist ein Peitschenhieb für diese Bande. Hört!"

„Ich lache ob den abgeschmackten Laffen,
Die mich anglotzen mit den Bocksgesichtern,
Ich lache ob den Füchsen, die so nüchtern
Und hämisch mich beschnüffeln und begaffen.

Ich lache ob den hochgelahrten Affen,
Die sich aufbläh'n zu stolzen Geistesrichtern,
Ich lache ob den feigen Bösewichtern,
Die mich bedroh'n mit giftgetränkten Waffen.

Denn, wenn des Glückes hübsche Siebensachen
Uns von des Schicksals Händen sind zerbrochen,
Und so zu unsern Füßen hingeschmissen,
Und wenn das Herz im Leibe ist zerrissen,
Zerrissen und zerschnitten und zerstochen,
Dann bleibt uns noch das schöne gelle Lachen!"

„Hahaha!" Es war Harry selbst, der in wildes Gelächter ausbrach, und die ganze Korona stimmte ein.

„Das ist in der Tat toll!" meinte Simrock. „Auf so einen Gedanken kann auch bloß der Harry kommen, eiskalt läuft es einem den Rücken herunter!"

„Aber die Form," meinte von Beughem ganz bescheiden, „die Form des Sonetts . . ."

„Das ist meine Form, Friedrich," rief Harry, meine ganz allein, in die ich mir von keinem Menschen, und wär's der Schlegel selbst, hineinreden lasse! Ich habe diese Form für meine Sonette gefunden, und wem sie nicht paßt, der kann . . . der braucht meine Sonette nicht zu lesen, verstanden!"

„Bier her, Bier her, Gretel!" sang der dicke Rousseau.

Vom Schanktisch näherte sich ein herziges blondes Mädel von siebzehn Jahren, Herrn Obermeyers, des Wirtes zum „Hecht", liebreizendes Töchterlein, das den Herren Studiosis zu servieren hatte.

„Komm her, süße Kleine, bring' mir auch noch einen Schoppen, nur weil er aus deinen feinen, weißen Händen kommt, du Süße, du Feine, du Reine, du Eine," rief nun Harry. „Sonst würd' ich das Zeugs, weiß Gott, nicht saufen. Aber aus Margaretens Händen! Wer bin ich, Gretel, kennst du mich?"

„Freilich kenn' ich Sie. Sie sind der Schlimmste von allen, der Herr Harry, den sie den Dichter nennen!"

„Schau mich an, Gretel, und höre mir zu!"

„Aber ich schau' Sie ja an, Herr Harry, und da wär' Ihr Bier!"

„Weißt du, wer ich bin?“

„Hab's doch gesagt!“

„Ich bin ein deutscher Dichter, Gretel, bekannt im deutschen Land, nennt man die besten der Namen, dann wird auch der meine genannt!“

„Und du tust es nicht billiger, Harry?“ scherzte Neunzig.

„Nicht um einen rheinischen guten Groschen billiger, bester Neunzig, nur die Lumpen sind bescheiden, hat ein gewisser Geheimrat von Goethe, seines Zeichens Exzellenz und jetzt in Weimar, gesagt!“

„Das werde ich mir merken, daß nur die Lumpen bescheiden sind,“ bemerkte nun gelassen der lange Dieffenbach, der den ganzen Abend noch kein Wort geredet hatte. „Der Harry weiß für alles einen Spruch und eine Entschuldigung, sogar für die kolossale Frechheit, zu behaupten, er sei bekannt im deutschen Land, sein Name werde unter den besten Namen genannt, der Fuchs im zweiten Semester! Rest weg, Harry!“

„Ich leere diesen Schoppen, so widerlich mir das an und für sich ist, auf das Wohl des langen Dieffenbach und seiner Schwäche, die sich nicht anders als durch Saufen zu rächen imstande ist! Prosit, prosit! . . .“

Und während sich Harry alle Mühe gab, den eben von Gretel gebrachten und noch bis zum Rande gefüllten Schoppen auszutrinken, gröhlte die ganze Gesellschaft:

„Zieh', Harry, zieh', im Dreck bis an die Knie!“

Endlich war Harry so weit, daß er wieder sprechen konnte.

„So verstehen wir uns wenigstens, Dieffenbach! So! Im Dreck bis an die Knie! Nur wenn wir im Kot uns fanden, prosit!“

Der lange Dieffenbach besann sich zu lange auf eine treffende Abfertigung, denn, noch ehe er diese gefunden, öffnete sich die Tür des Schankraums und ein Student, den sie alle nur den „Berliner Theologen“ nannten, weil er in diesem Semester von Berlin nach Bonn gekommen und bei

jeder Gelegenheit die längsten und schwungvollsten Reden hielt, erschien auf der Schwelle.

„Der wird uns jetzt alle mausetot reden," lachte Harry mit lauter Stimme.

„Besorgen Sie nichts," sagte der „Berliner Theologe". „Aber ich fürchte, sehr wenig angenehm hier zu sein. Ich habe der Korona leider eine sehr unangenehme Neuigkeit mitzuteilen!"

„Nanu?" forschte Neunzig.

„Auch Sie, Herr Neunzig, sind bei der Sache nicht unbeteiligt!"

„Auch ich?"

„Ja, auch Sie! Sie haben doch vor einigen Wochen einen Bericht über meine Rede, die ich am 18. Oktober auf dem Kreuzberg zur Feier des Gedenktages der Schlacht bei Leipzig gehalten habe, an die Düsseldorfer Zeitung geschickt?"

„Nun, und?"

„Das Referat ist erschienen. Es war wohl nicht alles in dem vorsichtigen Tone wiedergegeben, dessen ich mich bei meiner leider großen Erfahrung auf diesem Gebiete immer befleißige! Nun, kurz und bündig: Sie wissen doch alle, in welchen Zeiten der Reaktion wir leben! Das Referat ist beanstandet worden, es scheint oben in gewissen Kreisen nicht gefallen zu haben. Und die Mainzer Zentralkommission zur Bekämpfung demagogischer Umtriebe, die doch seit der Ermordung des seligen Herrn von Kotzebue die große Flöte spielt, ist uns auf dem Hals. Von Mainz aus hat man eine peinliche Untersuchung angeordnet, zumal da man weiß, daß viele der Herren, die mit auf dem Kreuzberg waren, der Burschenschaft „Vandalia" angehören, und Schwarz-Rot-Gold und Burschenschaft, das genügt doch heutzutage schon, um einen zum Landesverräter zu stempeln! Na also, wir sind vor den Universitätsrichter Mittermaier geladen. Hier ist der Wisch, der heute in meine Hände kam, überzeugen Sie sich selbst, meine Herren!"

Bei den Worten des „Berliner Theologen“ war alles von seinen Plätzen emporgefahren, alles drängte sich nun um den Tisch, auf dem der Ueberbringer dieser Hiobsbotschaft das Dokument niedergelegt hatte.

„Ja, ja, meine Herren, die Suspendierung der „Vandalia“ ist sicher, wenn nicht gar das consilium abeundi oder die Relegation für uns alle. Mein lieber Herr Neunzig, Sie hätten eben vorsichtiger sein sollen!“

„Aber ich bitte Sie, was hab' ich denn Staatsgefährliches geschrieben? Warten Sie, ich entsinne mich noch ganz genau: So ungefähr hieß es, das ist wohl auch der inkriminierte Satz: Brüder, auf uns ruht eine schwere Last!“

„Kein Wunder, das läßt sich diese Regierung doch heutzutage nicht sagen,“ äußerte sich nun Simrock.

„Und dann weiter, warten Sie mal, wie war es denn gleich weiter?“ sprach Neunzig mehr zu sich selbst, als zu den andern. „Richtig: Auf uns hofft und wartet das Volk, um das gedrückte Vaterland vom Drucke zu befreien!“

„Ausgezeichnet, ausgezeichnet!“ rief nun Harry. „Und das sollte nicht genügen, das nicht, Kinder, für die Mainzer Zentralkommission und für einen Professor Mittermaier, das nicht, habt Ihr 'ne Ahnung, seid Ihr unschuldig! Also, en avant, morgen ins Verhör! Sie sollen nur ihre Protokolle aufnehmen. Wie hieß es vorhin, Sethe, wie sagt' ich, Christian, die abgeschmackten Laffen, die mich anglotzen mit den Bocksgesichtern! Wir werden's ihnen bringen. Ich schlage einen Umzug durch das nächtliche Bonn vor, Kinder, mit einem Gesang, der sich gewaschen hat!“

„Das ist recht!“ riefen alle. „Einen Umzug durch das nächtliche Bonn mit einem Gesang von Harry!“

„Aber erst wollen wir unser Faß austrinken, Kinder,“ mahnte Rousseau.

„Recht so, ad loca,“ bestimmte von Beughem. „Gretel, Bier her, Bier her!“

Die Kleine trippelte geschäftig von einem zum andern.

„Sie werden auch einen gehörigen Durst haben," wandte sich der lange Dieffenbach an den „Berliner Theologen".

„Ich nehme dankend einen Schoppen an," sagte der mit einer leisen Verbeugung und setzte sich auf den Ehrensitz neben den Präsiden, den ihm Beughem eben angeboten hatte.

Harry erhob sich:

„Ehe wir hier auseinandergehen, Kinder, ehe wir uns auf die Straße begeben, unsern Zug durch das nächtliche Bonn zu halten und unser Lied zu singen, ein Pereat diesen feigen Philistern mit den Bocksgesichtern, ein Pereat diesem Mittermaier, dem Fuchs von Untersuchungsrichter, ein Pereat der braven Mainzer Zentralkommission zur Untersuchung und Bekämpfung demagogischer Umtriebe! Pfui Teufel! Ein Pereat!"

Alle stimmten ein: „Pfui Teufel, ein Pereat!"

Da streckte der Wirt zum „Hecht", der kugelrunde Herr Obermeyer, den Kopf zur Tür herein und rief:

„Pst, pst, meine Herren, nicht so laut, und nicht solche Reden und Pereats in meinem „Hecht"!" Er kam näher und tuschelte dem Präses von Beughem ins Ohr:

„In der Gaststube sitzt einer, der ist nicht ganz geheuer. Das ist einer von denen dort oben, der spitzt die Ohren. Pst, pst, ein politischer, ein Denunziant. Auf der Straße können die Herren singen und sagen, was sie wollen, aber hier in meinem „Hecht". Sie nehmen mir das nicht übel, meine Herren, unsereiner ist doch auch gewissermaßen von denen da oben abhängig!"

„Also, denn die letzte Runde, und dann los, Kinder, durch Bonns Gassen, als wenn der Karl von Moor unser Anführer wäre!"

„Hurra, richtig, der Karl von Moor, Schillers Moor," schrieen sie nun alle durcheinander.

Der Wirt war wieder verschwunden.

„Singen wir den Schenkendorf, Kinder, den wackeren Schenkendorf, hinter dem Arndt," schlug jetzt Simrock vor.

Und wieder klirrten die Schläger nieder auf die Tische und mächtig schwoll es an, das Lied, das nun von den hellen Jünglingsstimmen zu der rauchgeschwärzten Decke der Kneipstube in Herrn Obermeyers von dem Auge des Gesetzes bewachtem „Hecht“ emporgetragen wurde. Die Fenster waren noch weit geöffnet und hinüber schwang es sich über den leise im Glanze des Vollmondes dahingleitenden deutschen Rhein. Und, als wenn es sich erst drüben an den Felsen des Siebengebirges brechen sollte, erhoben die Jungen ihre Stimmen zu gewaltigem Chor:

„Freiheit, die ich meine,
Die mein Herz erfüllt,
Komm mit deinem Scheine,
Süßes Engelsbild!“

Und immer mächtiger schwoll es an, wie ein Strom, dem die Bäche des Gebirges und des Frühlings stets neuen Zulauf bereiten, je mehr sie sich dem Ende des Liedes näherten. Brausend und jubelnd, die Empörung gegen das Vorgehen, das man gegen sie im Schilde führte, in ihren Gesang hineinlegend, sangen sie weiter:

„Wo sich Männer finden,
Die für Ehr' und Recht,
Mutig sich verbinden,
Weilt ein frei Geschlecht.

Freiheit, holdes Wesen,
Gläubig, kühn und zart,
Hast so lang' erlesen,
Dir die deutsche Art!
Voran, voran!“

Harrys Munde war diese Aufforderung entflohen. Und nun setzten sie sich in Bewegung. Die alte Rheingasse ging es hinauf. Dann nach dem Marktplatz. Und hier machten sie Halt.

Bei dem Gesange der Studenten war mancher Kopf an den Fenstern erschienen, mancher, der eine Schlafmütze trug und dessen glücklicher Besitzer aus den warmen Federn gekrochen war, sich zu überzeugen, was denn diese Herren wohl wieder für einen die nächtliche Ruhe und den bürgerlichen Frieden störenden Lärm aufführen mochten! Mancher auch, der hinaussah, ob denn auch der Nachtwächter und die Sicherheit verbürgende Polizei richtig auf ihrem Posten seien.

Das kleine Häuflein der jungen Freiheitsschwärmer stand auf dem Markte und Harry ergriff noch einmal das Wort:

„Kameraden," rief er, „in zwei Worten sei es gesagt! Wie es einst dem sechzehnten Ludwig in Paris, als der Donner des jüngsten Gerichtes in die langen Eselsohren unter seiner noch längeren Schlafmütze hallte: Vive la liberté! Das lassen wir uns nicht bieten. Es lebe die Freiheit! Und nun gerade:"

Mit lauter Stimme begann er wieder zu singen:

„So rauscht ihr Ströme denn zusammen
In *ein* gewaltig Heldenlied,
Zum Himmel schlagt, ihr hellen Flammen,
Die ihr im tiefsten Herzen glüht,
Eins wollen wir uns treu bewahren,
Doch eins erwerben auch zugleich,
Der Herr beschütz' es vor Gefahren,
Und zu uns komm' ein *freies* Reich!"

Da legte sich eine schwere Hand auf Harrys Schulter. Aber der Junge war gewandter, als der Nachtwächter, der wohl bald seine Sechzig auf dem Rücken haben mochte, gewandter auch, als dessen Begleiter, der eben Freund Sethe zu fassen bemüht war. Die Studenten rissen sich los. Die Pfeifen der Nachtwächter ertönten, aber es half nichts. Wie ein Spuk war die Schar der Jungen in einer der dunklen Seitengassen des Bonner Marktplatzes verschwunden.

„Hast du einen gekannt, Leisinger, hast du einen mit Namen gekannt, kannst du einen nennen, aufschreiben?“ fragte jetzt Bonns Obernachtwächter Feierabend seinen Kollegen, der erst jüngst aus Beul herübergekommen war.

„Ich kenne doch hier in Bonn noch keinen Menschen nicht,“ lautete dessen gottergebene Antwort.

Und Feierabend brummte in seinen Bart:

„Wer kann das Lausepack all' kennen? Saß gerade im Hirt seiner Weinstube ganz gemütlich, da fängt da draußen der infernalische Lärm auf dem Marktplatz an! Horch, Leisinger, es schlägt elf!“

Leisinger setzte das Horn an den Mund und begann zu tuten. Das erfreuliche Zeichen für Bonns friedliche Bürger, daß alles in Ordnung war, weil des Gesetzes Auge wachte.

Von den Studenten war keine Spur mehr zu bemerken.

„Komm' mit zum Hirt in die „Blaue Traube“,“ sagte jetzt Feierabend zu Leisinger. „Jetzt gibt's wieder Ruh', bis es eins schlägt. Da haben wir zwei Stunden Zeit.“

Die beiden verließen den Markt und gingen die Sterngasse hinauf.

Noch einmal tutete Leisinger seiner Pflicht gemäß lange und langsam:

„Hört, Ihr Herrn, und laßt Euch sagen,
Die Uhr hat elf geschlagen.
Bewahrt das Feuer und das Licht,
Daß niemand nicht ein Schade geschicht!“

XIV.

Die Burschenschaft „Vandalia“ wurde auf ein Semester suspendiert, aber die Untersuchung in Sachen Neunzig und Genossen niedergeschlagen. Zwar nahm Professor Mittermaier mit dem „Berliner Theologen“ und jedem einzelnen der freiheitlich gesinnten Tafelrunde ein hochnotpeinliches Protokoll auf. Aber dabei hatte es sein Bewenden. Weder von der Relegation, noch vom consilium abeundi war die Rede. Die Mainzer Zentralkommission schien befriedigt und nur die bunten Bänder und Mützen wanderten für ein halbes Jahr in die Schränke.

Als sie im Mai des folgenden Jahres wieder zum Vorschein kamen, feierte die „Vandalia“ ein großes Auferstehungsfest. Mit einer solennen Kneipe im „Hecht“ hatte es gestern abend seinen Anfang genommen und nun versammelten sich Aktive und Gäste, Inaktive und die bemoosten Häupter drunten am Strome, wo buntgeschmückte, mit Wimpeln und Kränzen aus jugendfrischem Birkengrün dekorierte Boote zur Aufnahme der fröhlichen Gesellschaft bereit lagen.

Hinüber nach Königswinter sollte die frohe Fahrt gehen, und von da hinauf auf den Drachenfels, von dessen Höhe der grüne Vater Rhein und seine sieben Berge sich wie ein von Zauberhand geschaffenes Paradies ausnehmen. So hatte Harry gesagt.

Unter den Ehrengästen der „Vandalia“ befand sich auch der weitberühmte Professor Schlegel. Er hatte sich vor einigen Wochen zum zweiten Male verheiratet und seine Frau zu dem Ausflug in das Siebengebirge mitgebracht.

Harry verstand es so einzurichten, daß er mit seinem damals so hochverehrten Lehrer, dem er einen Teil seiner Sonette gewidmet und der sich voll hoher Anerkennung über seine Gedichte ausgesprochen hatte, sowie mit dessen Frau,

in ein und dasselbe Boot kam. In diesem Boote hatte auch die aus ganzen drei Bläsern bestehende Kapelle ihren Platz gefunden.

Eines nach dem andern setzten sich jetzt die Schiffe in Bewegung, das Musikboot natürlich als das erste, und von dort tönte die Weise nach den Worten des Mathias Claudius über den im Sonnenglanze schimmernden Rhein.

Aus jugendfrischen Kehlen sangen die „Vandalen“, die Bässe der alten Herren fielen mit ein und sanft mischte sich eine holde Frauenstimme dazwischen, während die weingefüllten Römer die Runde machten:

„Bekränzt mit Laub den lieben, vollen Becher
Und trinkt ihn fröhlich leer,
In ganz Europia, ihr Herrn Zecher,
Ist solch' ein Wein nicht mehr!

Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsere Reben,
Gesegnet sei der Rhein,
Da wachsen sie am Ufer hin und geben
Uns diesen Labewein!

Ihn bringt das Vaterland aus seiner Fülle,
Wie wär' er sonst so gut,
Wie wär' er sonst so edel, wäre stille
Und doch voll Kraft und Mut!

So trinkt ihn denn und laßt uns allewege
Uns freu'n und fröhlich sein,
Und wüßten wir, wo jemand traurig läge,
Wir gäben ihm den Wein!“

Die Boote hatten die Mitte des Stromes erreicht und glitten nun unter den Schlägen der kräftigen Ruderer rüstig voran. Frau Professor Schlegel, eine schöne Blondine mit einem etwas bleichen und immer ernsten Gesichte, saß zur Seite ihres Mannes hinten am Steuerruder, während sich Harry in echter, toller Ausgelassenheit auf dem Boden des

Kahnes zu Füßen des verehrten Paares niedergelegt hatte, den Römer in der Hand, das bunte Band um die Brust, die Mütze auf dem Kopfe, so daß er mit seinen blitzenden, blauen Augen und dem vollen, lichtbraunen Haare, das unter der Kopfbedeckung hervorquoll, so recht wie der Musen freier Sohn aussah.

Das gefiel ihm, und auch das Auge der Frau Professor schien nicht ohne Wohlgefallen auf der Gestalt des jugendlichen Dichters zu ruhen. Hatte ihr doch der Gemahl schon mancherlei von Harrys Versen und seinem außerordentlichen Talente erzählt. Solches mochte gerade durch ihren Kopf gehen, denn eben wandte sie sich an Harry und sagte:

„Herr Studiosus, mein Mann hat mir noch gestern von Ihren Liedern und Sonetten gesprochen. Der schöne Gesang des Mathias Claudius ist nun verstummt. Würden Sie uns nicht etwas von dem Neuesten zum besten geben?“

„Schöne Frau,“ begann Harry. Er bemerkte wohl, daß der jungvermählte Professor über diese Anrede nicht gerade sehr erbaut sein mochte. Aber das machte ihm um so größeren Spaß. Denn Schlegel war nicht mehr jung, er war eitel und eifersüchtig. In ganz Bonn sprach man darüber, daß er seine junge Frau mit den Augen eines Argus, vor allem vor den Studenten, hütete, und die „Vandalen“ waren baß erstaunt, daß er sie überhaupt mitgenommen hatte. Freilich unter seinen Augen war sie am Ende besser aufgehoben, als allein zu Hause; so mochte er wohl gedacht haben. Eifersüchtig war er, das wußten alle in Bonn. Aber auch eitel, unsagbar eitel! Niemand aus dem ganzen Professorenkollegium pflegte seine Frisur mit solcher Sorgfalt behandeln zu lassen, wie Professor Schlegel, und wenn die Vorlesung in den Abendstunden stattfand und der Diener dem in den Vorlesungsraum eintretenden Meister zwei brennende Kronleuchter vorantragen mußte, dann sah das ungemein komisch aus, und Harry selbst hatte mehr als einmal seine gefürchteten Witze darüber gemacht.

Und so hoch Harry seinen großen Lehrer Schlegel schätzte, so stolz er im Grunde genommen auf dessen Anerkennung seiner poetischen Ergüsse war, einen gewaltigen Spaß bereitete es ihm doch, als er sah, wie sich dessen ältliches Gesicht bei dieser Anrede an seine Frau in ernste Falten legte. Noch einmal begann Harry:

„Schöne Frau, ist nicht diese Fahrt selbst ein Gedicht? Dürfen, können wir sie besser verherrlichen, als sie es in der Tat schon ganz von selbst ist?"

„Auch der große Klopstock, Herr Studiosus, hat doch in seiner Ode an den Zürichsee eine solche Fahrt besungen! Meinen Sie also nicht, daß es sich lohnt?"

„Du hast ganz recht, liebe Frau," fiel ihr nun Schlegel selbst ins Wort. „Am Ende liegt eine solche Stimmung dem Herrn Studiosus nicht, und darum möchte er sich auf seine Art von der ihm gestellten Aufgabe drücken."

„Es ist mir in der Tat ein Ding der Unmöglichkeit, Herr Professor, Verse zu improvisieren," erwiderte Harry. Stundenlang sitze ich daheim und bossele und feile, bis so ein Liedchen endlich zustande kommt."

„Sie wissen, daß auch mir Reinheit und Geschlossenheit der Form erste und Hauptbedingung sind, Herr Studiosus," meinte nun Schlegel in dem feinen, aber dozierenden Tone, mit dem er auch in seinen Vorlesungen vor seinen Hörern sprach. „Gerade die Form, die allerdings ja nicht ganz den Regeln der Prosodie entspricht, habe ich an Ihren so eigenartigen Sonetten immer gerühmt! Und darum ist es nur gut, wenn Sie stundenlang bosseln und feilen, ehe solch' ein Liedchen fertig ist. Aber die Sänger des Mittelalters, über die Sie doch auch bei mir gehört haben, die waren gleich auf dem Posten, wenn die Herrin oder sonst eine schöne Dame befahl! Denken Sie an den von Lichtenstein, Herr Studiosus, der sich der Dame zuliebe den kleinen Finger seiner rechten Hand abhacken ließ und ihr diesen schickte!"

„Das war wohl nicht sehr ästhetisch von dem guten Lichtenstein, Herr Professor, aber wenn Sie mir sagten, der sich die Zunge abbiß, um einen boshaften Witz zu unterdrücken, die Gefühle eines solchen Mannes vermag ich zu teilen!"

„Den Eindruck hatte ich allerdings auch manchmal von Ihnen gewonnen, Herr Studiosus," meinte nun Schlegel.

Die Boote näherten sich dem jenseitigen Ufer und dem Siebengebirge. In stolzer Fahrt glitten sie über den spiegelglatten Rhein, und auf den Rebenhügeln lag das klare Gold der Sonne.

Und nun begann Harry zum drittenmale:

„Schöne Frau, ein Gedicht ist es zwar nicht, aber meine volle und ganze Empfindung in dieser gottgegebenen Stunde, da so viel Jugend und so viel Schönheit von so viel Kraft über den Rhein dahingetragen werden, da wir singend auf dem Verdeck sitzen und stolz hinüberfahren. Im Sonnenscheine glüh'n rings die sommergrünen Hügel, märchenhaft ist es, wie das alles an uns vorüberzieht, Berg und Burgen, Wald und Au! Ist mirs doch in dieser seltnen Stunde, als sähe ich das alles glänzen in Ihrem Auge, da der Sonne warmes Gold um Ihr bleiches, liebes Antlitz strahlt, und ich sinnend zu Ihren Füßen sitze! Und diese wunderbare Fröhlichkeit der andern, wie sie singen und die Musik ertönt, wird dadurch der Himmel nicht blauer, dadurch nicht die Seele weit?"

„Das ist in der Tat beinahe schon ein Gedicht," scherzte Schlegel, „wenn Sie sich daheim zwei Stunden hinsetzen und bosseln und feilen, Herr Studiosus!"

„Dann wird es eines werden, Herr Professor, am Ende in einer Stunde der Erinnerung an diesen schönen Tag wird's ein unsterbliches Gedicht!"

„Unsterblich, billiger tun Sie es nicht, Herr Studiosus?"

„Nein, billiger nicht!"

Die Boote glitten an das Ufer von Königswinter. Und

singend zog die Schar, nachdem alles glücklich an Land gegangen, die Straße weiter, die zwischen Rebbergen und Obstgärten hinauf in den Wald, den Drachenfels hinan führt.

Als sich droben der Blick auf Bonn und den Rhein auftat, als das Drachenblut purpurrot in den Kelchen funkelte, da erhob sich, wie das alle nicht anders erwartet hatten, Professor Schlegel, die weltbekannte Berühmtheit der Bonner Universität. Von dem Geiste der deutschen Poesie handelte seine Rede. Und Harry lauschte seinen Worten, als wenn sie eine Offenbarung seien. Schlegel schloß:

„Meine Herren! Und so erwarten wir von der Zukunft unseres Volkes einen großen Dichter, der den fast verloren gegangenen Nibelungenhort des deutschen Volksliedes aus dem grünen Rheine hebt! Einen Dichter, meine Herren, der vollendet, was Herder in Straßburg zusammen mit dem jungen Goethe begann, der vollendet, was Achim von Arnim und Clemens Brentano fortgesetzt haben. Einen, dessen Laute klingt, wie die des von der Vogelweide! Und auch noch in einem anderen Sinne täte uns in diesen Zeiten der von der Vogelweide wieder not, der Papst und Kaiser die bittere Wahrheit ins Gesicht sagte, auch ein solcher könnte dieser Zeit nicht von Schaden sein! Diesen mit dunklem Drachenblute gefüllten Kelch leere ich, meine Herren, mit dem Rufe: Wir trinken auf ihn, auf den Sänger der Zukunft, den Dichter am Rhein!"

Alle stimmten voll heller Begeisterung in das Hoch Schlegels ein, und Harrys Wangen glühten. Seine Augen blitzten, wie die Worte eines weitschauenden Propheten hatte ihn Schlegels Rede getroffen. Unmöglich, sich selbst klar zu werden über die stolzen und doch wieder niederschmetternden Gefühle, die eben in seinem Busen ihr tolles Spiel trieben. Hatte dieser Schlegel tief in sein Innerstes geblickt, ahnte der, was er vorhatte, was er wollte, der wußte doch nichts davon, daß er in der stillen Studentenbude in Bonn schon ein gut Teil der Gedichte, die der Inhalt seiner jungen Leiden

und seines Buches der Lieder werden sollten, im Kasten ruhten. Seit Monden hatte er nichts von Hamburg gehört. Seine Liebe zu Maly nahm infolge der Entfernung von der wunderlieblichen Cousine, infolge der Angst, die er immer hatte, daß nun John Friedländer wieder auf der Bildfläche erscheinen könnte, immer romantischere, immer phantastischere Gestalt an und schluchzte sich daheim in stillen Nächten, wenn die Öllampe auf dem Studiertische brannte, in kleinen Liedern aus, die er noch keinem Menschen gezeigt hatte, die Volkslieder waren, Volkslieder, sicher solche, wie Schlegel sie von seinem Dichter der Zukunft erwartete! Ängstlich hütete er sie noch vor dem Auge seiner Genossen, vor dem Auge eines jeden Menschen, noch niemand hatte sie gelesen, nicht einmal der treue Christian Sethe oder der brave Neunzig. Wie liebliches Geläute zog es immer und immer wieder durch sein Gemüt in solchen stillen Abendstunden, in dem von des Frühlings jungem Grün umsponnenen Bonn, wenn er der grauen Stadt hoch droben im Norden gedachte, und, nicht draußen in Ottensen, sondern weil er das romantischer fand, an dem Fenster des alten Giebelhauses Malys holdseliges Köpfchen erblickte. Wie ein Nebelbild am fernen Horizonte, eingehüllt in Abenddämmerung, tauchte dann Hamburg mit seinen Türmen vor seinen Blicken empor!

Was sie wohl tat, was sie trieb, ob sie seiner noch gedachte, wie er ihrer, die täglich, stündlich vor den Augen seiner Seele stand? Das war freilich ein liebliches Bild, aber ein anderes, ein scheußliches, gräßliches trat so oft in stillen Nächten und manchmal am hellichten Tage diesem zur Seite.

Lange, bevor er nach Hamburg in Onkel Salomons Haus gekommen, hatte sich Malys Liebestraum mit jenem Egon abgespielt. Ein leiser und schmerzlicher Hauch hatte wie ein Schleier über ihrer jungen Seele gelegen, als er ihr zum erstenmale entgegengetreten war, und gerade dieser war es ja gewesen, der ihn so unwiderstehlich, so allgewaltig

angezogen hatte. Ein heiteres und sorgloses Kind wäre wohl kaum dazu imstande gewesen, ihn in diesem Maße zu fesseln wie die schöne Cousine, deren Lächeln ihm immer durch Tränen zu leuchten schien.

Denn er liebte die Tränen, wie er als Kind in Düsseldorf den Kirchhof und dessen Schauer geliebt hatte, den Henker und dessen Töchterlein, die Göchin und den Spuk, so liebte er, nun ein Jüngling geworden, die Tränen!

Die Romantik seiner Zeit hatte ihn erfaßt und völlig von ihm Besitz ergriffen. Der berühmte Ausspruch jener Tage, daß Poesie tiefes Schmerzen sei und daß das echte Lied einzig aus dem Menschenherzen quillt, das ein tiefes Leid durchzieht, hatte auch ihn gepackt und in seine Bande geschlagen. Und so spielte er denn im Gedanken und in der Phantasie schon damals mit einem geradezu wollüstigen Schmerze, in den ihn die Vorstellung versetzte, daß Maly ihm eines Tages untreu werde, wenn John Friedländer aus Königsberg in seiner Abwesenheit wieder auf der Bildfläche erschienen sei!

Die von Schlegel gerühmten Sonette waren nicht die einzigen, die er in diesen Frühlingstagen in Bonn gedichtet hatte. Noch ganz andere, die noch keines Menschen Auge gesehen, lagen tief verschwiegen im Grunde seiner Schreibtischschublade und harrten, das wußte er schon heute, nur des grausamen Momentes ihrer Geburt für die Welt, wenn das Unabwendbare eintreten mußte, wenn Maly sich besonnen hatte, daß sie nicht auf die Welt gekommen, ihr Leben zu vertrauern, und daß der jugendliche Vetter mit der ungewissen Zukunft nie und nimmer eine Partie für sie war. Ein Männchen, klein und putzig, eben diesen verhaßten John Friedländer, den er in dem verwünschten Hamburg, der schönen Wiege seiner Leiden, dem schönen Grabmal seiner Ruh', kennen gelernt hatte, sah er dann in seiner lebhaften Phantasie, im Traume und in der Dichtung an der Seite der Geliebten vor dem Altare stehen und Maly

hauchte ihr Jawort, während die Teufel der Hölle lachend Amen dazu riefen!

An diese Bilder seiner düsteren Nächte und seiner kummervollen Tage dachte er auch eben wieder, als Schlegel seine Rede auf den Dichter der Zukunft, den Sänger am Rhein, beendet hatte und von Beughem, der Präses der „Vandalia", zum Aufbruch aufforderte und die im Freien improvisierte Kneiptafel aufhob. An Schlegels Seite schritt er den Drachenfels hinunter und unterhielt sich mit dem Grundgelehrten, von dem er wußte, daß er ihn schätzte, über die Auffassung der Dichtung von seiten der ersten romantischen Schule.

„Nur der Katholizismus," sagte eben Schlegel, „scheint mir die Quelle wahrer und echter Poesie zu sein, mein verehrter Herr Studiosus."

Harry schwieg. Auch er hatte ja so mancherlei gerade auf diesem Gebiete bei seinem Studium der mittelhochdeutschen Lieder und bei wiederholten Besuchen des Kölner Domes empfunden. Nun, da er diesen Dom in Wahrheit gesehen, war das Bild, das ihm einst die Mutter, vielleicht in banger Vorahnung dessen, was geschehen konnte, von der unausgebauten Ruine entworfen, doch ein wesentlich anderes geworden. Mystische Schauer hatten, wie einen jeden, auch ihn umfangen, da er den Wunderbau am Rheine zum erstenmale betreten, und aus solcher Erinnerung heraus, sagte er jetzt zu Professor Schlegel:

„Also Sie sind der Meinung, Herr Professor, daß eigentlich nur der Katholik dazu imstande sein wird, der Romantik tiefsten Born zu erschöpfen?"

„Das habe ich nicht gesagt, Herr Studiosus, aber ich bin der Meinung, daß in dem Katholizismus, in seiner bewundernswerten Religion von der Gottesmutter und dem Sohne, eine Quelle der Poesie begraben liegt, wie wir eine zweite in der Geschichte der Menschheit nicht so leicht werden ausfindig machen können!"

Harry schwieg.

Man war wieder drunten am Rheine angelangt. Hinter den Türmen Bonns rüstete sich die Sonne zum Untergang, aber sie verklärte noch mit ihren letzten, fast blutroten Strahlen den Gipfel der sieben Berge. Ein leichter Wind hatte sich erhoben und kräuselte die Fläche des Stromes, in den die Boote mit der „Vandalia" und deren Gästen eben hinausschwammen.

Die Bläser waren in Königswinter geblieben, wo sie des Abends in der „Linde" zum Tanze aufspielen sollten, und so glitten die Schiffe fast geräuschlos über den stillen Rhein.

„Kennen Sie Brentanos wunderbares Gedicht von der Zauberin zu Bacharach am Rheine?" fragte da Schlegel Harry, der in seinen Mantel gehüllt und leise erschauernd neben ihm auf der Bank des Schiffes saß.

„Ich kenne das Gedicht, Herr Professor, aber fast möchte ich sagen, es ist mir zu breit und zu lang! Wer das kurz und prägnant fassen könnte, diese wunderbare Sage von der Lurlei, in einer präzisen Fassung könnte das am Ende ein Volkslied werden."

„Versuchen Sie es einmal, Herr Studiosus, wenn Sie an Brentanos herrlichem Gedichte so viel auszusetzen haben!"

„Das wäre in der Tat jetzt die rechte Stimmung hier im Boote auf dem Rhein," erwiderte Harry. „Schade, daß ich so schlecht improvisiere!"

„Probieren Sie es einmal, Herr Studiosus, am Ende geht es hier besser, als Sie selbst denken," scherzte Schlegel.

Sinnend blickte Harry vor sich hin. Seine Augen hafteten auf dem Wasser, das in den Schatten der aufsteigenden Nacht schon schwarz zu werden begann, während noch ein rosenrotes Wölkchen am Abendhimmel verflog.

Und auf einmal sagte er leise vor sich hin:

„Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,
Daß ich so traurig bin,
Ein Märchen aus uralten Zeiten,
Das kommt mir nicht aus dem Sinn!"

Christian Sethe saß dicht neben Harry und dem Professor, und Schlegel raunte ihm zu:

„Schreiben Sie auf, was er sagt, Sethe, diese erste Strophe ist in der Tat wunderbar!"

Es dauerte eine ganze Weile, bis Harry die Lippen wieder öffnete und Sethe schrieb:

„Die Nacht ist kühl und es dunkelt
Und ruhig fließet der Rhein,
Die Spitze des Berges funkelt
Im Abendsonnenschein."

„Weiter, weiter!" drängte Schlegel.

Aber eine noch größere Pause entstand und alles wartete.

Endlich fuhr Harry fort:

„Die schönste Jungfrau sitzet
Dort oben wunderbar,
Ihr gold'nes Geschmeide blitzet,
Sie kämmt ihr goldenes Haar."

Die Pause wurde kürzer und plötzlich schwoll Harrys Stimme an:

„Sie kämmt es mit goldenem Kamme
Und singt ein Lied dabei,
Das hat eine wundersame,
Gewaltige Melodei."

„Sie schreiben das doch alles richtig auf Sethe?" fragte Schlegel.

„Aber Wort für Wort, Herr Professor!"

„Du gibst es mir dann zur Durchsicht, Sethe!"

„Gewiß, Harry!"

Es war still in dem Boote, nur der Ruderschlag der Fährleute drang eintönig an Harrys Ohr. Und den Blick zu den Felsen der sieben Berge erhebend, vollendete er nun rasch:

„Den Schiffer im kleinen Schiffe
Ergreift es mit wildem Weh,

Er schaut nicht die Felsenriffe,
Er schaut nur hinauf in die Höh'!"

„Bravo!" rief Schlegel, „und nun einen ganz kurzen und treffenden Schluß, Herr Studiosus!"

Harry hatte den Kopf in die Hand gestützt und leise, wie in tiefem Schmerze, sprach er vor sich hin:

„Ich glaube, die Wellen verschlingen
Am Ende Schiffer und Kahn,
Und das hat mit ihrem Singen
Die Lorelei getan!"

Sie hatten es alle gar nicht bemerkt, daß sich das Schiff schon dem Bonner Rheinkai genähert hatte, so sehr waren sie von Harrys Versen in Bann genommen, so hingen sie alle an den Lippen dessen, der dieses Lied vor sich hergesagt, von dem Schlegel nun behauptete:

„Das könnte in der Tat so was wie ein Volkslied werden, Herr Studiosus!"

Die Boote glitten ans Land.

Harry verabschiedete sich von Schlegel und dessen Frau, den Kommilitonen winkte er zu. Dann ging er allein die Rheingasse hinauf nach dem Marktplatze. Ihm war in diesem Augenblicke, als könne er jetzt mit keinem Menschen reden, denn die Lorelei klang wie eine heilige Musik in seinem Innern.

XV.

Aus Düsseldorf kamen schlimme Nachrichten. Das Tuchgeschäft in der Bolkerstraße ging zurück. Vater Samson, dem es gesundheitlich auch nicht mehr zum besten ging, beklagte sich über die Ungunst der Zeiten, aber noch mehr über den mißratenen Sohn, bei dem alle Versuche, einen tüchtigen Kaufmann aus ihm zu machen, fehlgeschlagen waren. Der studierte in der Welt herum, machte Gedichte und verfaßte Zeitungsartikel, es war ein Skandal! Solche und ähnliche Klagen gab es jetzt in Düsseldorf den lieben langen Tag, und Frau Peierche hatte mit dem vergrämten Manne und den heranwachsenden Kindern einen schweren Stand. Aber am meisten härmte sie sich um ihren Harry, der doch ihr Ältester und ihr Liebling war. Denn auch Harrys Briefe klangen wenig zufrieden und vertrauensvoll.

Onkel Salomon in Hamburg schickte kein Geld mehr. Er hatte in Erfahrung gebracht, daß sich Harry in Bonn dem Studium der Literaturgeschichte und deutschen Sprache in die Arme geworfen habe, daß er ein Freund und Schüler Professor Schlegels sei, daß er trotz des Verbotes weiter Lieder und Gedichte fabriziere und das Brotstudium der Rechte, das er zur Bedingung für den Besuch der Universität gemacht hatte, vernachlässige. Und so war denn neulich ein bitterernster Brief der immer treubesorgten Mutter in Harrys Hände gelangt.

Heimlich, ohne daß Vater Samson etwas davon wußte, war sie bei einem Althändler in Düsseldorf gewesen und hatte ihren kostbaren Brautschmuck, der noch ein Geschenk ihrer damals wohlhabenden Eltern war, für ein paar hundert Taler verkauft. Einen Teil dieses Geldes sandte sie Harry und bat ihn inständig, doch nun ja dem Onkel zu willen zu sein und sich dem Studium der Rechte in die Arme

zu werfen. Um ihren Liebling vor Not und Entbehrung zu schützen, sei sie ja bereit, ihm auch noch des weiteren Mittel von dem durch den Verkauf ihres Brautschmuckes gelösten Gelde zur Verfügung zu stellen, aber er solle bedenken, daß dieses Kapital sehr bald erschöpft sein werde, und daß er dann bei Vaters pekuniärer Lage völlig auf die Güte Onkel Salomons angewiesen sei.

Harry empfing diesen Brief in Göttingen, wohin er zu Beginn des neuen Wintersemesters übergesiedelt war. Es hatte ihn nicht mehr in Bonn gehalten, und dann redete er sich ein, in dem gewiß langweiligen Göttingen werde er leichter zur Absolvierung seines Brotstudiums kommen, als drunten am Rheine, wo der Strom an jedem neuen Tage in die Ferne lockte, wo Sage und Geschichte Hand in Hand gingen, um ihn immer wieder aufs neue von den Pandekten und dem Corpus juris abzulenken. Und noch andere Umstände waren hinzugekommen. Man sah der Burschenschaft „Vandalia", seitdem sie suspendiert gewesen und ihre Mitglieder vor dem Universitätsrichter gestanden hatten, scharf auf die Finger. Bonns Boden war plötzlich heiß unter seinen Füßen geworden. Und Schlegel, mit Schlegel war nichts mehr anzufangen. Seine erst ein paar Monate währende zweite Ehe hatte sich bereits in eine Hölle für den Professor gewandelt, und der Tag, an dem er sich wieder, zum zweiten Male, scheiden lassen würde, stand vor der Tür.

Und so saß denn Harry jetzt in einer völlig fremden und höchst unbehaglichen Umgebung mitten in der alten hannoveranischen Alma mater an dem Ufer der Leine und ochste den Justinian. Freilich, unter dem Gesetzbuche des römischen Kaisers lag ein begonnenes und fein säuberlich geschriebenes Manuskript. Das waren die drei ersten Akte seiner Tragödie Almansor, mit der er den ersten großen Bühnenerfolg zu erringen hoffte. Wieder und wieder las er der Mutter Brief. Um die Mittagsstunde war der eingetroffen, und draußen auf den schneebedeckten Dächern der Göttinger

Giebelhäuser lag die winterliche Sonne, so daß es langsam zu tauen begann und das Wasser in hellen Tropfen und Rinnsalen auf die Gasse hinunterlief.

„Du lieber Himmel,“ seufzte er vor sich hin. „Die arme Frau, die gute Mutter! Und lausiges Pack droben in Hamburg,“ kam es dann von seinen Lippen. „Heiliger Justinianus!“ Doch bald legte sich wieder der bittere Spott um seinen feinen Mund, und als sei der Mutter lamentabler Brief nichts anderes als eine Inspiration für ihn gewesen, schleuderte er den dickleibigen Justinian in die Ecke seines Zimmers und kritzelte auf ein weißes Stück Papier, einen Fetzen, den er dem Papierkorb entnommen hatte. Als er die Verse überflog, war er fast wieder guter Dinge und beschloß, da Mutter doch nun einmal den Schmuck verkauft und fünfzig Taler geschickt hatte, in den Ratskeller, wo es so vorzügliches Bier gab, zu gehen, und anständig zu Mittag zu essen.

Er legte den Samtrock, den er sich schon in Bonn hatte machen lassen, an, entnahm der Schublade seiner Kommode ein feingestärktes Spitzenjabot, wie er das gerne hatte, und modisch gefranste Manschetten, und so machte er sich auf den Weg. Auf der Treppe sagte er noch einmal, ein sarkastisches Lächeln um die Mundwinkel, die Verse vor sich hin, die er eben zu Papier gebracht hatte:

„Mensch, verspotte nicht den Teufel,
Kurz ist ja die Lebensbahn,
Und die ewige Verdammnis
Ist kein leerer Pöbelwahn!

Mensch, bezahle deine Schulden,
Lang ist ja die Lebensbahn,
Und du mußt noch manchmal borgen,
Wie du das so oft getan.“

Nach wenigen Schritten hatte er den Ratskeller erreicht. Dort gab es für einen halben Taler . . . ein schönes Stück

Geld in jenen Tagen ... ein solennes Diner. Und Bier, eigentlich machte er sich aus Bier nicht viel, so gut und frisch das Bier auch im Göttinger Ratskeller war! So bestellte er sich eine halbe Flasche Bordeaux. Als er fertig gegessen hatte, bezahlte er, was er seit Anfang des Semesters im Ratskeller schuldig geblieben. Von seinen fünfzig Talern blieben ihm nicht ganz dreißig, während der Arbeit an seinem Almansor hatte er gar nicht darauf geachtet, daß er dort so viel hatte ankreiden lassen. Dann machte er sich auf den Bummel nach der Weenderstraße, wo sich des Nachmittags zwischen zwei und drei Uhr ganz Göttingen traf.

Das Bild, das sich ihm hier tagtäglich in der Weenderstraße bot, war ihm in tiefster Seele verhaßt. Aber es reizte immer wieder aufs neue seine Spottlust, und so ging er immer und immer wieder hin und immer in der sicheren Vorahnung, daß es hier zwischen ihm und diesen Laffen und Fatzken, wie er die hannoverschen Junker mit Vorliebe nannte, doch noch einmal zu einem Handel kommen würde.

Heute war er eigentlich gerade in der rechten Stimmung. Er war manchmal nicht übel in der Laune, einem dieser Pomadenhengste, dieser Prachtausgaben wässeriger Prosaiker, dieser plastisch ennuyanten Gesichter, eine 'runterzulangen.

Als er in die Weenderstraße einbog, stieß er auf Professor Sartorius. Bei dem hörte er, natürlich keine Pandekten, sondern Geschichte. Das war noch der einzige Mensch, mit dem es sich in Göttingen zu reden verlohnte.

Sartorius, der Harry für einen seiner tüchtigsten Schüler hielt, redete ihn auf der Straße an.

„Nun, mein lieber Herr Studiosus, machen Sie auch den Bummel mit? Am Ende haben Sie einen Augenblick Zeit, mich zu begleiten, ich gehe nach der Bibliothek!"

„Aber mit dem größten Vergnügen, Herr Professor."

„Und was studieren Sie jetzt Interessantes hier in der Weenderstraße, Herr Studiosus?"

„Die Füße der Göttingerinnen," gab Harry belustigt zur Antwort.

„Sie sind ein Spaßvogel," lachte Sartorius, „warten Sie nur, die Füße der Göttingerinnen! Warum begnügen Sie sich denn mit den Füßen, verehrter Freund?"

„Ich bin bis jetzt noch nicht weiter vorgedrungen, Herr Professor," erwiderte Harry mit dem ernstesten Gesichte von der Welt, „mir geht es, wie so manchem Professor, der niemals über die Periode des Sosestris hinwegkommt und darum noch keinen Namen hat!"

„Ei, ei, Sie sind ja . . ." Sartorius machte eine ernste Miene, doch sogleich flog wieder sein berühmtes, wohlwollendes und joviales Lächeln über das breite und bartlose Gesicht, dessen helles Auge Harry wie ein klarer Stern in dunkler Zeit erschien, und er meinte:

„Bittere Wahrheiten verstehen Sie sehr schön zu sagen, junger Freund, Sie können es heutzutage noch zu was bringen; indessen ich fürchte, ich fürchte, man wird Sie nicht sonderlich lieb haben."

Sie waren vor der Bibliothek angelangt und Sartorius verabschiedete sich. Harry ging nach der Weenderstraße zurück. Die Anerkennung seines hochverehrten Lehrers, dessen gastliches Herz, wie er wußte, für die Besorgnisse des Bettlers und des Königs offen stand, der eine Träne übrig hatte für den letzten Seufzer untergehender Völker und ihrer Götter, schmeichelte ihm.

Erhobenen Kopfes und ein verdächtiges Blitzen in seinen stahlblauen Augen, ein sarkastisches Lächeln um die Lippen, durchmaß er nun langsamen Schrittes die Weenderstraße und betrachtete diese verhaßten Horden von Friesen, Sachsen. Teutonen und Thüringern, hinter denen die Göttingerinnen mit ihren großen Füßen einherlatschten, mit hochmütigen Blicken. Wie die sich breit machten auf der Weenderstraße mit ihren bunten Mützen und Pfeifenquasten, diese Raufbolde, über die sich schon ein Zachariä lustig gemacht, die

ewig einen neuen Handel in der Nasenmühle, dem Ritschenkrug oder bei Bodden auszutragen hatten!

Da kam sein Freund Vallender, ein Rheinländer wie er selbst, der einzige, an den er sich in Göttingen ein wenig angeschlossen hatte, geraden Weges auf ihn zu.

„Das ist heute das richtige Ohrfeigenwetter, Vallender," rief Harry ihm entgegen, „wenn man so in der Göttinger Weenderstraße spazieren gehen muß! Findest du nicht auch? Kommt's vom Schnee, kommt's vom Eis, es prickelt einem in der Hand!"

„Hopsla, Platz da, Sie Lausbub!"

Ein baumlanger Kerl stand vor den beiden und gab Harry einen Stoß, so daß er von dem Bürgersteig hinunter in den Kot der Gasse flog und die erst in der vorigen Woche von dem Schuster neu abgelieferten feinen und noch nicht bezahlten Schaftenstiefel die Bekanntschaft mit dem schmelzenden Schnee machten.

„Entschuldigen Sie sich wenigstens, Sie Riese mit dem Bocksgesichte," rief Harry.

„Wir hängen, mein Herr! Wiebel ist mein Name, Wilhelm Wiebel aus Eutin!"

„Das ist mir sehr egal, ob Sie in Eutin oder in Kötzschenbroda Ihren Umgang mit Menschen studiert haben," erwiderte Harry.

„Ich werde Sie zu finden wissen!"

„Bitte!"

Der Lange schritt weiter, und noch am Abend desselben Tages überbrachte ihm Vallender Harrys Forderung.

Er war gerade in der Laune, den Herren in der Weenderstraße, deren typischen Vertreter er heute in diesem Herrn Wiebel aus Eutin sah, eine auszuwischen.

Und schon am nächsten Tage standen Harry und Herr Wilhelm Wiebel aus Eutin in der Studierstube Professor Tychsens, derzeitigen Prorektors der Göttinger Universität, wohin sie der Pedell Kuhlemann feierlich zitiert hatte.

Das kleine Männchen, das sich Professor Tychsen nannte, hatte zu dieser feierlichen Amtshandlung sein Ornat und die Amtskette angelegt. Er erhob sich von seinem Schreibsessel, als die beiden studentischen Delinquenten eintraten, denn der Hüter des Gesetzes, in Gestalt eines Göttinger Gendarmen, hatte ihm den Vorfall in der Weenderstraße und die sich an ihn knüpfende Forderung gewissenhaft hinterbracht.

„Meine Herren," begann er mit einer Stimme, die an das Piepsen eines jungen Kanarienvogels erinnerte, „gelegentlich des Nachmittagsbummels in der Weenderstraße ist es zwischen Ihnen beiden zu einer Rempelei gekommen, deren Folge eine Forderung zum Zweikampf geworden ist. Wie Sie wissen, ist durch die Gesetze der Universität Göttingen nicht nur, sondern auch . . . er erhob die Stimme . . nach einer Verfügung unseres allergnädigsten Landesherrn, Seiner Majestät des Königs von Hannover, das Duell verboten. Wie ich in Erfahrung gebracht habe, ist der Austrag des Handels auf den nächsten Mittwoch in der Rasenmühle angesetzt. Sie haben am Mittwoch alle beide Stubenarrest und verpflichten sich ehrenwörtlich, an genanntem Tage zu Hause zu bleiben! Ich werde die Rasenmühle und die übrigen mir bekannten Paukloкale kontrollieren lassen. Unterzeichnen Sie beide dieses Protokoll."

Prorektor Tychsen öffnete die Schublade seines riesigen, altväterlichen Schreibtisches, tat trotz seines Ornates und der güldenen Amtskette einen Zug aus der langen Pfeife, die neben seinem Schreibsessel lehnte, und entnahm einer Mappe ein langes, mit dem Amtssiegel der Universität versehenes Schreiben. Er ließ es zunächst Harry und dann Herrn Wilhelm Wiebel aus Eutin durchlesen. Nachdem dies beendet, mußten die beiden ihre Namen darunter setzen und sich durch diese Unterschrift bei Strafe der Relegation verpflichten, von dem Austrag des Ehrenhandels abzusehen.

„So, so," piepste der kleine Prorektor Tychsen, nach-

dem die Delinquenten unterzeichnet hatten. Dann geleitete er seinen unfreiwilligen Besuch höflich an die Tür und mit einem distanthohen:

„Ich ermahne Sie nochmals in Ihrem eigensten Interesse, meine Herren,“ waren sie entlassen.

Aber der Friede war leichter versprochen, als gehalten. Denn schon klatschte ganz Göttingen von nichts anderem mehr, als von der Geschichte, die sich gestern nachmittag zwischen zwei und drei Uhr auf dem Bummel in der Weenderstraße zugetragen hatte. Wiebel war Korpsstudent. Infolgedessen war diese „Kneiferei“, wie die Herren Harrys Verhalten nannten, denn sie waren überzeugt, daß die Denunziation bei Tychsen von ihm selbst oder doch von einem seiner Bekannten ausgegangen sei, das beliebteste Gesprächsthema auf allen Kneipen. In den Hörsälen der Professoren wurde von nichts anderem geredet, und wenn Harry sich dort oder auf der Straße sehen ließ, dann steckten gleich alle die Köpfe zusammen, deuteten mit Fingern auf ihn und machten mehr oder weniger halblaut ihre Bemerkungen. Die Situation wurde unerträglich, und es dauerte noch keine vierzehn Tage, da kam es zwischen Harry und Wiebel zu einer neuen Rempelei.

Auf der Weihnachtskneipe des Korps „Frisia“, dem Wiebel angehörte, war es hoch genug hergegangen und Harrys Name war dort mehr wie einmal unter sehr wenig schmeichelhaften Bemerkungen genannt worden. Die feudalen „Friesen“ waren sich einig darüber, daß dieser Skribent und feige „Judenlümmel“ einfach gekniffen und womöglich selbst dem Prorektor Mitteilung von dem bevorstehenden Ehrenhandel gemacht habe.

Und so zogen sie denn nach Schluß der Kneipe in corpore vor Harrys Wohnung und brachten ihm eine regelrechte Katzenmusik dar.

Es war ein frenetischer Höllenlärm, den die feudalen „Friesen“ hier auf Gießkannen, mit Trichtern und blechernen Schüsseln, die sie als Trommeln benutzten, vollführten.

Harrys Nachbarsleute streckten wieder einmal wie einst die biederen Bonner die Köpfe mit den Schlafmützen zu allen Fenstern heraus.

Wallender befand sich auf Harrys Bude. Der war heute abend gekommen, um sich eine Szene aus dem „Almansor" vorlesen zu lassen, die heute vollendet worden war.

Harry liebte dieses sein erstes Theaterstück. Es war ihm ein Abgott, in einer mohamedanischen Verkappung wollte er in diesem Drama die Judenfrage seiner Zeit behandeln und versprach sich damals in schwärmerischen Stunden so etwas wie Befreiung seines geknechteten Volkes von dem Erfolge seines Werkes.

Er war gerade an einer der entscheidungsvollsten Stellen angelangt, an der Szene zwischen Zuleima und Almansor, da der Mohammedaner das Bild des gekreuzigten Christus im Garten der Geliebten erblickt, und nun las er mit seiner klaren und schönen Stimme:

„Doch sprich, mein Lieb, dort steht ein fremdes Bild,
Das schaut mich an so mild und doch so traurig,
Und eine bitt're Träne läßt es fallen
In meinen schönen, goldenen Freudenkelch!"

Da ging es drunten los.

Ohrenbetäubender Lärm, gemeine und beleidigende Rufe, wie sie Harry schon einmal in Hamburgs Gassen gelegentlich einer Judenhetze hatte hören müssen! Mit einem „Hepp, Hepp" setzten die Kerle dort unten ein.

„Das Leitmotiv meines Almansor," sagte Harry ernst. „Hören Sie, Wallender, das sind die Herren Friesen mit dem ausgezeichneten Wiebel aus Eutin an der Spitze!"

Er war aufgesprungen und an das Fenster getreten.

„Lassen Sie das, Harry!"

Aber Harry riß das Fenster auf.

Als sie drunten seiner ansichtig wurden, brüllten sie wie Besessene: „Komm' herunter, feiger Jud', wenn du den Mut dazu hast!"

Harrys Stimme übertönte einen Augenblick das blöde Gejohle:

„Ich bin jeden Augenblick bereit," schrie er.

Die Horde gröhlte:

„Man sollte ihn 'runterholen und tüchtig verhauen," vernahm man Wiebels Stimme.

Da pfiff es drunten. Und der Chorus der Nacht stob wild durcheinander, denn Tychsen, der nichts Gutes ahnen mochte, hatte den Friesen seine Göttinger Gendarmen nachgesandt.

Vom Fenster aus beobachteten Harry und Vallender, wie zwei Gendarmen den baumlangen Wiebel am Schopfe faßten. Wohl oder übel mußte der mit. Die andern gingen lautlos auseinander, denn mit den Herren von der Polizei, die alle Knüttel bei sich hatten, war in Göttingen schlecht Kirschen essen.

Ein Pereat ertönte und noch ein schrilles Pfeifen. Dann wurde es still, und die Köpfe mit den Schlafmützen verschwanden, wie einst in Bonn, wieder von den Fenstern.

„Das wird eine nette Geschichte geben," sagte Vallender zu Harry, „der Tychsen bringt Sie und die ganze Gesellschaft vor das Universitätsgericht, das sollen Sie einmal sehen!"

„Mir auch recht," erwiderte Harry trocken. „Wo sind wir stehen geblieben?"

Und ohne eine Spur der Erregung in seiner Stimme, las er, nachdem er das Fenster geschlossen und Vallender sich wieder gesetzt hatte, weiter:

„Und kennst du nicht dies heilige Bild, Almansor,
Hast du es nie geschaut in seligen Träumen,
Trafst du es wachend nie auf deinen Wegen?
Besinn' dich wohl, du mein verlorener Bruder!"

In tiefem Sinnen blickte Harry vor sich hin, dann klappte er plötzlich sein Buch zusammen und sagte:

„Ich kann jetzt nicht weiter lesen, Herr Vallender. Glau-

ben Sie nicht auch, der Gedanke ist mir schon öfters gekommen, das Judentum ist gar keine Religion?“

„Was denn sonst, Harry?“

„Das Judentum ist ein Unglück, Herr Wallender! Und ich sehe die Stunde kommen, in der ich abtrünnig werde und mich taufen lasse, um dadurch das Billett zum Eintritt in die anständige Gesellschaft zu erlangen!“

Er schwieg und blickte düster vor sich hin.

Wallender verabschiedete sich. Er sah, jetzt war mit Harry nichts mehr anzufangen.

Gegen Ende des Januar standen Harry und Wiebel, Wallender und Rantzau, der Wiebels Sekundant gewesen, vor dem Universitätsrichter. Für die Sekundanten gab es sieben Tage Karzer. Wiebel und Harry erhielten auf sechs Monate das consilium abeundi von der Göttinger Universität.

Harry weinte Göttingen keine Träne nach, ihm war das alte Nest leid, er sehnte sich nach Berlin.

Als er ein paar Wochen später seine Kolleghefte, seine Manuskripte und Bücher zusammenpackte, viel mehr nannte er nicht mehr sein eigen, schrieb er seiner Wirtin zum Gedächtnis mit Bleistift an die Tapete seiner Göttinger Bude:

„Selig dämmernd, sonder Harm,
Liegt der Mensch in Freundes Arm,
Da kommt plötzlich, wie's Verhängnis,
Des Consiliums Bedrängnis,
Und weit fort von seinen Lieben
Muß der Mensch sich weiterschieben!“

XVI.

Im Berliner Salon der Freifrau Elise von Hohenhausen zündeten die Diener die Wachskerzen an, denn heute in der siebenten Abendstunde war ästhetischer Tee. Noch saß die Dame des Hauses, eine vollerblühte und durchaus noch nicht welkende Schönheit von zweiunddreißig Jahren, in dem blauen Boudoir und las in einem Buche, von dem eben alle Welt sprach und das vor reichlich zwei Jahren erschienen war, während die Kammerzofe ihr die Locken aufsteckte. Elises langjährige Freundin, Frau Rahel Varnhagen von Ense, hatte ihr das Buch dringend empfohlen.

„Es ist in der Tat entzückend und völlig neu in Form und Inhalt, Luise," wandte sich die Freifrau an die Zofe. „Unfaßbar, daß der Göttliche immer wieder neue Wege findet! Die Frau Legationsrat hat recht, er ist der Pol, um den sich die Welt dreht. Doch das werden Sie kaum verstehen, Luise! Reichen Sie mir bitte den Spiegel, ich glaube, Sie dürften noch ein ganz klein wenig Puder auflegen."

„Wie die gnädige Frau befehlen! Aber der Teint der gnädigen Frau ist in der Tat so wunderbar . . ."

„Keine Uebertreibungen, Luise, ich sehe es, nein, ich lese es in den Augen meiner Freunde, daß man es mir wohl anmerkt, ich habe die dreißig überschritten. . . ."

„Man ahnte es in der Tat nicht, gnädige Frau, wenn Sie selbst das nicht immer betonen wollten!"

„Sie sind eine Schmeichlerin, Luise! Aber auch darin ist der Göttliche uns über! Er altert nicht! Mit seinen siebzig spricht er noch wie ein Jüngling, ach was, fühlt er noch wie ein Jüngling. Die Frau Legationsrat hat recht, er ist einzig!"

„Die gnädige Frau sprechen von Goethe?"

„Sollte ich, könnte ich von einem andern sprechen, Luise?"

„Ach nein, alle Welt spricht ja hier nur von ihm, gnädige Frau!“

„Aber hören Sie, Luise, hören Sie nur aus dem neuen Buche, das mir Frau Varnhagen geliehen hat, das seit zwei Jahren heraus ist und das ich zu meiner Schande heute zum ersten Male gelesen habe, hören Sie, wenn Sie auch nicht alles begreifen, Luise!“

„Ich werde mir Mühe geben, gnädige Frau!“

„Das Buch heißt der „Westöstliche Divan“, und es ist von ihm, es ist von Goethe! Also hören Sie:“

Und Elise von Hohenhausen las mit verzückter Stimme:

„Ach, um deine feuchten Schwingen,
West, wie sehr ich dich beneide,
Wenn du kannst ihm Kunde bringen,
Was ich in der Trennung leide!

Die Bewegung deiner Flügel,
Weckt im Busen stilles Sehnen,
Blumen, Auen, Wald und Hügel
Steh'n bei deinem Hauch in Tränen!“

„Nehmen Sie das Buch, Luise, ich kann ja nicht weiter! Kann vor Tränen nichts mehr sehen, ach, Goethe, ach Goethe!“

Luise nahm das Buch aus den feinen und weißen Händen der Freifrau entgegen und las, manchmal ein wenig stockend, weiter:

„Doch, dein mildes, sanftes Wesen
Kühlt die wunden Augenlider,
Ach, vor Leid müßt' ich vergehen,
Hofft' ich nicht, zu seh'n ihn wieder!“

„Sie können das nicht richtig betonen, Luise, geben Sie das Buch wieder her!“

Und Elise von Hohenhausen vollendete:

„Eile denn zu meinem Lieben,
Spreche sanft zu seinem Herzen,

Doch vermeid', ihn zu betrüben,
Und verbirg ihm meine Schmerzen!

Sag' ihm, aber sag's bescheiden,
Seine Liebe sei mein Leben,
Freudiges Gefühl von beiden
Wird mir seine Nähe geben!"

„Die gnädige Frau haben in der Tat geweint. Die Tränen rinnen Ihr noch die Wangen hinab. Nun muß ich wirklich noch einmal mit der Puderquaste . . ."

„Tun Sie das, Luise!"

„So, jetzt ist nichts mehr von den Tränen zu sehen! Sagen Sie, gnädige Frau . . ."

„Was meinen Sie, Luise?"

„Kommt denn der junge Herr heute abend auch?"

„Welcher junge Herr, Luise?"

„Der, den sie alle den Studiosus Harry nennen, gnädige Frau."

„Warum fragen Sie nach ihm, Luise?"

„Er gefällt mir, offen gestanden, so gut, gnädige Frau, er sieht so eigenartig aus in seiner Samtjoppe, mit den feinen Manschetten und dem blütenweißen Jabot, wie ein Dichter sieht er aus!"

„Und er *ist* auch ein Dichter, Luise, ein gottbegnadeter, ein großer Dichter! Er wird uns diesen Abend aus seinen Liedern vorlesen. Ich bin stolz darauf, Luise, weil er eigentlich meine Entdeckung ist!"

„Das habe ich der gnädigen Frau wohl schon angemerkt, daß die gnädige Frau stolz auf den sind."

Bei diesen Worten Luises erhob sich die Freifrau. Ein leiser Schlag mit dem Fächer aus Schwanenfedern war die Antwort auf diese vorwitzige Bemerkung der Zofe. Zugleich auch das Zeichen, daß Luise sich entfernen konnte, denn Elise von Hohenhausen ging nun hinüber in den Salon.

„Ist alles bereit, Franz?" fragte sie, als sie eintrat,

einen der Diener, der eben mit dem Aufstellen der letzten chinesischen Porzellanschalen beschäftigt war, aus denen bei Freifrau von Hohenhausen der Tee genommen wurde.

Die zierliche, im Empirestil gehaltene Pendüle auf dem Marmorkamin schlug sieben in hellem, silbernem Tone, und da meldete auch schon der an der Türe postierte Albert:

„Herr Legationsrat Varnhagen von Ense und Frau Gemahlin, Rahel geborene Levin.“

Varnhagen und Frau traten ein.

Galant küßte der Legationsrat die ihm von Elise dargebotene Hand und Rahel lenkte das Gespräch sofort auf die Hauptsache:

„Ist er nicht wieder göttlich,“ rief sie, „göttlich, meine Beste, wie immer?“

„Nicht so vieles Federlesen!
Laßt mich immer nur herein,
Denn ich bin ein Mensch gewesen,
Und das heißt ein Kämpfer sein!“

„Wenn er nicht unnahbar in Weimar säße, liebste Rahel, und wenn er nicht siebzig zählte, ich müßte in der Tat eifersüchtig sein,“ bemerkte Varnhagen von Ense.

„Die Jahre gehen spurlos an ihm vorüber,“ meinte Rahel schwärmerisch.

In diesem Augenblicke meldete Albert:

„Herr Robert Markus und Frau Friederike!“

„Daß mich doch alles an ihn mahnt,“ seufzte da die Rahel, „Friederike, Sesenheim!“

Dann ging sie auf ihren Bruder und ihre Schwägerin zu und reichte beiden ein wenig huldvoll die Hand.

„Schon wieder bei Goethe,“ scherzte Robert Markus, „geistreiche Schwester?“

„Ich würde jede Stunde meines Lebens, in der ich nicht bei ihm verweilte, als eine verlorene betrachten, lieber Bruder!“

„Sie sehen aber heute entzückend aus, Frau Markus," redete Elise von Hohenhausen die soeben Eingetretene an, „entzückend, ich möchte sagen, wie die Mignon im Meister!"

„Sie könnten mich besser mit der Recha in Lessings Nathan vergleichen, teuerste Freundin," scherzte die Markus.

Und die Rahel zuckte die Achseln und meinte:

„Was ist wohl Lessing gegen ihn?"

Jetzt trat eine Gruppe von Herren in den Salon.

„Ach, da ist ja Professor Gans!"

Die Freifrau eilte auf ihn zu und begrüßte ihn überschwänglich, „und auch Sie, mein lieber Bendavid, geben mir heute die Ehre, und ..." sie machte einen tiefen Knicks ... „der Meister ... Herr von Chamisso!"

„J'ai l'honneur, Madame!"

„Nein, wie herrlich die Sprache Voltaires aus dem Munde des großen Dichters und Weltreisenden klingt, berauschend!"

Die Diener reichten den Tee.

„Herr Professor Friedrich von Schlegel und Frau Gemahlin aus Wien!" meldete Albert.

„Ich bin unsagbar stolz, den aus Wien hergereisten Dichter der Lucinde bei mir zu sehen," bemerkte Elise, sich tief vor Schlegel und dessen Gemahlin verneigend. „Und Sie ebenfalls begrüßen zu dürfen, des großen Mendelssohns große Tochter!"

„Doch da kommt ja auch unser zwingender Kanzelredner und Hofprediger Herr Professor Schleiermacher!"

Der Salon füllte sich.

Noch einmal brach Elise von Hohenhausen in enthusiastisches Entzücken aus, als Alexander von Humboldt an der Seite seines Bruders Wilhelm erschien.

„Können wir nun beginnen?" fragte die Rahel.

„Ich erwarte noch Seine Königliche Hoheit den Prinzen Louis Ferdinand, beste Freundin! Er ist so ausgesprochener Verehrer der romantischen Dichtung. Und dann...

Ich habe heute noch eine ganz besondere, eine exquisite Überraschung für meinen ästhetischen Tee!"

„Sie machen mich ungemein gespannt, beste Freundin!"

Da trat der Prinz, in Begleitung des Generals Marwitz und Professor Brinkmanns, ein.

„Jetzt leuchtet ja des Hofes Sonne," sagte die Rahel ein wenig spitz.

Die Herren bildeten alsbald einen Kreis um Seine Königliche Hoheit, der so etwas wie Cercle abzuhalten schien.

Und fast unbemerkt war auch eben Harry in den Salon getreten. Er ging auf Elise von Hohenhausen zu, an deren Seite die Rahel stand.

„Gut, daß Sie endlich da sind, heute sollen Sie glänzen!"

Harry geriet ein wenig in Verlegenheit. Doch rasch faßte er sich:

„Ich kann Ihnen nur mit den Worten aus Goethes Tasso dienen, gnädigste Freifrau!"

„Mit welchen Worten des Tasso?"

„Mit Goethe, nein, das ist wirklich zu lieb von Ihnen, mit Goethe!" schwärmte die Rahel.

„Ja, geistreichste Frau des Universums, mit Goethe!" erwiderte Harry und verneigte sich tief vor der Rahel.

„Das ist entzückend, wie Sie mich da nennen, Herr Harry, gewählt!"

„Und verdient, Beherrscherin des Pindus, Priesterin des Göttlichen in Weimar, mit dem ich Ihnen jetzt aufwarte!"

Und indem seine Hand über den Salon der Freifrau Elise von Hohenhausen wies, wo sich so viele Größen seiner Zeit ein Stelldichein gegeben hatten, sagte er:

„Als unerfahrener Knabe kam ich her,
In einem Augenblick, da Fest auf Fest
Ferrara zu dem Mittelpunkt der Ehre
Zu machen schien!

Lassen Sie die Blicke Ihrer wunderbaren Augen durch den Salon schweifen, geistreichste Frau des Universums, ist es nicht wie dort:

> Es saßen dort gedrängt die schönsten Frauen,
> Gedrängt die ersten Männer unserer Zeit!"

„Sie sind ein Schmeichler," bemerkte die Rahel. „Aber Sie werden heute noch im Ernste daran glauben müssen, Herr Harry! Denn, wenn ich meine Freundin, die Freifrau Elise von Hohenhausen, vorhin richtig verstanden habe, dann hat sie heute nur auf Sie gewartet, dann hat sie es heute auf Sie abgesehen, und Sie müssen sich zusammennehmen, vor diesem erlesenen Kreise zu bestehen, nachdem man eben über Goethe und dessen „Westöstlichen Divan" debattiert hat!"

„Ich werde mir alle Mühe geben!"

„Tun Sie das!"

Die Rahel näherte sich der Gruppe, in der Seine Königliche Hoheit noch immer den Mittelpunkt bildete.

Elise nahm Harry zur Seite und flüsterte ihm zu:

„Haben Sie das Manuskript bei sich?"

„Ich habe Ihnen die Lieder mitgebracht, gnädige Frau, und das Fragment des Almansor und die Niederschrift des Ratcliff!"

„Lesen Sie die Lieder oder lesen Sie wenigstens einen Teil der Lieder! Noch zittert alles in mir nach von dem, was Sie mir neulich gezeigt haben!"

Elise ging auf die Gruppe zu, die sich um Seine Königliche Hoheit gebildet hatte. Sie bat nun, auf den an den Wänden des Salons stehenden Stühlen Platz zu nehmen, da sie das Vergnügen habe, den Herrschaften einen neuen Dichter vorzustellen.

Es dauerte eine Weile, bis alles in Ordnung war, bis alles saß und die nötige Ruhe herrschte. Das Geklapper der Löffel verstummte. Harry stand in der Mitte des Salons, die Blätter, die er mit seinen zierlichen Buchstaben bedeckt hatte, in den zitternden Händen.

Plötzlich nahmen seine Augen einen ganz seltsamen Glanz an. In weite Ferne schienen sie zu schweifen, als ob er den Salon und den erlesenen Kreis, vor den ihn seine hohe Gönnerin hier gestellt, ganz übersähe, so kam es allen Anwesenden vor, und wie Musik kam es von seinen Lippen:

Auf Flügeln des Gesanges,
Herzliebchen, trag' ich dich fort,
Fort nach den Fluren des Ganges,
Dort weiß ich den schönsten Ort.

Dort liegt ein rotblühender Garten
Im stillen Mondenschein,
Die Lotosblumen erwarten
Ihr trautes Schwesterlein!

Die Veilchen kichern und kosen
Und schau'n nach den Sternen empor,
Heimlich erzählen die Rosen
Sich duftende Märchen ins Ohr.

Es hüpfen herbei und lauschen
Die frommen, klugen Gazell'n,
Und in der Ferne rauschen
Des heiligen Stromes Well'n.

Dort wollen wir niedersinken
Unter dem Palmenbaum,
Und Lieb' und Ruhe trinken
Und träumen seligen Traum!"

„Indien," sagte Professor Friedrich von Schlegel, nachdem Harry geendet, vor sich hin, „Indien, Dorothea, wie es in meinem Innersten lebt!"

Alles schwieg. Harry hatte das Blatt, das er in der Hand hielt, umgewandt, und als ob ihn die alle da, die wie gebannt seinen Versen lauschten, nicht das geringste angingen, selbst völlig beherrscht, wie berauscht von der Me-

Lobie dieser seiner Lieder, wie man sie noch nie im Walde deutscher Dichtung gehört hatte, fuhr er fort:

Die Lotosblume ängstigt
Sich vor der Sonne Pracht,
Und mit gesenktem Haupte
Erwartet sie träumend die Nacht.

Der Mond, der ist ihr Buhle,
Er weckt sie mit seinem Licht,
Und ihm entschleiert sie freundlich
Ihr frommes Blumengesicht.

Sie blüht und glüht und leuchtet
Und starret stumm in die Höh',
Sie duftet und weinet und zittert
Von Liebe und Liebesweh!"

Wie leises Seufzen kam es von den Lippen der Rahel, als Harry geendet.

„Das ist unerhört, beste Freundin," flüsterte sie Elise ins Ohr.

„Noch nie dagewesen, unerhört! Das größte Talent, das mir noch begegnet ist!"

„Nicht wahr," erwiderte Elise von Hohenhausen stolz, „nicht wahr, ich habe Ihnen nicht zu viel versprochen?"

Und Harry, dessen Blicke, anstatt durch den Salon der Elise von Hohenhausen, in dem er sich in der Tat befand, durch Indien schweiften, rezitierte nun mit anschwellender Stimme:

„Verlaß' Berlin mit seinem dicken Sande,
Und dünnem Tee und überwitzigen Leuten,
Die Gott und Welt und, was sie selbst bedeuten,
Begriffen längst mit Hegelschem Verstande.

Komm' mit nach Indien, nach dem Sonnenlande,
Wo Ambrablüten ihren Duft verbreiten,
Die Priester leise zu dem Ganges schreiten,
Andächtig in dem weißen Festgewande.

Dort, wo die Palmen weh'n, die Wellen blinken,
Am heiligen Ufer Lotosblumen ragen
Empor zu Indras Burg, der ewig blauen
Dort will ich gläubig vor dir niedersinken
Und deine Füße drücken und dir sagen:
Madame! Sie sind die schönste aller Frauen!"

Während Harry die beiden letzten Zeilen gesprochen, war plötzlich der Ausdruck der Entgeisterung aus seinem Gesichte geschwunden. Ein unbeschreiblich spöttisches Lächeln hatte sich um seine Mundwinkel gelegt und nach Schluß des Gedichtes warf er sich Elise von Hohenhausen zu Füßen.

Ein befreiendes Lachen war die Antwort.

Friedrich von Schlegel, seines Bonner Lehrers Bruder, trat nun an ihn heran.

„Haben Sie noch mehr solcher herrlicher Kunstwerke auf Lager, junger Freund?" lautete seine Frage.

Und Harry, der wieder aufgesprungen war, sagte lachend:

„Gewiß, Herr Professor, ich habe einen ganzen Kopf voll konfiszierlicher Bücher!"

Auch Schlegel, der gern alles von der wissenschaftlichen Seite nahm, mußte nun herzlich lachen.

Er wandte sich an die Hohenhausen und meinte:

„Sie haben mich in der Tat hier in Berlin mit einer Sehenswürdigkeit bekannt gemacht, wie wir mit einer solchen in Wien nicht aufwarten können."

„Das glaube ich auch, Herr Professor," erwiderte die Hohenhausen.

„Aus ihm wird noch der deutsche Byron, verlassen Sie sich darauf!"

„Nach solchen Proben zu schließen, allerdings."

Da näherte sich Seine Königliche Hoheit.

Er wollte dem jugendlichen Dichter seine allerhöchste Anerkennung zum Ausdruck bringen.

„War wirklich sehr nett, ganz hübsch, teuerste Freifrau,"

wandte er sich an Elise. „Wo ist denn dieser Herr Studiosus, der so famos . . .“

Harry war verschwunden.

Kritische Bemerkungen über seine Gedichte konnte er nicht vertragen, Lob kaum, und Tadel schon gar nicht. Und so war er unversehens entschlüpft.

Er befand sich schon auf dem Wege zu Lutter und Wegeners Weinstube in der Behrenstraße, fast schräg gegenüber dem kleinen Hause, in dem er selbst wohnte. Dort fühlte er sich wohler, als auf den ästhetischen Tees, wo man ihn ausstellen wollte. Dort traf er gleichgesinnte Freunde, die wie er mit dem Rechte der Jugend über alles den Stab brachen. Und den Goethe-Enthusiasmus, wie ihn des Universums geistreichste Frau ausgebildet hatte, den schätzte er im Grunde seines Herzens als das ein, was er in der Tat war.

Zunächst geriet Elise von Hohenhausen über Harrys Flucht in einige Verlegenheit. Zumal, da doch Seine Königliche Hoheit nach ihm verlangt hatte.

Bald aber brach sie in ein herzliches Gelächter aus.

„Das ist wohl eine Eigenheit der Jugend,“ meinte sie, daß die ihr Herz nicht gern entblößt und wenn sie es dennoch getan hat, dann entflieht sie!“

„Oder, sagen wir mit Schiller . . .“

„Schiller!“ wiederholte die Rahel beinahe verächtlich.

Aber die Hohenhausen beharrte:

„Ja, mit Schiller! Wenn du das große Spiel der Welt gesehen, dann kehrst du heiter in dich selbst zurück!“

XVII.

Nach Schluß des Schauspiels pflegte sich der große Ludwig Devrient in der Behrenstraße bei Lutter und Wegener einzufinden. Er hatte seinen Stammtisch in der Nähe des nach der Hofseite des Lokals gelegenen Fensters, wo das alte, mit dunkelrotem Rips überzogene Sofa stand. Eine berühmte Weinecke, weil hier allabendlich nach dem Theater Zusammenkunft der „Kraftgenialischen" war.

Schon seit der früh hereingebrochenen Dämmerstunde des heutigen grauen Wintertages saß hier eine in sich zusammengesunkene Gestalt und trank einen Schoppen französischen Rotwein nach dem anderen. In den großen Augen dieses Mannes mit dem todbleichen Gesichte flimmerte das unheimliche Feuer des Schwerkranken, das schon bedenklich an die Flamme des Irrsinns gemahnte. Neben dem Sofa, in der Ecke am Fenster, lehnten zwei Krücken, auf denen sich der Unglückliche aus seiner am Gendarmenmarkt gelegenen Wohnung hierhergeschleppt hatte.

„Gnom," sagte er eben mit seiner immer heiseren Stimme. „der Schoppen ist schon wieder leer. Ich möchte jetzt eine Ausgabe von Herrn Lutters kleinem Katechismus."

Vom Ofen, in dem das Feuer prasselte, kroch ein kleiner Buckel heran.

„Eine famose Acquisition hat Magister Lutter an dir gemacht, Bürschchen," vernahm man nun wieder die heisere Stimme. „Wie du aussiehst, Kerlchen, wie ein Alraun, der eben der Zauberwurzel in mondbeglänzter Nacht aus Meister Rübezahls Reich entlaufen ist. Also voran, eine Ausgabe von Magister Lutters kleinem Katechismus!"

„Das ist der Beaujolais, den Herr Musikdirektor Hoffmann meinen," flüsterte der kleine Buckel mit einem Stimmchen, das an den Ton einer verstimmten Kindertrompete erinnerte.

Hoffmann lachte. Es war ein von Husten unterbrochenes, krankhaft nervöses Lachen, in das er ausbrach.

„Natürlich den Beaujolais, des Teufels Elexier könnte ich ihn auch nennen. Schade, daß ich nicht früher deine Bekanntschaft gemacht habe. Du hättest in meinen Spukgeschichten ein Röllchen bekommen, Freundchen, jetzt ist es freilich zu spät."

Er machte den vergeblichen Versuch, sich zu erheben.

„Soll ich dem Herrn Musikdirektor behilflich sein?" fragte der kleine Buckel.

„Du . . nein . . das dürfte dir schwerlich gelingen! Laß' nur, die Leute schauen herüber und das ärgert mich. Du kannst Magister Lutter fragen, vor sechs Wochen, nein, noch keine sechs Wochen sind das her, da ist es noch ganz ordentlich gegangen, das nimmt rapide zu, Gnom, ganz rapide, von Woche zu Woche darf ich das jetzt beobachten, wie das rapide zunimmt."

„Der Herr Musikdirektor sind sehr krank?" fragte der kleine Buckel und in dem Tone seines Stimmchens lag in der Tat herzliche Teilnahme.

„Das mag schon sein, Gnom, das mag schon sein, die Herren Mediziner nennen das tabes dorsalis, und das kommt vom Wein, sagt man, und vom vielen Zinderadada . . . Aber . . na prosit . . . Die Stunde wird wohl nicht mehr fern sein, wo ich mir das schöne Berlin und das herrliche Leben nur noch aus der Fensterperspektive betrachte . . . Doch, kommt da nicht Herr Grabbe?"

„Sie haben recht, Herr Musikdirektor, Herr Schauspieler Grabbe sind soeben eingetreten."

„Laß' ihn diese Titulatur nicht hören, Gnom! Er ist ein Genie, ein Dichter, er war einmal Schauspieler . . Er will das Theater reformieren und den Schiller von seinem Piedestal herunterschmeißen!"

Mit langen Schritten ging ein junger Mensch, der einen alten, zerschlissenen Mantel trug, auf die Fensterecke zu.

„Guten Abend, Genie!“

„Guten Abend, Kater Murr! Na, wie immer Nummer 63, aber heute eine Ganze, Gnom!“

„Sie haben's gut vor!“

„Hab' ich auch! Die Sache muß endlich 'mal anders werden. Hab' 'ne Idee ausgeheckt, Kater Murr! Der Staat soll sich jetzt für die Genies der Bühne und der Literatur interessieren! Ich habe ein Memorandum aufgesetzt, das Ihr heute abend alle unterschreiben sollt! Das werde ich dem Devrient versetzen!“

„Ha, ha,“ lachte der Musikdirektor, und das klang wie das Krächzen einer Krähe, die an kaltem Winterabend dem unwirtlichen Walde zufliegt. „Hat sich was, der große Ludwig, der versäuft seine Gage, obwohl er wie kein zweiter in der Wolle sitzt, und pfeift auf das Genie! Was soll denn der geniale Ludewig mit deinem Memorandum?“

„Dem Brühl soll er es überreichen! Ueber die Misère des gegenwärtigen Theaters spreche ich darin. Der Schiller muß von der Bühne herunter, und der Kotzebue muß 'runter und alle, alle müssen sie herunter! . .“

„Und der Dietrich Grabbe muß drauf!“ höhnte Hoffmann. „Wo bist du denn gewesen, ehe du heute so zu Lutter und Wegener kommst?“

„Durch die Linden bin ich gebummelt, Kater Murr!“

„Und in welche Kneipe bist du gefallen?“

„In keine!“

„So wie du kann doch ein nüchterner Mensch nicht sprechen, als ob man den Schiller, den Bramarbas, von dem Theater herunterholen könnte. Dort hängt der Zettel. Was spielt der große Ludwig heute drüben im Schauspielhaus, was spielt er heute, sieh den Zettel an, Grabbe, den Franz Moor spielt er, und er wird ihn spielen bis zu dem Tage, an dem er sich zu Tod gesoffen hat!“

Unwillig hatte sich Grabbe seines Mantels entledigt. Nun saß er Hoffmann gegenüber und schlürfte von seiner Nummer

63! Das war ein schwerer Rüdesheimer, den er sich von Magister Lutter hatte zurückstellen lassen.

Der Gnom näherte sich mit einem Zettel.

„Was hast du, Gnom?"

„Der Herr Lutter haben mir gesagt!"

„Die Rechnung! Was, 77 Taler und 75 Groschen .... Schon wieder so viel? Sage dem Magister Lutter, wenn mein neues Trauerspiel die Bühne des Königlichen Schauspielhauses unter Brühl's Szepter ..."

„Das habe ich Herrn Lutter schon einmal in der vorigen Woche gesagt, Herr Grabbe," hüstelte der Gnom. „Aber Herr Lutter glaubt das nicht, er schickt mich wieder mit der Rechnung! ..."

„Dann weiß ich freilich nicht ... Doch da kommt ja der Harry!"

In angeregtester Stimmung betrat Harry das Lokal.

„Kannst du mir nicht mit einem lausigen Hunderttalerschein aushelfen, Harry?" rief Grabbe dem eintretenden entgegen.

Und Harry, der gerade heute ... man war in den ersten Tagen des Januar ... von Onkel Salomon seinen Jahreswechsel erhalten hatte, griff in die Tasche und zog einen funkelnagelneuen Hunderttalerschein Hamburger Herkunft hervor!

„Da," sagte er in dem gleichgültigsten Tone der Welt, mit einer saloppen Handbewegung, „da, Grabbe, weil man heute in Berlin drauf und dran ist, das wahre Genie zu erkennen! Bei der Hohenhausen hätten sie mich eben beinahe zum Dichterfürsten ausgerufen! Aber die Sache war mir peinlich. Ich habe mich gedrückt! Es waren mir nämlich zu viel Juden da!"

Grabbe brach über diese Bemerkung Harrys in ein unbändiges Gelächter aus, und den Schein in seinen Händen schwingend, rief er mit einer Stimme, die durch das ganze Lokal dröhnte:

„Gnom, können Sie mir hundert Taler wechseln? He, Gnom, noch eine zweite Numero 63!“

„Ist der Devrient noch nicht da?“ forschte Harry.

„Die Räuber können noch nicht zu Ende sein,“ sagte Hoffmann.

„Schiller und immer wieder Schiller, es kann unsereinem bald übel werden,“ schimpfte Harry.

„Ich habe schon lange ganz im geheimen darüber gekotzt, Harry,“ versicherte Grabbe. „Was hältst du denn von meiner Idee, ich habe ein Memorandum aufgesetzt, das Ihr alle unterschreiben sollt, das soll Devrient dem Intendanten Brühl überreichen, und wenn er das nicht tut, dann geht es an Seine Königliche Hoheit den Kronprinzen selbst, damit endlich einmal das deutsche Theater aus den Klauen dieses längst begrabenen Herrn Hofrats von Schiller befreit werden kann!“

„Das unterschreib' ich!“ rief Harry. „Auch ich habe heute mit dem großen Ludwig ein Hühnchen zu rupfen!“

„Bis Ihr mit dem Devrient zusammentrefft, wird wohl noch reichlich ein Stündchen vergehen. Erlaubt Ihr also, daß ich Euch erzähle, was mir in dieser Nacht in meiner Wohnung leibhaftig passiert ist?“ bemerkte nun Hoffmann.

Er goß sich wieder ein Glas ein.

„Wir sind gespannt, Kater Murr,“ sagte Grabbe.

Und auch Harry versicherte, ganz Ohr zu sein.

Eben wollte Hoffmann beginnen, da traten Uechtritz und Köchy in das Lokal.

Sie nahmen sofort an dem Stammtisch Platz. Sie übersahen die Situation, denn die sonst so schlaffen Gesichtszüge des Musikdirektors zeigten auf einmal seltsames Leben, und das war immer der Fall, wenn der eine seiner gruseligen Gespenstergeschichten zu erzählen hatte. Dicht rückten sie alle zueinander, denn Hoffmann sprach leise und durch seine Stimme zitterte, wie Harry sich ausdrückte, das Grauen vor dem an die Türe seiner Wohnung pochenden Tode. Der

Gnom brachte noch rasch den beiden Angekommenen einen Schoppen von den ihm wohlbekannten Nummern. Dann lagerte sich tiefe Stille über den Stammtisch der „Kraftgenialischen“ und Hoffmann begann:

„Also, es war gestern abend gegen Mitternacht. Ich saß allein in meiner Arbeitsstube und hatte eben, mein Sessel steht doch, wie Ihr wißt, dicht am Kamin, das Feuer mit der Zange geschürt, da klopfte es dreimal rasch hintereinander an die Tür.“

„Das haben Sie geträumt, Herr Musikdirektor. Wer soll denn um Mitternacht noch an Ihre Türe pochen, und auch noch dreimal hintereinander? Sie hatten gewiß wieder einmal zu viel Morphium genommen, warf Köchy, der den Kranken immer beruhigen wollte, dazwischen.

„Das habe ich durchaus nicht geträumt,“ sagte Hoffmann mit sehr fester Stimme, „ich leide durchaus noch nicht an Halluzinationen, so weit ist es mit meiner wegen Tabes dorsalis erworbenen Morphiumsucht durchaus noch nicht! Also, dreimal rasch hintereinander pochte es an meine Tür. Ich rief herein. Die Tür öffnete sich und auf der Schwelle stand, den Hut in der Hand, ein äußerst elegant gekleideter Herr, der fragte:

„Bin ich hier richtig bei Herrn Musikdirektor Hoffmann?“

„Der bin ich,“ erwiderte ich, „womit kann ich Ihnen dienen?“

„Ich wäre aufgestanden und hätte den Elegant hereinkomplimentiert, aber Ihr wißt ja alle, wie schwer mir das Aufstehen fällt. Deshalb winkte ich ihm nur einfach, doch näher zu treten. Das tat er denn auch bereitwillig und setzte sich wie ein alter, guter Freund auf einen Stuhl, den er sich ohne weitere Aufforderung aus der Ecke des Zimmers geholt hatte. Und dann sagte er: Ich dächte, daß wir alte Bekannte seien, Herr Musikdirektor! Ich sah ihn scharf an. Bedauere sehr, antwortete ich nach einer Weile. Ich wüßte

in der Tat nicht, wo Sie mir schon einmal vorgestellt worden wären. Der Elegant schwieg. Eine Weile sah er vor sich nieder auf den dunkelroten Teppich, der in meiner Arbeitsstube liegt, und zog auf diesem mit dem zierlichen Spazierstöckchen, das er in seinen Händen hielt, Kreise. Dann räusperte er sich und fragte: Erinnern Sie sich denn nicht, Herr Musikdirektor, daß ich Ihnen schon einmal vor nahezu vierzehn Jahren meine Visite gemacht habe? Vor nahezu vierzehn Jahren, warten Sie einmal, wo bin ich denn eigentlich vor vierzehn Jahren gewesen? Das war in Bamberg, Herr Musikdirektor, kurz nach dem Zusammenbruch des dortigen Theaters. Richtig, richtig, bemerkte ich und nahm meinen Mann scharf aufs Korn. Und in diesem Augenblicke geschah etwas ganz Seltsames. Es war mir, als wenn in dem Gesichte meines Besuches eine unheimliche Veränderung vor sich gegangen sei. Ich sah kein Fleisch mehr auf seinen Knochen und das Spazierstöckchen in seinen Händen hatte sich in eine Sense verwandelt. Doch der Spuk war sofort wieder verflogen, als er mit seiner liebenswürdigen Stimme noch einmal fragte: Sie müssen sich doch daran erinnern, Herr Musikdirektor, wenn ich nicht sehr irre, dann hatten Sie mir damals sogar eine kleine Einladungskarte geschrieben. Und da fiel es mir ein. Wie darf ich Sie nennen, Verehrtester, fragte ich nun, wohl Herr Doktor, da Sie so manches mit Ihren Kollegen von der medizinischen Fakultät gemeinsam haben, und so oft in deren Begleitung erscheinen, dürfte Ihnen dieser Titel wohl der sympathischste sein? Nennen Sie mich nur getrost Herr Doktor, wenn Sie mit diesem Titel den Helfer in der Not bezeichnen wollen, Herr Musikdirektor! Ich erinnere mich noch ganz genau, Sie hatten mir damals eine kleine Einladungskarte geschrieben, die in Bamberg in Gestalt einer Pistole auf Ihrem Schreibtisch lag. Gewiß, gewiß, sagte ich, jetzt fällt mir ja auch alles wieder ein, ich war ja nach dem Zusammenbruch des Theaters dem Verhungern nahe, damals war das wohl der Fall.

daß ich Ihnen die kleine Einladungskarte schrieb, Herr Doktor? Ganz recht, Herr Musikdirektor, ich wußte ja gleich, daß Ihnen das wieder einfallen würde, meinte er in einem Tone, als ob es an ihm wäre, meine Vergeßlichkeit zu entschuldigen. Aber Sie verzeihen jetzt. Er erhob sich. Ich bin nämlich heute nur auf der Durchreise in Berlin und fahre ohne Gepäck. Ich atmete auf. Ganz wie Sie wünschen, verehrter Herr Doktor! Er hatte sich schon wieder der Tür genähert, da bemerkte er ganz beiläufig: Ich denke im Sommer wieder in Berlin zurück zu sein, Herr Musikdirektor, es kann Juni werden, oder auch Juli, spätestens Ende Juli, ich wünsche Ihnen eine gute Nacht! Mit diesen Worten war er verschwunden. Da trat mein alter Diener in das Zimmer und meinte: Aber mit wem sprechen Sie denn, Herr Musikdirektor? Es ist doch kein Mensch da, Sie haben sich gewiß während meiner Abwesenheit und unerlaubt eine Morphiuminjektion gemacht, daß Sie jetzt mit Ihren vier Wänden reden. Sie haben wohl geschlafen, Johann, erwiderte ich. Haben Sie den eleganten Herrn denn nicht gesehen, der mir soeben seine Aufwartung gemacht hat? Er versprach mir, im Sommer dieses Jahres wieder zu kommen. Mein alter Johann schüttelte mit dem grauen Kopfe und wiederholte noch einmal, daß das alles nur die Folge des übertriebenen Morphiumgenusses sei. Dann half er mir beim Aufstehen und ich ging zu Bett."

Hoffmann schwieg.

Auch die andern fanden auf diese Geschichte kein Wort der Erwiderung. Und als sich eine peinliche Stille über die Tafelrunde legte, rief Hoffmann:

„Gnom, noch einmal die kleine Ausgabe von Luthers Katechismus." Dann lehnte er sich gegen den an seiner Seite sitzenden von Uechtritz und flüsterte diesem ins Ohr:

„Ich habe nämlich gestern meinen alten Sanitätsrat ins Gebet genommen und nach langem Hin und Her hat er mir gestanden, daß es höchstens noch fünf bis sechs Monate

dauern kann. Da ist es doch nicht weiter wunderbar, wenn man um Mitternacht einen solchen Elegant als Besuch empfängt. Was ist Ihnen denn, Harry?"

Harry stierte vor sich hin.

„Der Liederdichter ist für meine Geschichten wohl zu empfindsam?" spottete nun der Musikdirektor.

„Das nicht," lautete Harrys Antwort. „Ich muß aber sagen, daß mich solche Geschichten auf Schritt und Tritt wochen- und monatelang verfolgen, und dann . . ."

„Und dann . . .?"

„Ich leide wieder an meinen vermaledeiten Kopfschmerzen. Und die, wissen Sie, Herr Musikdirektor, die kommen mir manchmal ganz seltsam vor, die sind gar nicht wie gewöhnliche Kopfschmerzen, die sitzen im Hinterhaupte und strahlen manchmal über den Nacken aus!"

„Ach was, setzen Sie sich Grillen in den Kopf, Harry, Sie sind gesund wie ein Fisch im Wasser!"

„Ich will es hoffen und wünschen, Herr Musikdirektor!"

Da trat Ludwig Devrient ein.

Mit fliegenden Schritten eilte er auf den Stammtisch zu.

„Sekt, Gnom!" rief er schon von weitem, „Sekt! Reicht mir das Getränke Shakespeares! Jetzt bin ich Falstaff!"

„Wie war's im Schauspiel?" forschte Grabbe.

Und Harry rief:

„Sind die Menschen noch immer in diese Räuber vernarrt? Ich habe Ihnen meinen Almansor mitgebracht, Devrient, kann's hier nicht sein, dann vielleicht in Braunschweig, wovon Sie neulich gesprochen haben!"

„Ja, junger Freund, mit Brühl wird das wohl eine schlechte Sache sein! Aber am Ende geht es bei Klingemann. Ich sprach Ihnen schon neulich davon, und ich werde meinen Einfluß am Braunschweiger Hoftheater geltend machen."

Harry sprang auf. Voll Enthusiasmus schüttelte er dem großen Mimen die Hand. Das Ziel aller seiner Wünsche, der Stolz seiner Dichterträume: Die öffentliche Aufführung

des Almansor, mit der er den höchsten Lorbeer, den des dramatischen Dichters, zu erringen hoffte!

„Und mich haben Sie wohl ganz vergessen, bester Devrient?“ fuhr gleich Grabbe dazwischen.

Devrient hatte auf dem Sofa neben Hoffmann Platz genommen. Der Gnom servierte den Sekt. Devrient schenkte die Kelche voll. Er erhob sich. Welcher Unsterblichen, Kinder, sagt der große Goethe ... soll der Preis sein?“

„Der Kunst, der dramatischen Kunst!“ schrien sie alle wild durcheinander. Nur Grabbe schwieg.

„Keiner Unsterblichen, dem Genie, Devrient,“ sagte er ernst.

Devrient schien gar nicht hinzuhören.

„Kinder, das war heute wieder eine Rolle! Und ganz neu, funkelnagelneu, sag' ich Euch, hab' ich den Moor heut' gefaßt. Das war ein einziger Schauer im Theater bei den Worten: Meer, gib deine Toten, Land, gib deine Toten! So was hat Berlin noch nicht erlebt! Die Sonntag von der Oper ist ein Meßtrompetchen gegen Ludwig Devrient! Prosit, Kinder!“

Es war der vierte Kelch, den er in den wenigen Minuten, die er hier weilte, leerte. Und der Gnom schleppte schon die vierte Flasche heran.

„Hier,“ sagte Grabbe da ganz unvermittelt, und dann rief er: „Gnom, Feder und Tinte!“

Er hatte sein Memorandum vor Devrient auf den Tisch gelegt.

„Unterzeichne das im Namen des geflissentlich unterdrückten Genies, wenn es dir mit deiner Kunst ernst ist, Devrient, und überreiche es dem Brühl! Lies und unterschreibe!“

„Wir spielen hier nicht den Wallenstein, Grabbe, der steht erst in der nächsten Woche auf dem Repertoire der Königlichen Hofbühne, daß ich mich veranlaßt sähe, etwas zu unterzeichnen, von dem es nachher heißt, daß man vor Tische anders las!“

„Schiller und immer wieder Schiller!" knirschte Grabbe.

„Unterzeichne!"

„Was ist es denn eigentlich?"

„Mein Memorandum über die Lage des Genies im Seiner Majestät Königreich Preußen. Wenn du es nicht dem Brühl überreichen willst, dann geht es direkt an Seine Königliche Hoheit den Kronprinzen."

„Bei dir ist wohl eine Schraube los, Grabbe?" sagte nun Devrient und drehte sich ostentativ um.

„Dann unterschreibe es allein, wenn Devrient nicht will, Grabbe," meinte Harry, „und sende es direkt an den Kronprinzen!"

„Das werde ich in der Tat tun, wenn Ihr denn wirklich alle zu feige seid, für meine große Sache einzutreten!"

„Zeig' einmal den Wisch her!" sagte jetzt Devrient ganz von oben herab, „ob ich ihn überhaupt dem Brühl vorlegen kann?"

Er nahm das Blatt aus Grabbes Händen entgegen und überflog es. Als er zu Ende gelesen, lachte er hell auf.

„Das ist in der Tat mehr, noch viel mehr, als ich von Dietrich Grabbe erwartet hatte, diese Erklärung am Schlusse, die ist einfach ideal! Der Herr spricht nämlich von sich selbst!" Und er las:

„Viele nannten mich genial! Ich weiß indes nur, daß ich wenigstens ein Kennzeichen des Genies besitze: Den Hunger!"

„Bringen Sie ihm auf meine Kosten ein Lachsbrötchen, Gnom!"

„Ich nehme dankend an, Devrient, denn ich habe in der Tat, so wie ich dasitze, noch nichts zu Abend gegessen! Und das Schreiben geht mit meiner Unterschrift, so wie es ist, an den Kronprinzen!"

Es war zwanzig Minuten nach drei, als sich die Mitglieder der berühmten Tafelrunde bei Lutter und Wegener endlich trennten.

XVIII.

Harry befand sich in großer Aufregung. Von Klingemann, dem Generaldirektor des Braunschweiger Hoftheaters, war ein Schreiben eingelaufen, das ihm die Annahme seines Almansor meldete. Trotzdem er sich mit dem reichen Onkel in Hamburg ausgesöhnt hatte und dieser ihm großmütig einen jährlichen Wechsel von vierhundert Talern zugestanden, befand er sich, wie fast immer, in Geldnot. Nun galt es, sich in aller Eile die nötigen Barmittel zu verschaffen, um die immerhin kostspielige Reise von Berlin nach Braunschweig zu der Première seines ersten Stückes antreten zu können. So setzte er sich denn fast atemlos, in fieberhafter Erregung an seinen Schreibtisch und verfaßte ein langes Schreiben an Onkel Salomon, in dem er diesem die Situation und die glänzende Aussicht, seinen Neffen demnächst als gefeierten Bühnendichter und Konkurrenten Schillers begrüßen zu dürfen, auseinandersetzte. Die Antwort des Onkels ließ lange auf sich warten. Endlich kam sie. Es war eine Absage, ja, mehr als das, der Brief enthielt wieder einmal die bittersten Vorwürfe.

Er habe bereits mehr als er verantworten könne und als für Harry selbst gut sei, für den Neffen getan, hieß es in diesem Schreiben. Allen Versprechungen und Versicherungen zum Trotz treibe er es in Berlin noch schlimmer, als in Bonn und Göttingen, vernachlässige sein juristisches Brotstudium, verkehre in ästhetischen Salons und, was noch anstößiger sei, mit heruntergekommenen Literaten und Komödianten, und so sehe er sich genötigt, in diesem Falle seine Hilfe zu versagen, ja sogar ihm anzudrohen, wenn er sich nicht bald besinne, seine Hand völlig von ihm abzuziehen!

Mit einer unnachahmlich verächtlichen Handbewegung warf Harry diesen Wisch in die hinterste Ecke der Stube mit den

rotseidenen Vorhängen in der Behrenstraße. Er pfiff vor sich hin. Dann fuhr er aber doch zwei-, dreimal nachdenklich durch sein volles, gewelltes, lichtbraunes Haar und murrte vor sich hin: „Recht hat der alte Manichäer ja in einem Teile, die verdammte Bande bei Lutter und Wegener hat ihn schon ein Heidengeld gekostet!"

Und dann wühlte er in der Schublade seines Schreibtisches, wo in wüstem Durcheinander auf kleinen Wischen und Zetteln all' die Lieder lagen, die er im Laufe der Jahre und Monde in Bonn, Göttingen und Berlin in Erinnerung an Maly und Hamburg und das in Gestalt John Friedländers drohende Gespenst, niedergeschrieben hatte.

Einen dieser Zettel nach dem anderen entnahm er der Schublade. Es war schon ein tüchtiger Haufe, aus dem sich wohl ein kleines Buch zusammenstellen ließ, dachte er.

Er vertiefte sich in die Arbeit. Und beim Lesen und Durchfeilen seiner Gedichte, die ihm alle so sehr ans Herz gewachsen waren, hatte er Onkel Salomons Brief und Klingemanns Schreiben, sowie den Umstand, der eigentlich die Veranlassung zu dieser Durchsicht seiner Manuskripte war, beinahe vergessen. Es war tief in der Nacht, als er sich endlich vom Schreibtisch erhob, hinüber zu Lutter und Wegener zu gehen, um eine Kleinigkeit zu essen. Nachdem er vierzehn Tage ununterbrochen an der Durchsicht der Gedichte gearbeitet hatte, erschien er eines Morgens in der Wohnung des Professors Gubitz. Den hatte er neulich bei einer Soirée im Hause der Rahel kennen gelernt. Gubitz empfing ihn sehr freundlich. Er war der Herausgeber des „Gesellschafter", der gelesensten Zeitschrift in Berlin. Als Gubitz ihm einen Stuhl angeboten hatte und zu ihm sagte:

„Ich hatte neulich bei Herrn Legationsrat Varnhagen von Ense das Vergnügen, Herr Studiosus, womit kann ich Ihnen dienlich sein?" erwiderte Harry:

„Ich bin Ihnen noch völlig unbekannt, Herr Professor, will aber durch Sie bekannt werden!"

„Das ist ja sehr löblich, Herr Studiosus," meinte der elegante Herr mit dem feingeschnittenen Gesicht, dem man den Literaten und Aestheten der damaligen Tage ansah, „Herr Legationsrat Varnhagen von Ense und seine Frau, die geistreiche Rahel, haben mir schon viel Rühmenswertes von Ihrem poetischen Talente erzählt!"

Harry lächelte in gerechtem Stolze. Er erinnerte sich an jenen Abend bei seiner Gönnerin Elise von Hohenhausen, er wußte, daß Rahel und ihr Mann auf dem Gebiete der Literatur und Dichtung wohl maßgebend in dem damaligen Berlin genannt werden konnten. Dann ergriff er das Wort:

„Die Empfehlung von solcher Seite erleichtert mir mein Anliegen wohl ganz ungemein, Herr Professor! Ich habe Ihnen hier ... er zog das Paket mit den Manuskripten seiner Gedichte aus der Tasche seiner Samtjoppe ... eine Anzahl von, wie ich glaube, ganz neuartigen Gedichten mitgebracht. Ich möchte Sie bitten, Herr Professor, einen Blick in die Sachen zu werfen, mir einen Rat zu erteilen, wo ich die kleine Sammlung am besten in Buchform publizieren kann, und wenn möglich das eine oder andere der Gedichte im „Gesellschafter" zu bringen."

Und ganz leise fügte er hinzu:

„Ich bin nämlich augenblicklich in Geldverlegenheit, Herr Professor, und Herr Generaldirektor Klingemann in Braunschweig hat mein Drama Almansor zur Aufführung angenommen. Ich möchte zu der Première meines Stückes dorthin reisen!"

„Ihre Offenheit, junger Freund, berührt mich in der Tat sehr angenehm," meinte Gubitz. „Zumal, da Sie mir von meinem Freunde Varnhagen empfohlen sind. Ich muß Ihnen aber gleich sagen, daß der „Gesellschafter" nicht in der Lage ist, hohe Honorare für Gedichte zu zahlen, und daß das kaum für die Reise nach Braunschweig langen wird!"

„Ich sagte dem Herrn Professor schon, daß ich mich ja dazu entschließen würde, diese Gedichte, oder doch einen

Teil, in Buchform zu diesem Zwecke herauszugeben. Nennen Sie mir einen Verleger, Herr Professor!“

„Da kämen wohl nur die Maurersche Buchhandlung oder Dümmler in Betracht. Hören Sie, ich will Ihnen einen Vorschlag machen, Herr Studiosus! Lassen Sie mir die Gedichte ein paar Tage hier. Ich werde sie durchsehen, das mir für den „Gesellschafter“ passend Erscheinende aussuchen und Ihnen dann, wenn ich das für richtig halte, eine Empfehlung an die Maurersche Buchhandlung geben.“

„Ich danke Ihnen von Herzen, Herr Professor!“

Nach wenigen Tagen hatte Harry den sehr schmeichelhaften Bescheid des Professors Gubitz. Er hatte fast ein Dutzend der Gedichte für den „Gesellschafter“ ausgewählt und übersandte ihm sogar für diesen Abdruck ein Honorar von einem Louisdor. Zugleich wurde er aufgefordert, sich am folgenden Morgen in der Maurerschen Buchhandlung einzufinden.

Mit den größten Erwartungen machte sich Harry auf den Weg. Der Verleger war sehr entzückt, seine Bekanntschaft zu machen, sprach sich sehr lobend über diese ganz eigen- und neuartigen Gedichte aus und sagte schließlich, er sei bereit, das Büchlein zu verlegen.

Es war Harry, als ob ihm das Herz vor Freude springen sollte. Aber als gewandter Geschäftsmann, für den er sich damals doch trotz der Hamburger Pleite hielt, fragte er sogleich: „Und die geschäftliche Seite der Sache, Herr Maurer?“

„Die geschäftliche Seite der Sache . . . hm . . . Sie wissen ja selbst, mein verehrter Herr, daß die Drucklegung viel Geld kostet und daß Gedichte, seien sie auch noch so eigenartig und gut, ein schlechter Verlagsartikel sind. Ich bin aber bereit, Ihnen dafür, daß Sie mir das Manuskript überlassen, vierzig Freiexemplare zu gewähren.“

Harry glaubte seinen Ohren nicht trauen zu dürfen.

„Vierzig Freiexemplare!“ stammelte er ganz fassungslos.

„Sie müssen doch erst eingeführt werden, junger Freund!

Goethe, das ist was anderes, Goethe, das ist noch immer eine sehr ernst zu nehmende Konkurrenz!“

Harry schwieg. So schön hatte er sich in diesen Tagen den Traum ausgemalt, das erste gedruckte Werk in seinen Händen halten, es den Freunden, dem Onkel in Hamburg, der Cousine, den Eltern senden zu können. Und nun, an der lumpigen Geldfrage sollte alles scheitern! Zum Glück fiel es ihm da noch ein, daß er ja eine kostbare mit Brillanten besetzte Busennadel sein eigen nannte, die ihm Onkel Salomon einst in einer generösen Laune in Hamburg geschenkt hatte. Es war ein altes Familienerbstück, hatte der Onkel damals gesagt. Die konnte er ja, wenn der Tag der Aufführung herangekommen, ins Leihhaus tragen und mit dem Erlöse nach Braunschweig pilgern. Und so unterzeichnete er denn den in aller Eile von dem Verleger aufgesetzten Vertrag, der die erste Auflage seiner Gedichte gegen 40 Freiexemplare der Maurerschen Buchhandlung in Berlin überließ.

Und seelenvergnügt darüber, sich bald in dem „Gesellschafter“, den der berühmte Gubitz herausgab und den alles las, gedruckt zu sehen, stolz darauf, in Kürze das erste Werk seiner Feder in Händen halten und versenden zu können, verließ er das Maurersche Geschäft und bummelte durch die Linden. Mit den Mitteln, die ihm zur Verfügung standen, war die Reise nach Braunschweig in der Tat kein Vergnügen. Aber er setzte es durch und wurde von dem Generaldirektor Klingemann in dessen Büro auf das zuvorkommendste empfangen.

Klingemann war der steife und aalglatte Hofrat, wie er im Buche steht. Es galt erst, die Instanzen eines Sekretariates vom Bürodiener bis zur rechten Hand des Intendanten zu durchmessen, ehe man bei Klingemann vorgelassen wurde. Eine gute Stunde hatte Harry an jenem Vormittage im Braunschweiger Hoftheater zu antichambrieren. Aber die Zeit verging ihm rasch. Der interne Betrieb eines Theaters war ihm vollkommen neu und dünkte ihn, den werdenden großen Dramatiker Deutschlands, ungeheuer interessant.

Der Allgewaltige, der in dem Vorraum, durch den man das Zimmer der Generaldirektion betreten mußte, die Feder und das große Wort führte, hieß Grolmann. Mit seinen beiden Hilfsarbeitern, den herzoglichen Untersekretären Hamm und Wiesel, war er hier mit dem Buchen der Ein- und Ausgänge, dem Redigieren des Theaterzettels, dem Registrieren der Rollenhefte und hundert Kleinigkeiten beschäftigt, die Harry in dieser Stunde wichtiger dünkten, als alle Verhandlungen in den europäischen Kabinetten.

Endlich erschien Grolmann, der schon vor einer geraumen Weile in dem Zimmer des Generaldirektors verschwunden war, wandte sich an Harry und sagte: „Herr Generaldirektor Klingemann lassen bitten!"

Daß er nicht die Augen niederschlagen würde, wenn ihm der König selbst ins Antlitz sähe, hatte Harry einmal in einem seiner Sonette behauptet. Aber, da er nun über Klingemanns Schwelle trat, senkte er in der Tat den Blick und eine heiße Röte stieg zu seinen Wangen empor.

Klingemann war nicht allein. Zwei Herren und eine Dame befanden sich in seiner Gesellschaft. Als Harry eintrat, erhoben sich alle vier von ihren Stühlen. Der Generaldirektor, ein hochgewachsener, steifer Höfling, wie es Harry bedünken wollte, mit einem glattrasierten Gesichte, in dem eine scharfgebogene Habichtsnase dominierte, ging auf ihn zu und reichte ihm die Hand.

„Es ist mir eine Freude, Sie hier begrüßen zu dürfen, Herr Studiosus," sagte er. „Darf ich die Herrschaften gleich miteinander bekannt machen? Unser neuester Dichter und Herr und Madame Merck, sowie Herr Schütz, die die Hauptrollen in Ihrer Tragödie übernommen haben. Herr Merck wird den Aly, Madame Merck die Zuleima und Herr Schütz den Almansor spielen."

Harry war so verwirrt, daß er in der Tat kein Wort hervorbringen konnte. Auch fuhr der Generaldirektor gleich fort: „Das ist aber eine artige Sache, die Sie da geschrieben

haben, Herr Studiosus, auch der Ratcliff hat mir ganz ausnehmend gut gefallen. Wenn wir mit dem Almansor Glück haben, dann werde ich mich wohl auch für den Ratcliff entscheiden!"

Harry lächelte beglückt vor sich hin.

„Eine artige Sache," widerholte Klingemann, „freilich . . ."

„Sie haben Bedenken, Herr Generaldirektor?" stotterte Harry.

„Offengestanden ja, Herr Studiosus. Das Stück scheint mir ein wenig durchsichtig. Man könnte von den Muselmanen, die Sie in Ihrem Stücke auftreten lassen, auf die Juden schließen, Herr Studiosus, und das wäre am Ende hier in Braunschweig fatal. Wir haben schon manchen Theaterskandal in unserm würdigen Hoftheater gehabt, und das wäre mir leid! Nicht wahr, Madame Merck?"

„Der Herr Generaldirektor denken wohl an die Demonstration gegen Lessings Nathan?" meinte die Künstlerin. Und Klingemann erwiderte:

„An die denke ich allerdings!"

„Aber ich glaube, doch alles verwischt zu haben," wandte Harry ganz ängstlich ein.

„Das glauben Sie; ich bin auch fest überzeugt davon, Herr Studiosus, daß Sie das glauben! Aber . . .! Offengestanden, wenn nicht ein ganz besonderes Ereignis eintritt, dann fürchte ich ja auch keine derartige Demonstration. Und ich darf Ihnen nicht verhehlen, Herr Studiosus, daß es gerade hier in Braunschweig am Hofe eine Partei gibt, die auf die Juden nicht zum besten zu sprechen ist. Gewisse Kreise haben hier viel unter einem jüdischen Wucherer zu leiden gehabt, der ihnen mehr als einmal den Hals abzuschneiden versuchte. Und so was wird dann leicht, wenn auch ungerechterweise, auf alle Stammesgenossen übertragen. Deshalb sehe ich in der Tendenz Ihres Stückes eine gewisse Gefahr! Aber wir werden es trotzdem geben. Madame Merck

freut sich schon auf ihre Rolle, sie wird eine entzückende Zuleima sein!“

Der lange Generaldirektor machte vor der zierlichen Künstlerin eine leichte Verbeugung, und Madame Merck lächelte ihm etwas vertraulich zu, so daß Harry mancherlei Gerüchte, die an dem Braunschweiger Hoftheater vor und hinter den Kulissen umherschwirrten, durch den Kopf gingen, und in seinem Innern plötzlich der ein wenig beschämende und ernüchternde Gedanke Platz griff, daß Klingemanns Interesse für die Merck und die Annahme seines Almansor wohl in einem ursächlichen Zusammenhange stehen könnten. Der Generaldirektor, der wieder vor seinem Schreibtische Platz genommen, erhob sich nun zum zweiten Male, ein Zeichen, daß die Herrschaften entlassen seien.

Grolmann trat wieder ein und meldete den Adjutanten Seiner Herzoglichen Hoheit.

Die Künstler luden Harry zu einem Spaziergang durch die Straßen der altertümlichen Residenz ein und des Mittags war er bei dem Ehepaar Merck zu Gaste.

Er hatte sich darauf gefreut, mit seiner ersten Zuleima über deren Auffassung der Rolle sprechen zu können, kam aber kaum zu Wort, so viel Theaterklatsch, der ihm völlig fremd war, wurde während dieses Mittagessens von dem Ehepaar verhandelt.

Und auch während der letzten Proben, denen er auf Einladung des Intendanten beiwohnte, machte er, wie alle, die schmerzliche Erfahrung, daß in den Gehirnen seiner Künstler schon alles fertig war und daß der Autor hinter den Kulissen die überflüssigste Person von der Welt ist.

Der Tag der Première war angebrochen. Wie ein Nachtwandler schlich Harry durch Braunschweigs Gassen und studierte die Zettel seines Almansor, die an allen Ecken angeschlagen waren, als ob er die Besetzung nicht schon seit acht Tagen auswendig wüßte. Lange, lange dauerte der Tag, es wollte gar nicht Abend werden, endlich, endlich brach

die Nacht herein, die über sein Geschick als dramatischer Dichter entscheiden sollte!

Gestern hatte er der Hauptprobe beigewohnt. Es klappte alles vorzüglich. Schütz und die Merck waren glänzend. Es mußte ein Sieg werden, der über seine ganze Zukunft entscheiden sollte. Klingemann hatte ihm in liebenswürdiger Weise seine Loge zur Verfügung gestellt. Von dieser führte eine kleine Tür auf die Bühne. Wenn er wollte, konnte er diese benützen und im Falle des Erfolges sich vor dem Publikum verneigen. Der Atem stockte ihm, wenn er an diese Möglichkeit dachte, er erinnerte sich an die Erzählungen von den gewaltigen Ovationen, die man einst Schiller bei der Erstaufführung der Jungfrau von Orleans in Leipzig dargebracht hatte. Wenn gut gespielt wurde, wenn das Publikum das, was er mit diesem Almansor wollte, richtig begriff und würdigte, dann, ja dann . . .!

Als die Stunde des Theateranfangs endlich schlug, nagten wieder Zweifel an seinem Herzen. Am besten war es schon, er ging gar nicht hin. Er erinnerte sich, von einem Pariser Bühnenschriftsteller gelesen zu haben, der sich ins Café setzte, wenn sein Stück zum ersten Male in Szene ging, und den keine Macht der Erde dazu bewegen konnte, seinen Platz am Stammtisch zu verlassen, nicht das Zischen der Gegner, die im Theater sein konnten, und nicht der frenetische Applaus seiner Freunde. Am Ende war es das beste, er machte es wie dieser.

Trotzdem er sich bei dem Hoffriseur seiner Herzoglichen Hoheit auf das sorgfältigste hatte „verschönern" lassen, trotzdem er seine besten Kleider angelegt . . . man konnte ja nie wissen . . . setzte er sich in ein gegenüber dem Hoftheater gelegenes Café und bestellte eine halbe Flasche Wein. Aber er war nicht dazu imstande, auch nur einen Schluck hinunterzubekommen, es war, als wenn ihm einer die Kehle zugedrückt hätte, und nachdem er eine gute Stunde hier zugebracht hatte, sprang er plötzlich auf und ging rasch entschlossen in das Theater.

Die Türhüter hatten ihn schon in Begleitung des Generaldirektors gesehen, sie kannten ihn und ließen ihn anstandslos passieren. Als er die Loge betrat, ward gerade die letzte Szene des dritten Aktes agiert. Entzückend sah die Werck aus, das mußte man ihr lassen, und wie Musik der Sphären kamen seine Verse von ihren Lippen. Und das Theater war dicht besetzt, im Parkett saßen und standen die Menschen Kopf an Kopf, und in den Logen schien kein Plätzchen frei zu sein.

Zuleima schwieg und der Vorhang senkte sich.

Starker, freundlicher, aufmunternder, man könnte auch sagen, begeisterter Beifall brach los, dreimal mußte der Vorhang in die Höhe gehen, damit Schütz und die Werck sich genügend bedanken konnten.

Dann nahm der vierte Akt seinen Anfang, wurde glänzend gespielt und fand die gleiche warme und freudige Aufnahme.

Klingemann trat in der Pause in die Loge. Er legte Harry die Hand auf die Schulter und meinte: „Wenn das so weiter geht, Herr Studiosus, dann können wir uns gratulieren, dann sind Sie morgen ein berühmter Mann, dann müssen Sie am Ende des Schauspiels an die Rampe!"

Und Harry erwiderte kein Wort, wie ein Träumer, mit hochgeröteten Wangen, starrte er vor sich hin.

Von dem fünften Akte versprach er sich alles, der war der beste, der brachte die Lösung, der hatte allen, denen er diese Verse noch vorgelesen, schon bei der Lektüre Tränen in die Augen gelockt.

Bis zur großen Schlußszene ging alles vorzüglich. Das Publikum war angeregt, tiefe Stille herrschte im Theater, kein Husten, kein Räuspern, nicht der leiseste Ton der Mißstimmung oder Langeweile wurde laut.

Und plötzlich geschah etwas ganz Unerwartetes.

Zuleima und Almansor saßen auf dem Felsen. Er hielt die noch Ohnmächtige in seinen Armen und war gerade an dem Ende seines Monologs, in dem er sie tot wähnt, an-

gelangt. Wie zarte Musik drangen Harrys Verse durch den Raum:

„Was seh' ich heimlich, leise regen sich
Die zarten Glieder, und der seid'ne Vorhang
Der süßen Augen rollt sich langsam auf."

„Blödsinn!" rief da einer mit Stentorstimme im Parkett.

„Verhalten Sie sich ruhig!" brüllte ihm ein anderer entgegen.

Schütz machte auf der Bühne eine Pause. Dann sprach er mit ganz leise vibrierender Stimme weiter:

„Das ist kein Rehlein, das ist Leila nicht,
Das ist Zuleima, Alys schöne Tochter,
Der Himmel schließt sich auf, das Himmelreich!"

„Schlesisches!" rief da wieder die gleiche Stimme. „Bringen Sie ihm eine Portion schlesisches Himmelreich, Kellner!"

„Ruhe, Ruhe!"

„Sie haben hier gar kein Recht, Ruhe zu gebieten! Ich bin der Stallmeister Seiner Herzoglichen Hoheit! Wir brauchen uns das Judenstück von dem verfluchten Wucherer nicht bieten zu lassen! Wir werden das Stück auspochen!"

Und ein wüster Pfiff, den der Herr Stallmeister von seinem Schlüssel losgelassen, hallte durch das Theater.

Schreien und Johlen aus dem Parkett und von der Galerie waren die Antwort.

„Von einem Juden ist das Stück!" schrie da einer.

„Freilich von einem Juden! Kennt Ihr ihn nicht?"

„Den Wucherer am Steinweg?"

„Freilich steht nur auf den Zettel."

Ein namenloser Skandal brach los. Der Vorhang fiel, der Almansor konnte nicht zu Ende gespielt werden, und Harry erinnerte sich später nicht mehr, wie er das Theater verlassen hatte.

XIX.

Wie ein Trunkener wankte Harry durch den Berliner Tiergarten. Er hatte die Niederlage seines Almansor noch nicht verschmerzt. Aber er hatte sich hineingefunden, so bitter das auch war, daß er die nie wieder gut zu machende Ablehnung seines Werkes, die mit einem unerhörten Theaterskandal, von dem alle Blätter sprachen, geendet, nicht dem Unwert seines Stückes, sondern seinem Judentum zuzuschreiben hatte. Aber nun war etwas Entsetzliches, etwas nicht zu Ertragendes geschehen, etwas, wovor ihm in all' den Jahren, seitdem er Hamburg verlassen und Studiosus geworden, im geheimsten Winkel seiner Seele gegraut hatte.

Er schrieb selten nach Hamburg. Nur im äußersten Notfalle an Onkel Salomon, wenn er wieder einmal Geld nötig hatte. Aber ein Freund aus früheren Jahren, einer, mit dem er so viele Geschäftsstunden, die er nach dem Willen des Onkels seiner Handlung in englischen Manufakturwaren hätte widmen sollen, im Café und in der Weinstube bei literarischen und politischen Gesprächen verbracht, hatte ihm die niederschmetternde Nachricht zukommen lassen. Ganz beiläufig, schwarz auf weiß, unwiderleglich, nicht anzuzweifeln, stand in dem Briefe, den er an diesem Morgen so arglos geöffnet hatte, das, von dem er wußte, daß es eine Revolution in seinem ganzen Leben, und nicht nur in diesem, nein, eine solche seines ganzen inneren Menschen hervorrufen mußte. Zehn-, zwanzigmal hatte er die Stelle gelesen und dauernd klang es nun wörtlich in seinen Ohren:

„Vielleicht interessiert es Sie auch, zu erfahren, daß Ihre Cousine Maly sich in der vorigen Woche mit dem Rittergutsbesitzer John Friedländer aus Königsberg verheiratet hat."

Nichts hatte man ihn von seiten der Familie selbst von ihrer Verlobung wissen lassen, nichts, und mit voller Absicht nichts! O, sie kannten ihn, sie wußten und ahnten, daß er vor eine vollendete Tatsache gestellt werden mußte, daß er im anderen Falle, wo es noch etwas gut zu machen gab, zu allem imstande gewesen wäre!

So hatte ihn noch niemand in seinem Leben verletzt, wie Onkel Salomon und die Seinen, eine solche Verachtung seiner Person und seiner heiligsten Gefühle hatte ihm noch niemand zu bieten gewagt. Wie ein Wahnsinniger, ohne sein Frühstück angerührt zu haben, war er an diesem Morgen, nachdem er den Brief des Freundes gelesen, hinausgerannt. Durch die Linden! Die Menschen hatten ihm nachgesehen, er hatte es wohl bemerkt, als wenn er ein Verrückter wäre, aber es hatte ihn wenig gekümmert. Als er das Brandenburger Tor hinter sich hatte und in die sich eben mit jungem Grün bedeckenden Anlagen des Tiergartens einbog, hatte er seine beflügelten Schritte ein wenig gemäßigt. Dieser erste Frühlingstag in dem wunderbaren Berlin! Sein Entzücken wäre der in jeder anderen Lage des Lebens gewesen. Aber heute sah er nicht, daß der Mai lachend seinen Einzug in Feld und Tal gehalten haben mußte, daß die Vögel sangen, vernahm er nicht, und nichts empfand er davon, daß sich jeder Wurm im Sonnenstrahl freuen mußte. Weiter und weiter war er geeilt. Und dann das Entsetzliche! Das klang und sang mit einem Male in seinem Kopfe und in seinen Ohren, als ob es ihm den armen Schädel auseinandersprengen wollte, und die rasenden Kopfschmerzen, die ihn in den letzten Wochen in Ruhe gelassen, setzten nun mit verdoppelter Vehemenz ein. Es war zum rasend werden. Der furchtbare Schmerz, der sein ganzes Ich durchwühlte, ward in seinem Innern zu Musik, er tönte wie ferne Weisen, die er, Gott wußte wo und wie, einmal in seinem Leben gehört haben mochte, er klingelte wie Reim und Versfuß, er fügte sich, ohne daß er daran dachte und ohne daß er

das wollte, in den Rahmen des Liedes, des Gedichtes. Ein geradezu wollüstiger Schmerz durchraste ihn, ein Schmerz, wie er ihn bis heute noch niemals in seinem Leben empfunden hatte. Es kam ihm vor, als sei alles Bisherige überhaupt nur Spielerei und Tändelei gewesen, er fühlte sich in diesen Stunden ein Märtyrer, dem die Muse in diesem grausamsten Weh seines ganzen Daseins die Krone der Vollendung aufs Haupt drückt.

Draußen, ganz fern von Berlin, am Großen Stern, ließ er sich auf einer Bank nieder. Und nun fuhr ihm das alles in seinen Einzelheiten, wie es gewesen sein mußte, nein, wie es war, durch seinen gequälten Sinn. Schlecht gemacht hatten sie ihn bei Maly in Hamburg, einen Lumpen und Tunichtgut, der nichts anderes vermag, als fremder Leute Geld unter die Leute zu bringen, so hatten sie ihn vor der Angebeteten seines Herzens, der einzigen, die er geliebt hatte, der einzigen, die er in seinem ganzen Leben lieben würde, genannt! So war es, sicher war es so! Und dann den anderen, diesen sattgefressenen Philister, diesen Rittergutsbesitzer aus Königsberg, in dessen Armen sie nun schon seit einer Woche, ohne daß er eine Ahnung davon gehabt hatte, lag, den hatten sie ihr als glänzende Partie gepriesen. Seine schönen Lieder, seine unsterblichen, die hatten sie bei ihr lächerlich gemacht. O, er kannte die dort in Hamburg, wie er die haßte, er las in ihren Herzen und Sinnen, nicht umsonst war er ein Dichter, um die, auch die, ergründen zu können. Laut sprach er vor sich hin. Der wenigen hier vorüberkommenden Spaziergänger achtete er nicht. Und wie er so vor sich hinsprach, merkte er es selbst gar nicht, daß das, was er sagte, wie durch ein Wunder, als könnte das gar nicht anders sein, zum Liede wurde. Unter Tränen kam es von seinen Lippen: „Sie haben dir viel erzählet, und haben viel geklagt, doch, was meine Seele gequälet, das haben sie nicht gesagt. Sie machten ein großes Wesen und schüttelten kläglich das Haupt, sie nannten mich den Bösen,

und du hast alles geglaubt!" So war es gewesen, so und nicht anders! Alles, alles hatte man ihm genommen, den Dichterlorbeer hatte man ihm schimpflich vom Haupte gerissen, weil er ein Jude war, und die Geliebte hatte man ihm im Verrate entwendet, weil er ein Dichter gewesen!

Er sprang auf. Er würde sich rächen, rächen ob der doppelten Schmach, die man ihm angetan hatte, rächen an der Welt und an der Menschheit, an diesen Philistern und an dieser Familie, weil man ihn beschimpft, daß er ein Jude, weil man ihn gekränkt und verraten, daß er ein Dichter war. Mit Spott und Hohn wollte er diese Welt übergießen, die undankbare, das würde er!

Aber durch diese bitter düstere Melodie, die nun sein Inneres ganz beherrschte, klang, von ihm selbst kaum vernommen und beachtet, ein seltsamer Ton. Es war der Ton eines heiligen Schmerzes, der Ton höchster Liebe, der Ton der Bewunderung und die sanfte Stimme des Verstehens und Verzeihens, das Glück des schuldlosen Dulders, ein Ton, der sich nicht unterdrücken läßt! Der sang und sang in allen Tiefen seiner aufgewühlten Seele, der das heute vernommene Unglück des ewigen Verlustes der einzig Geliebten, die höchste Weihe ihrer Vollendung gab.

Mittag mußte längst vorüber sein, als er auf der Bank am Großen Stern aus seinen wilden Fieberträumen erwachte, der Hunger wühlte in seinen Eingeweiden. Aber zu Lutter und Wegener wollte, konnte er heute nicht, und wo anders bar zu bezahlen, dazu war wieder einmal das nötige Kleingeld ausgegangen. Nun, es schadete ja auch nichts. Er hungerte eben. Auch das machte ihm in der Lage, in der er sich nun befand, eine geradezu grausame Freude. Mochte er blaß und blasser werden, mochte er einen Teil seiner ohnehin nicht allzu reichlich bemessenen Kräfte verlieren, der liebe Gott wußte, was er in den vielen einsamen Nächten seines jungen Lebens schon gelitten, er wußte auch, was er in ihnen noch zu leiden hätte.

Er war ein Stück Weges nach der Stadt zurückgewandert, seine Tränen waren versiegt, er konnte nicht mehr weinen. Wie ein furchtbares Hohngelächter tönte es jetzt unablässig in seinem Innersten.

Spaziergänger kamen ihm entgegen, je mehr er sich dem Brandenburger Tore näherte, desto zahlreicher wurden die Menschen.

„Philister im Sonntagsröcklein," sagte er hohnlächelnd vor sich hin, Bürgersleute, die in den Zelten oder sonstwo bei Mutter Grün ihren Kaffee kochen wollten. Er blieb stehen und sah ihnen nach.

Ein junges Mädchen an der Seite der Mutter schritt da gerade an ihm vorbei.

Ein Mädchen aus dem Volke, dem man es ansah, daß es für gewöhnlich den Besen in seinen roten und unbehandschuhten Händen schwang.

Die beiden sprachen lebhaft miteinander. Und Harry hörte, warum, das wußte er eigentlich selbst nicht, hin.

Voll Enthusiasmus rief die Alte:

„Lotte, sieh bloß die jrienen Beeme!"

Und sie deutete nach der Pracht des jugendgrünen Tiergartens, der sich eben vor ihren Blicken auftat.

Lotte zuckte mit den Achseln und meinte trocken:

„Jotte, Mutter, wat jehen Ihnen denn die jriene Beeme an!"

Unbändig, wie ein Narr, lachte da Harry plötzlich vor sich hin. Warum er eigentlich in seinem namenlosen Schmerze über die beiden Frauen so unbändig lachen mußte, das wußte er selbst nicht. Aber er wiederholte sich Lottes Worte, er sagte sie zu sich selbst:

„Wat jehen Ihnen die jriene Beeme an?"

Und in dieser Erkenntnis schritt er nun wieder die Linden hinunter und bog in die Friedrichstraße ein.

Es war sicher vier Uhr, als er endlich in der Behrenstraße vor seiner Behausung stand, als er die Treppe zu

seinem Leidensstübchen mit den rotseidenen Gardinen emporstieg. Er ließ sich vor seinem Schreibtisch nieder und wühlte mit beiden Händen in seinem Haar. Der Kopfschmerz, der draußen ein wenig nachgelassen hatte, stellte sich mit verdoppelter Kraft hier in seinem Zimmer wieder ein, er riß das Fenster auf, noch lag die Luft der Nacht, die erdrückende, in dem geschlossenen Raum, weil seine Wirtin, Gott wußte aus welchem Grunde, wieder einmal nicht gelüftet hatte.

Die bittersten Selbstvorwürfe stürmten nun auf ihn ein. Der schlimmste Feind, des Zweifels Dolchgedanken, das ärgste Weh, an eigener Kraft verzagen, die packten ihn jetzt. Maly hatte recht, tausendmal hatte sie recht. Wer war er denn? Was hatte er ihr denn zu bieten? Eine fast weiche Stimmung, in der er der Geliebten Abbitte tun wollte, in der er ihr alles zu verzeihen bereit war, kam nun über ihn. War er ein Narr? Einem Phantome, das sich in all' den Jahren, wie er in dieser bitteren Stunde meinte, ihm auch nicht um Haaresbreite genähert hatte, war von ihm alles zum Opfer gebracht worden: Seine bürgerliche Existenz, eine sichere Zukunft, die Achtung und Unterstützung des Onkels, das Glück und die Ruhe der Eltern und endlich die Geliebte. Lange und lange hatte er gesäumt, in fremden Landen geschwärmt und geträumt. War es da ein Wunder, daß Maly die Zeit zu lang geworden, daß sie sich nun ihr Hochzeitskleid genäht und, wie er sich jetzt ausdrückte, als Bräutigam den dümmsten der dummen Jungen umschlungen hatte?

Es war toll, das war ja beinahe schon wieder ein Gedicht. War er der Schauspieler, der Gladiator, dem das Volk zujubelt und Beifall klatscht, wenn sein Herzblut rinnt, da er sich den Dolch ins eigene Fleisch hineingestoßen hat?

Das war er, so mochte es wohl sein, am Ende war das sein Los, daß die Menschheit an seinen Qualen und Leiden, an seinen unsagbaren Schmerzen sich berauschen und ihr Ergötzen haben sollte. Am Ende!

Als todgeweihten Fechter sah er sich jetzt in Gedanken mitten in einer römischen Arena! Das Bild gefiel ihm. Wieder ein Gedicht! Als Ritter kam er dort einhergewandelt, Schwert und Lanze in den Händen, aber hundert Amoretten umschwirrten ihn, raubten ihm Lanze und Schwert und banden ihn mit Rosenketten. So sah er sich leibhaftig dort im Spiegel. Hatte er Halluzinationen, kam das von seinem rasenden Kopfschmerz oder von den Leiden seiner Seele oder daher, daß er den ganzen Tag noch keinen Bissen über die Lippen gebracht hatte, daß der Hunger sein Eingeweide zerriß? Und draußen brach schon die Dämmerung des berauschend schönen Frühlingstags herein. Daß der Tag berauschend schön war, das sah er trotz allem. Zwitschernd schossen die Schwalben durch die blaue Luft und schnappten vor Sonnenuntergang nach den letzten Fliegen.

Er öffnete die Schublade seines Tisches und entnahm ihr ein kleines Päckchen Briefe, die wenigen, die einzigen, die ihm Maly vor Jahren noch nach Bonn geschrieben hatte, bis sie ihm mitgeteilt, daß der gestrenge Vater hinter diese Korrespondenz gekommen sei und sie auf das strengste verboten habe. Und Maly war eine folgsame Tochter gewesen, sie hatte gehorcht. Seine Briefe waren von jenem Tage an, da sie ihm das Verbot Onkel Salomons mitgeteilt, unbeantwortet geblieben. Er wühlte in diesen wenigen Briefen und las sie, Tränen in den Augen, noch einmal durch. Es war wie ein Totenopfer und es zuckte ihm in den Händen, in dem Öfchen seines Zimmers ein kleines Feuer anzuzünden und ein Autodafé zu veranstalten. Da fiel ihm ein Brief in die Hand, der seine eigenen Schriftzüge zeigte und der wie durch einen Zufall unter Malys Briefe geraten war. Hatte sie ihm denn einen seiner Briefe zurückgeschickt? Darauf besann er sich gar nicht mehr! Nein! Diesen Brief hatte er vor Jahren an seinen Freund Christian Sethe, als er noch Kaufmann in Hamburg war und der in Bonn studierte, geschrieben, aber nicht abgesandt. Als er ihn ge-

lesen, war es ihm wie eine Blasphemie vorgekommen, das, was in diesem Briefe stand, einem andern Menschen, und wäre es auch Christian Sethe selber, mitzuteilen. Und so hatte er den Brief aufgehoben, weil er sich von diesem Aufschrei seiner Schmerzen nicht zu trennen vermochte. In all' den Jahren, die seit jenem Tage, da er zum ersten Male empfunden, daß Maly ihn nicht liebe, vergangen waren, hatte er diesen Brief aufbewahrt und mit sich herumgeschleppt, und hier in Berlin hatte er ihn beinahe ganz vergessen. Nun spielte der Zufall ihm dieses Dokument seiner jungen Leiden, aus denen die schönsten seiner Lieder geflossen und, er fühlte es schon in dieser Stunde, noch fließen sollten, wieder in die Hände. Und darum las er dieses Dokument seiner jungen Leiden jetzt noch einmal, nein, mit zitternder Stimme, das Blatt in der Hand, sprach er es wie die furchtbare Erkenntnis der Wahrheit, aber auch die Erkenntnis seiner poetischen Sendung vor sich hin:

„Sie liebt mich nicht! . . . Mußt, lieber Christian, dies letzte Wörtchen ganz leise, leise aussprechen. In den ersten Wörtchen liegt der ewig lebendige Himmel, aber auch in dem letzten liegt die ewig lebendige Hölle. Könntest du deinem armen Freunde nur ein bißchen ins Gesicht sehen, wie er so ganz bleich aussieht und gewaltig verstört und wahnsinnig, so würde sich dein gerechter Unmut wegen des langen Stillschweigens sehr bald zur Ruhe legen. Am besten wäre es zwar, wenn du einen einzigen Blick in seine innere Seele werfen könntest, da würdest du mich erst recht lieb gewinnen. . . . Ich habe sie wiedergesehen, dem Teufel meine Seele, dem Henker sei der Leib, doch ich allein erwähle für mich das schöne Weib. Hu! Schauderst du nicht, Christian, ich schaudere auch! Gott sei meiner armen Seele gnädig! Ich habe diese Worte nicht geschrieben. Da saß ein bleicher Mensch auf meinem Stuhl, der hat sie geschrieben. Das kommt, weil es Mitternacht ist. O, Gott, Wahnsinn sündigt nicht. Du, du, hauche nicht zu stark, da hab' ich eben ein wunder-

hübsches Kartenhaus aufgeschichtet und ganz oben auf stehe ich und halte sie im Arm."

Er ließ den Brief sinken. Er wollte, er konnte nicht weiter lesen. Tränen füllten seine Augen, die Buchstaben führten einen tollen Tanz vor seinen Blicken auf. Und ganz mechanisch, als ob das gar nicht anders sein könnte, griff er, nachdem er das Päckchen Briefe wieder sorgsam in seinem Schreibtisch verschlossen hatte, zur Feder.

Wie immer in den letzten Wochen und Monaten lag ein weißer Bogen vor ihm auf dem Tisch.

Es war totenstill in dem kleinen Zimmer. Kritzelnd fuhr Harrys Feder über das Papier. Er konnte nicht lesen, was er schrieb, denn die Tränen, die er so liebte, hinderten ihn daran. Aber er fühlte, daß in dieser Stunde des Abschieds von Maly eine so heilige Wehmut in seinem Innersten alles andere übertönte, daß das, was er hier schrieb, etwas wundersam Zartes und Lindes werden mußte, etwas dem Flügel des Schmetterlings vergleichbares, den man, ohne ihn zu zerstören, nicht berühren kann. Er schrieb und schrieb und überhörte ganz, daß man an seine Türe geklopft hatte.

Als er die Feder niederlegte, stand Grabbe hinter seinem Stuhl.

„Kommen Sie denn heute nicht in die Weinstube? Wir warten schon alle auf Sie. Als ich eintrat, fand ich Sie beschäftigt. Ich verhielt mich ruhig, um Sie nicht zu stören. Jetzt scheinen Sie zu Ende zu sein."

Als wenn der von einem anderen Sterne käme, starrte Harry ihn an. Dann griff er sich an die Stirn, als ob er die eigenen Gedanken festhalten könnte. Endlich hatte er sich ein wenig gesammelt. „Ich komme nicht in die Weinstube, Herr Grabbe, heute nicht und vielleicht nie mehr wieder! Ich verlasse Berlin!"

„So plötzlich?"

„Ja, ich verlasse Berlin! Da ist doch weiter nichts sonderlichs dabei, wenn ich Berlin verlasse. Es gefällt mir

eben nicht mehr in Berlin. Ich gehe auf Reisen, Herr Grabbe, auf weite Reisen."

„Und wir wollten Ihnen gerade von einem neuen literarischen Verein reden, den wir Jungen gründen und dessen Mitglied Sie werden sollen!"

„Ich passe in keinen Verein, Herr Grabbe, ich bin allein und werde mein Lebtag einsam und allein und einzig bleiben!"

Bei diesem letzten Worte flog es wieder wie ein unbesieglicher Stolz über Harrys heute todblasses Gesicht.

Grabbe sah ihn scharf an.

„Sie leiden, Sie sehen in der Tat heute sehr leidend aus!"

„Mag schon sein."

„Darf man lesen, was Sie soeben geschrieben haben?"

„Bitte, das dürfen Sie lesen."

Und Grabbe las:

„Ich grolle nicht, und wenn das Herz auch bricht,
Ewig verlorenes Lieb, ich grolle nicht,
Wie du auch strahlst in Diamantenpracht,
Es fällt kein Strahl in deines Herzens Nacht.

Das weiß ich längst, ich sah dich ja im Traum,
Und sah die Nacht in deines Herzens Raum,
Und sah die Schlang', die dir am Herzen frißt,
Ich sah, mein Lieb, wie sehr du elend bist!

Auf das tiefste erschüttert, schwieg Grabbe.

„Weiter, Herr Grabbe," sagte Harry, „lesen Sie weiter auf der anderen Seite!"

Und Grabbe fuhr fort:

„Ja, du bist elend, und ich grolle nicht,
Mein Lieb, wir sollen beide elend sein,
Bis uns der Tod das kranke Herze bricht,
Mein Lieb, wir sollen beide elend sein.

Wohl seh' ich Spott, der deinen Mund umschwebt,
Und seh' dein Auge blitzen trotziglich,

Und seh' den Stolz, der deinen Busen hebt,
Und elend bist du doch, elend wie ich!

Unsichtbar zuckt auch Schmerz um deinen Mund,
Verborgene Träne trübt des Auges Schein,
Der stolze Busen hegt geheime Wund',
Mein Lieb, wir sollen beide elend sein!

Grabbe faltete das Blatt zusammen und steckte es in die Tasche seines Rockes.

Harry brauste auf.

„Was fällt Ihnen ein, Herr Grabbe! Geben Sie das Blatt wieder her, es ist mein Eigentum!"

„Das weiß ich, und daran werde ich nicht tasten! Wenn Sie wieder ruhiger geworden, werde ich Ihnen das Blatt zurückgeben, oder meinen Sie, ich könnte es verantworten, daß Sie dieses Wunderwerk von einem Gedichte verbrennen, in Ihrem Schmerze verbrennen, wie Sie das schon des öfteren im Unmut oder in der Unzufriedenheit mit Ihren eigenen Leistungen getan haben? Wer so etwas schreibt, den hat der heiligste Schmerz geadelt, der hat etwas Unfaßbares erlebt!"

Harry starrte Grabbe einen Moment an, dann ging es wie ein krampfartiges Zittern durch seinen Körper, er legte den Kopf auf den Tisch und schluchzte: „Das Unfaßbarste, Herr Grabbe, das niemals ganz begriffen werden kann!"

XX.

Es war im Sommer des folgenden Jahres. Harry hatte das geliebte Berlin für immer verlassen. Schon seit Mitte Januar weilte er wieder in Göttingen. Er wollte nun das dem Onkel in Hamburg und den Eltern feierlich gegebene Versprechen einlösen. Hier in der Stadt der langen Zöpfe und der großen Frauenfüße saß er auf seiner Bude und ochste und ochste. Denn das Examen und die Doktordisputation standen vor der Tür, und Professor Hugo, der Dekan der juristischen Fakultät, schien ihm nicht der Mann zu sein, der bei einem Examen um seines jugendlichen Dichterruhmes und seiner poetischen Sendung willen mit sich spaßen ließ.

Vor ein und einem halben Jahre waren Vater Samson und Frau Peierche mit den jüngeren Geschwistern, von denen Bruder Max nun auch schon seinen Studien oblag, über Oldesloe nach Lüneburg übergesiedelt. Das Tuchgeschäft in der Bolkerstraße, von dem sich Samson so viel versprochen, hatte ihn schnöde enttäuscht, und schon um der schwierigen Lage der Eltern willen galt es jetzt, das Studium zu Ende zu führen und möglichst rasch in die gewinnbringende Praxis eines Hamburger Advokaten hineinzukommen. Diesen festen Vorsatz glaubte Harry nach seiner Rückkehr aus Berlin nun wirklich gefaßt zu haben.

Noch brannte die Wunde in seinem Innern, die unheilbare, die niemals vernarbende, die ihm Molly durch ihre Heirat mit John Friedländer geschlagen hatte, aber er zeigte sie keinem Menschen mehr, nachdem er selbst wieder in Hamburg gewesen und gesehen hatte, daß es dort nur Feinde und keine Freunde für ihn gab. Zwar hatte ihm Onkel Salomon in Anbetracht seiner immer heftiger auftretenden Kopfschmerzen großmütig eine einmalige Zuwendung von zwanzig

Louisdor gewährt, die Harry zur Kräftigung seiner Gesundheit für einen sechswöchigen Aufenthalt im Seebade Cuxhaven verwandt hatte. Ja, der Onkel war sogar noch weiter gegangen. Seinen Jahreswechsel hatte er von vierhundert Talern auf fünfhundert erhöht und ihm diese Unterstützung noch auf weitere zwei Jahre zugesichert, freilich unter der einen Bedingung, die er schon damals ausgesprochen, als er zugab, daß Harry das Kontor des Kaufmanns mit den Lehrsälen der Universität vertauschen durfte.

In Göttingen war es still. Der Bummel auf der Weenderstraße, der einst zu so unliebsamen Folgen geführt hatte, bot keinen Reiz mehr, denn die großen Sommerferien hatten ihren Anfang genommen, und so waren die Friesen, Schwaben, Teutonen, Sachsen und Türinger in alle Winde zerstreut.

Da hielt es auch Harry nicht länger. Denn golden und verheißend stand die Sonne draußen an dem blauen Sommerhimmel. Die Ferne der Berge und das Grün der Wälder, der Gesang der Vögel und das Rauschen der Bächlein lockten und lockten, und so schnürte er sein leichtes Bündel und sagte sich: „Es wird, es muß auch so gehen!"

In früher Morgenstunde, da die Göttinger Gelehrten noch in den Federn lagen, wanderte er singend, den Ranzen auf dem Rücken, zum Weendertore hinaus, und einige Tage später stand er auf dem Brocken. Und von dort aus ging es in fröhlicher Fahrt durch die wald- und sagenreichen Täler des Harzes.

Es war ein leuchtender Sommertag, als Harry im Schweiße seines Angesichts den steilen Hügel zu den Trümmern der alten Osteroder Burg hinanklomm. Endlich stand er droben. Und da sein schönheitstrunkener Blick über das alte Gemäuer und hinunter in das friedliche Tal, in dem das liebliche Städtchen zu schlummern schien, schweifte, zog es wieder wie wunderbare Verse und himmlische Musik durch seinen Sinn, zum erstenmale wieder, seitdem er in Berlin den schönen Herzenstraum seiner Jugend begraben zu haben glaubte. Er lauschte der Stimme in seinem Innern. Es

war die alte, sie hatte ihn nicht verlassen, sie konnte ihn nimmer verlassen. Auf dem schwellenden Moosteppich zu Füßen der alten Burg warf er sich nieder, lachte und weinte in überströmender Dankbarkeit, und sagte die Worte aus Goethes „Wanderers Sturmlied“ vor sich hin:

„Wen du nicht verlässest, Genius,
Nicht der Regen, nicht der Schnee,
Weht ihm Schauer übers Herz,
Wen du nicht verlässest, Genius!“

Dann zog er das Tagebuch, das er gewissenhaft auf dieser Reise durch den Harz führte, aus der Tasche seiner Joppe und angesichts der Trümmer der Burg von Osterode kritzelte er liegend und in den Glanz der Sonne schauend hinein:

„Steiget auf, ihr alten Träume,
Öffne dich, du Herzenstor,
Liederwonne, Wehmutstränen
Strömen wunderbar hervor!

Durch die Tannen will ich schweifen,
Wo die muntere Quelle springt,
Wo die stolzen Hirsche wandeln,
Wo die liebe Drossel singt.

Auf die Berge will ich steigen,
Auf die schroffen Felsenhöh'n,
Wo die grauen Schloßruinen
In dem Morgenlichte stehn.

Dorten setz' ich still mich nieder
Und gedenke alter Zeit,
Alter, blühender Geschlechter
Und versunkner Herrlichkeit.

Gras bedeckt jetzt den Turnierplatz,
Wo gekämpft der stolze Mann,
Der die besten überwunden
Und des Kampfes Preis gewann.

Efeu rankt an dem Balkone,
Wo die schöne Dame stand,
Die den stolzen Überwinder
Mit den Augen überwand.

Ach, den Sieger und die Siegrin
Hat besiegt des Todes Hand,
Jener dürre Sensenritter
Streckt uns alle in den Sand!"

Dann sprang er auf und eilte den Berg hinunter. Ein Gedanke, mit dem er sich schon lange trug, hatte ihn plötzlich mit elementarer Gewalt erfaßt. Jetzt, in diesen Wochen, wollte, mußte er ihn endlich ausführen.

„Wen du nicht verlässest, Genius!"

Goethe wollte er in Weimar sehen!

Und Angst und Zagen in seinem Herzen, wie ein Schulknabe, der seine Lektion nicht gelernt hat, sah er sich einige Tage später auf der mit Pflaumenbäumen bestandenen Landstraße, die von Jena nach Weimar führt.

Es war spät am Abend, als Harry in Weimar anlangte. Er begab sich in die Herberge und verbrachte in Erwartung der Dinge, die der morgige Tag bringen sollte, eine schlaflose Nacht.

Eine bange Frage quälte ihn. Würde er ihn überhaupt empfangen? Ein Schrecken durchfuhr seine Glieder, als er endlich in der Mittagsstunde des folgenden Tages, eines reifen Sommertages im August, die Klingel an dem weltberühmten Hause am Frauenplan zog.

Ein Diener öffnete ihm.

Es war Goethes alter Diener Friedrich, wie er später erfuhr.

„Ob er Seine Exzellenz den Herrn Geheimrat sprechen könne," stammelte er.

„Wen er Seiner Exzellenz melden dürfe," fragte der alte Diener.

Harry überlegte.

„Melden Sie Seiner Exzellenz einen Studiosus der Rechte aus Göttingen, einen, der Seiner Exzellenz vor einigen Jahren seine Gedichte gesandt habe, und der der Meinung ist, nichts Verächtliches auf dem Gebiete der deutschen Literatur geleistet zu haben!"

„Ich werde mich bemühen, Seiner Exzellenz die Worte so zu wiederholen, Herr Studiosus, wie ich solche eben aus Ihrem Munde vernommen habe," sagte der Diener.

Harrys Auge fiel in diesem Augenblick auf die Verse, die oberhalb der Tür des Hauses am Frauenplan zu lesen waren, und diese Verse gaben ihm für seine Kühnheit einen kleinen Trost.

In aller Eile, denn der Diener war ihm schon in das Haus vorangegangen, wiederholte er sie sich:

„Warum stehen Sie davor?
Ist nicht Türe da und Tor?
Kämen Sie getrost herein,
Würden wohl empfangen sein!"

Dann trat er ein. Er folgte dem Diener, der bald eine Türe öffnete und ihn hier zu warten bat. Er wolle Seiner Exzellenz den Herrn Studiosus aus Göttingen melden.

Das Zimmer, in dem sich Harry befand, machte einen ungeheuer seltsamen Eindruck. Es sah aus wie ein naturhistorisches Museum, wie das Gelehrtenzimmer des Faust, mußte er unwillkürlich denken. Und da fiel ihm auch gleich seine eigene Arbeit ein, deren Plan trotz allem und allem zwischen seinen Pandekten und Exzerpten aus dem Corpus juris in Göttingen lag. Sein Faust, dessen Idee er in diesem Winter zu Papier gebracht hatte. Es sollte ein neuer Faust werden, ein anderer als der Faust Goethes. Der Teufel sollte in diesem Faust die Hauptperson sein. Und der Faust selbst war einer seiner hochgelehrten Göttinger Philosophen, ein Professor, der sich durch seinen Ueber-

lichen Lebenswandel in Göttingen unmöglich macht und nun zusammen mit Mephisto die Reise antritt. Denn die Engel des Himmels haben mit Mephisto eine Wette über diesen Faust abgeschlossen. Aber die Engel des Himmels, das waren keine anderen, als seine braven Berliner und Berlinerinnen, die hielten droben auf den Wolken ihre ästhetischen Tees ab, in denen sie mit Hegelianischem Scharfsinn Gott und die Welt hinwegdisputierten. Und diese ästhetischen Tees sollten den eigentlichen Inhalt seines Faust bilden. Und Professor Faust, das war am Ende niemand, als Professor Hegel selber, der in Berlin der größte unter seinen Lehrern gewesen war. Wie dieser Faust ausgehen sollte, das wußte er freilich noch nicht.

Ob sich Mephisto in den Schinderhannes verwandelte, oder sonst in einen Henker, und den Faust am Schlusse der Tragödie aufknüpfte, wer wußte es? An diesen Plan mußte er in einem zu denken, als er nun dieses Zimmer im Hause am Frauenplan, das einem Museum glich, voll Aufmerksamkeit betrachtete.

Wertvolle Kunstgegenstände, Geschenke und naturwissenschaftliche Präparate waren hier nebeneinandergehäuft, und der Raum war kaum dazu imstande, alle diese Kostbarkeiten zu fassen. Aber trotzdem schien hier die peinlichste Ordnung zu herrschen. Einzelne dieser Gegenstände waren sogar numeriert, alles schien also registriert zu sein.

Herrgott, wenn er im Vergleich dazu an das Tohuwabohu dachte, das unter seinen Papieren und Sachen auf der Bude in Göttingen und bei den Eltern in Lüneburg herrschte!

Er ging in dem seltsamen Zimmer auf und nieder. Seine Exzellenz ließ ihn lange warten. Am Ende wies man ihn ab, dachte er schon voll banger Sorge. Wieder fiel sein Auge auf alle die Dinge, die Jahrzehnte währender Sammeleifer und tiefstes Interesse an der Welt und den Menschen hier zusammengetragen hatten. Da hingen an den Wänden Stiche, Radierungen, Handzeichnungen, Werke befreundeter

Künstler und solche von des großen Unsterblichen eigener Hand. In einem Glasschranke gewahrte er Autogramme, die von dem steten Verkehr mit den geistigen Größen eines ganzen, vergangenen Jahrhunderts Zeugnis ablegten, Autogramme von solchen, die auf Europas Thronen gesessen, von solchen, die Kaiser und Könige im Reiche der Geister gewesen waren, Münzen, Medaillen, Plaketten, Majoliken, Gipsabgüsse in schier verwirrender Masse, getrocknete Pflanzen, Mineralien, Fossilien, Skelette machten den weiteren Inhalt dieses Museums aus, das in seiner Vielseitigkeit nur von einem die ganze Welt umspannenden universellen Geiste, der Spiegelbild des ganzen Alls genannt werden mußte, gesammelt und verwaltet, verstanden und genossen werden konnte.

Aus diesen Betrachtungen fuhr Harry plötzlich empor.

Der Diener war wieder eingetreten.

Er solle hinauf in das erste Stockwerk in das Arbeitszimmer Seiner Exzellenz kommen, meldete er.

Wie im Traume und ohne ein Wort der Erwiderung folgte Harry.

Es war ein vollkommen kahler Raum, den er nun betrat. Kein Sofa, kein Teppich, kein Sessel, keine Gardinen an den Fenstern, ein paar plumpe und harte Eichenstühle, einige Tische aus dem gleichen Holze, das war alles, was Harry hier sah. Kein Bild an diesen nackten Wänden, nichts, nichts, was dazu geeignet gewesen wäre, den Blick des Denkenden und Schaffenden von seinem inneren Gegenstande abzulenken.

Und an den Tischen saßen vier Leute, Schreiber und Sekretäre, die bei Harrys Eintritt noch nicht einmal von ihren Bogen aufblickten, so sehr schienen sie in straffer Arbeit ununterbrochen beschäftigt zu sein. Sie waren wohl auch schon an zahlreiche Besuche Berufener und Unberufener gewöhnt und hatten die Weisung, sich durch nichts in ihrer Beschäftigung stören zu lassen.

Zaghaft, als wenn er das Allerheiligste des Tempels betreten hätte, stand Harry an der Tür.

„Seine Exzellenz wird sogleich erscheinen," flüsterte der Diener ihm zu.

Minuten verstrichen.

Und nun geschah das Harry ewig Unvergeßliche. Die Tür des Nebenzimmers öffnete sich rasch und plötzlich, völlig unvermutet und unvermittelt stand die hohe und ungebeugte Gestalt eines 75jährigen Greises auf der Schwelle.

„Sie haben noch genügend Diktat, Eckermann?" fragte er einen der Schreiber, ein Rollen in seiner Stimme, das Harry in diesem Augenblicke wie der sonore Ton erschien, den er einst in Cuxhaven dem Branden der Meereswogen entlauscht hatte. Trotzdem er unaufhörlich in Versuchung war, die Blicke zu Boden zu senken, zwang er sich nun doch, aufzuschauen und ihm ins Auge zu sehen.

Aber ein seltsames Rauschen, wie er das noch nie in seinem Leben vernommen, tönte in seinen Ohren. Es kam ihm vor, wie das Rauschen der Flügel eines Adlers, der Blitze im Schnabel diesen Jupiter des Geistes begleiten mußte. Griechische Worte, Verse aus der Ilias schwebten auf seinen Lippen:

„Sprachs und es nickte Zeus mit den dunkelfarbenen Brauen. Und es erbebte darauf der gewaltige hohe Olympos!"

„Sie kommen aus Göttingen, Herr Studiosus," klang da seine Stimme.

Nun schlug Harry das Auge auf und sah in voll an.

Und nun erfuhr er das, was ihm so viele, die ihn gesehen, erzählt hatten, und was er nimmer hatte glauben wollen.

In diesen großen, schwarzen, unbeweglichen und göttlichen Augen, wie sie nur e i n Sterblicher besessen, lohte das ewige Feuer der unaustilgbaren Unsterblichkeit. Solche Augen mochten die Götter gehabt haben, von denen Homer und Hesiod gesungen hatten. Sein Blick war fest und klar, als ob er in der Tiefe der Menschenherzen mit alles durchdringender Schärfe zu lesen verstände.

„Ich komme aus Göttingen, Exzellenz," stammelte Harry, „wo ich mich des Studiums der Rechte befleißige!"

„Und welchen Weg haben Sie nach Weimar genommen?"

„Über Jena, Exzellenz. Ich bin von Jena zu Fuß hierhergepilgert an einem wunderbaren Sommertage. Es ist ein schöner Weg, die vielen Obstbäume . . ."

Goethe lächelte. Er lächelte mit den ewigen Lippen, wie Zeus selbst, der mit diesen Lippen einst die Leda, die Europa, die Danaë, die Semele und so manche andere Prinzessin und auch gewöhnliche Nymphe geküßt hat.

„Da haben Sie sich wohl die Pflaumen auf dem Wege zwischen Jena und Weimar gut schmecken lassen?"

Harry geriet völlig in Verlegenheit und schwieg.

„Und womit beschäftigen Sie sich jetzt, Herr Studiosus? Ich meine literarisch? Sie haben doch Gedichte gemacht?"

Wieder dieser sonore, an fernes Meeresrauschen gemahnende Ton in seiner Stimme, der Harry so rasch verwirrte.

Und ohne sich Rechenschaft darüber zu geben, welche Vermessenheit diesem gegenüber in seinen Worten liegen mußte, gab er rasch zur Antwort:

„Ich schreibe einen Faust, Exzellenz."

Eine lange Pause entstand.

Wie eine Wetterwolke war es über die Stirn seines Kronion gezogen und dann kam es von Goethes Lippen:

„Haben Sie weiter keine Geschäfte in Weimar, Herr Studiosus?"

„Mit meinem Fuße über die Schwelle Eurer Exzellenz sind alle meine Geschäfte in Weimar beendet."

Harry sagte diese Worte im Tone tiefster Verehrung und Beschämung. Dann machte er eine formelle Verbeugung, wie er sie in seinem Leben noch vor keinem Menschen fertig gebracht hatte, und ging.

Erst auf der Straße kam er wieder völlig zur Besinnung. Und trotz allem jubelte sein Herz, daß er ihn gesehen und gesprochen hatte.

Er kehrte in seine Herberge zurück, und lange ging er sinnend auf und nieder in dem kleinen Zimmer, das man ihm hier zur Verfügung gestellt hatte. Es war kein besseres frei gewesen, denn wegen des Hofes waren immer viel Fremde in Weimar, und auch eine Menge anderer füllte die Stadt, die in diesen Jahren aus allen Ländern der Erde gepilgert kamen, um Goethe zu sehen.

Der Gedanke ließ ihn nicht. Er wollte, er mußte den Eindruck dieser unvergeßlichen Stunde festhalten. Er mußte das wiedergeben, was sein Innerstes bei dem Zusammentreffen mit dem größten Manne seiner Zeit und seines Volkes bewegt hatte. Vielleicht würde er später einmal in seinem Leben, am Ende nach Jahren, diesen Besuch in Weimar schildern, und dann hatte er nichts mehr, als die flüchtige Erinnerung zur Hand. Und deshalb nahm er das Tagebuch seiner Harzreise, von dem er schon heute fühlte, daß er es niemals vollenden würde, und schrieb auf eine freie Seite die folgenden Worte:

„Goethes äußere Erscheinung ist ebenso bedeutsam, wie das Wort, das in seinen Schriften lebt. Auch seine Gestalt ist harmonisch, klar, freudig, edel, gemessen, und man kann griechische Kunst an ihm studieren, wie an einer Antike. Dieser würdevolle Leib ist nie gekrümmt von christlicher Wurmdemut, die Züge dieses Antlitzes sind nicht verzerrt von christlicher Zerknirschung, diese Augen sind nicht christlich sünderhaft scheu, nicht andächtelnd, nicht himmelnd, nicht flimmernd bewegt, nein, seine Augen sind ruhig wie die eines Gottes! Goethes Auge blieb in seinem hohen Alter ebenso göttlich wie in seiner Jugend. Die Zeit hat auch sein Haupt zwar mit Schnee bedecken, aber nicht beugen können. Er trägt es immer stolz und hoch, und wenn er spricht, wird er immer größer, und wenn er die Hand ausstreckt, so ist es, als wenn er mit dem Finger den Sternen am Himmel den Weg vorschreiben könne, den sie wandeln sollen."

Er klappte das Tagebuch zu. „So werde ich ihn behalten!“ sagte er vor sich hin.

Er verließ Weimar und kehrte auf dem raschesten Wege nach Göttingen zurück. Es war in der Tat Zeit, wenn er seine Absicht verwirklichen und nun endlich die Leidenszeit seiner Jugend durch ein rühmlich bestandenes Examen im Frühling des nächsten Jahres beenden wollte. Aber noch einmal zog sich die Sache bis zum Sommer hin. Am Abend des 20. Juli 1825 verließ der junge Doktor der Rechte die Universität Göttingen und reiste in aller Stille nach Heiligenstadt. Das war ein kleiner Ort in dem ehemaligen Fürstentum Eichsfeld, ganz nahe bei Göttingen. Hier pochte er an die Tür des protestantischen Pfarrhauses.

Auf die Frage des Magisters Gottlob Christian Grimm, derzeitigen Pfarrers und Superintendenten der evangelischen Kirche in Heiligenstadt, was er begehre, gab er zur Antwort:

„Im Einvernehmen mit meiner Familie habe ich den Entschluß gefaßt, zum Christentum überzutreten, Hochwürden!“

Einige Wochen später fand in der Studierstube Grimms Harrys Taufe statt, durch die er, wie er hoffte, sich das Entreebillet zur europäischen Kultur verschaffen würde. Er ahnte noch nicht, daß dieser Uebertritt die bitterste Enttäuschung seines ganzen Lebens in sich schließen sollte.

XXI.

Die Schwere eines schwülen Sommerabends lag über der Nordsee um Norderney. Kein Lüftchen regte sich. Am fernen Horizonte im Westen stieg eine dunkelgraue Wolkenwand auf, aus der es jetzt von Minute zu Minute wetterleuchtete. Wie ein gewaltiges Gebirge stand sie über dem stahlblauen Meer. Ihre Ränder waren schwefelgelb umsäumt von der untergehenden Sonne, die weit in der Ferne ihre letzten blinkenden Strahlen wie Pfeile über die Wogen warf.

„Es wird ein Gewitter geben, Herr Doktor," sagte die wundervolle Frau mit dem italienischen Madonnengesichte, die hier auf der Nordwestküste der einsamen Insel an Harrys Seite auf einer Bank am Strande saß.

„Gäbe es eines, Frau Evelina, es wäre ein Gedicht, das Gewitter, hier am Strande der Nordsee auf dieser Insel!"

„In Ihrem Kopfe, Herr Doktor, das glaube ich, wär's nur ein Gedicht. Aber betrachten Sie mein neues Kleid, ich trage es heute zum erstenmale. Gestern habe ich es aus Paris bekommen, und bezahlt, bezahlt ist es auch noch nicht!"

Harry lächelte.

„Paris!" sagte er plötzlich in seltsam elegischer Betonung vor sich hin. „Paris ist auch einer meiner Träume, Frau Evelina!"

„Wie alles bei Ihnen nur Traum zu sein scheint, Herr Doktor! Ich selbst und die reizende Fürstin Hohensolms sind Ihnen ja auch nur ein Traum!"

„Fast scheint es so, beste Frau Evelina, die mich mein günstiger Stern in den einsamen Dünen Norderneys, wo ich auf die Jagd nach Strandvögeln ging und mit dem Segelboote die Küste umkreuzte, finden ließ. Fast scheint es so, als sollte mir mein ganzes Leben nichts als ein schöner

und manchmal auch böser Traum werden, Frau Evelina, der verrinnt!“

Er deutete über das Meer, das eben in heftigerer Bewegung, vom Winde des nahenden Gewitters aufgewühlt, wider die Küste brandete.

„Dem Meere gleicht meine Seele, liebste Frau Evelina, und manchmal bin ich in Versuchung, zu glauben, daß das Meer meine Seele sei!“

„Sie haben auch immer die tollsten Einfälle, Doktor! Welcher nüchterne und vernünftige Mensch vermag denn das zu glauben oder auch nur zu verstehen, daß das Meer Ihre Seele sei?“

„Eben darum, beste Evelina, weil ich Sie weder für einen nüchternen noch auch für einen vernünftigen Menschen halte ...“

„Ich danke verbindlichst, Doktor!“

„Ist's etwa vernünftig, daß Sie, eine verheiratete Bürgersdame aus der rühmlichst bekannten Philisterstadt Celle im bezopften Königreich Hannover hier auf Norderney an der Seite eines verrückten Poeten und Doktors sitzen, sich von ihm in höchst kompromittierender Weise die Kur machen lassen und einem Menschen Ihr Ohr und Ihre Neigung schenken, der das Meer für seine Seele hält?“

Er lachte.

Sie wollte sich erheben.

„Sie könnten recht haben, Doktor!“ meinte sie.

„Bleiben Sie, bleiben Sie, Seufzer meiner einsamen Nächte, Evelina! Ach schon Ihr Name, wie sich das hinhaucht in langen, werbenden Tönen, Evelina ... bleiben Sie!“

„Weil S i e es wünschen!“

Sie setzte sich wieder.

„Aber auf Sie komme es, wenn mein unbezahltes Pariser Kleid heute hier in Norderney die Taufe erhält!“

„Dann wird es Ihrem Kleide gehen, wie mir seiner Zeit in Heiligenstadt,“ scherzte Harry.

Evelina erwiderte nichts. Fragend sah sie ihn an. Seine Blicke waren wieder wie in Liebe und Begeisterung über das wogende Meer in die Ferne gerichtet und dann sagte er:

„Wenn Sie mir des weiteren Ihr Ohr leihen wollen, Evelina, dann vernehmen Sie: Tief auf dem Grunde des Meeres gibt es verborgene Wasserpflanzen, die nur im Augenblick des Aufblühens an dessen Oberfläche heraufschwimmen und im Augenblick des Verblühens wieder hinabtauchen. So kommen zuweilen auch wunderbare Blumenbilder heraufgeschwommen aus der Tiefe meiner Seele und duften und leuchten und verschwinden wieder."

„Sie sind ein unverbesserlicher Schwärmer, Doktor."

„Das mag schon sein, Evelina, das Meer ist meine Seele, so hören Sie weiter. Gestern in tiefer Nacht, der Vollmond stand leuchtend über diesem Meere, ließ ich mich von dem alten Jansen hinausrudern auf die See. Und da erzählte mir der alte Jansen eine wunderliebliche Sage, die hier unter dem Fischervolke der Insel geht. Man sagt, unfern dieser Insel, wo nichts als Wasser ist, hätten einst die schönsten Dörfer und Städte gestanden. Das Meer hat sie plötzlich alle überschwemmt. Aber bei klarem Wetter sähen die Schiffer noch die leuchtenden Spitzen der versunkenen Kirchtürme und mancher habe dort in der Sonntagsfrühe sogar ein frommes Glockengeläute gehört. Ich sage Ihnen nochmals, Evelina, die Geschichte ist wahr, denn das Meer ist meine Seele!"

Nachdenkend blickte Evelina vor sich hin.

Dann öffneten sich ihre Lippen und leise kam aus ihrem Munde das eine Wort: „Vineta" und sie sah Harry begeistert an.

„Sehen Sie, wie gut Sie mich verstehen, Evelina! Kennen Sie Müllers Verse:

„Eine schöne Welt ist da versunken,
Ihre Trümmer blieben unten stehn,
Lassen sich als goldene Himmelsfunken
Oft im Spiegel meiner Träume sehn!"

„Das ist wundervoll gesagt, Doktor!“

„Nicht so wundervoll, Evelina, wie das, was mir gestern in stiller Vollmondnacht durch den Kopf ging, da ich in Jansens kleinem Boote über mein versunkenes Vineta dahinglitt!“

„Haben Sie behalten, Doktor, was Ihnen gestern durch den Kopf ging?“

„So ungefähr, Evelina!“

„Erzählen Sie!“

Harry lehnte sich zurück. Wie ein Träumender sah er nun aus mit den niedergeschlagenen Augen. Und plötzlich ließ er den Blick über das Meer gleiten und sagte zu Evelina:

„Ihnen, schönste der Frauen, will ich anvertrauen, was mir gestern in heller Vollmondnacht wohl aus den Tiefen meiner Seele, die das Meer ist, aus den düsteren Schlünden der Vergangenheit aufgestiegen ist, Ihnen allein, Evelina, hören Sie!“

Die Sonne hatte die Wolkenwand für einige Augenblicke durchbrochen und ein seltsam weicher Hauch, aus Rosa und Blau gewebt, lag über der See, als Harry begann:

„Ich aber lag am Rande des Schiffes und schaute träumenden Auges hinab in das spiegelklare Wasser, und schaute tiefer und tiefer, bis tief im Meeresgrunde anfangs wie dämmernde Nebel, jedoch allmählich farbenbestimmter Kirchenkuppel und Türme sich zeigten und endlich sonnenklar eine ganze Stadt, altertümlich, niederländisch und menschenbelebt. Bedächtige Männer, schwarzbemäntelt mit weißen Halskrausen und Ehrenketten und langen Degen und langen Gesichtern. . .“

„Das sind wieder ganz S i e, Doktor, unterbrach ihn Evelina.

Harry fuhr in aller Ruhe fort:

„Schreiten über den wimmelnden Marktplatz nach dem treppenhohen Rathaus, wo steinerne Kaiserbilder Wache

halten mit Szepter und Schwert. Unferne vor langen Häuserreih'n, wo spiegelblanke Fenster und pyramidisch beschnittene Linden, wandeln seidenrauschende Jungfern, schlanke Leibchen, die Blumengesichter sittsam umschlossen von schwarzen Mützchen und hervorquellendem Goldhaar. Bunte Gesellen in spanischer Tracht stolzieren vorüber und nicken. Bejahrte Frauen in braunen, verschollenen Gewändern, Gesangbuch und Rosenkranz in der Hand, eilen trippelnden Schrittes nach dem großen Dome, getrieben von Glockengeläute und rauschendem Orgelton!"

Harry schwieg. Sein Blick schweifte wieder wie der eines Abwesenden über das Meer.

„Das ist ein Gedicht, Herr Doktor, ein wirkliches Gedicht," sagte Evelina.

„Mag schon sein. Das sind völlig neue Rhythmen und Dithyramben, die hier auf Norderney in mir lebendig werden, Evelina, denn das große Meer verschlingt das alte Reimgeklingel. Aber hören Sie weiter. Vernehmen Sie, was ich weiter als das wunderbarste von meinem für immer versunkenen Vineta sah."

Harrys Stimme nahm einen wehmütigen Ton an und wie Tränen der verratenen Liebe zitterte es nun bei seinen Worten. Und diese Worte trugen eine nie gehörte Sehnsuchtsklage in Evelinas Ohr:

„Mich selbst ergreift des fernen Klangs geheimnisvoller Schauer, unendliches Sehnen, tiefe Wehmut beschleicht mein Herz! Mein kaum geheiltes Herz!"

„Was ist Ihnen, Doktor?"

„Achten Sie nicht weiter auf meine zu Versen gewordenen Tränen, Evelina! Achten Sie nicht weiter darauf!"

„Mir ist, als würden seine Wunden von lieben Lippen aufgeküßt und täten wieder bluten!"

Ein Schauer durchlief Harrys Körper. Tränen entstürzten seinen Augen.

„Sie leiden, bester Freund," stammelte Evelina.

Er verstand sie nicht. Sein Geist war wieder in Hamburg, das mit seiner ganzen furchtbaren Gegenwart und süßen Vergangenheit in ihm emporgestiegen war, aus seines Meeres, seiner Seele, tiefstem Grunde, und als ob Evelina gar nicht mehr an seiner Seite säße, vollendete er das bittere Bekenntnis:

„Und täten wieder bluten. Heiße, rote Tropfen, die lang und langsam niederfallen auf ein altes Haus dort unten in der tiefen Meerstadt, auf ein altes, hochgegiebeltes Haus, das melancholisch menschenleer ist. Nur daß am untern Fenster ein Mädchen sitzt, den Kopf auf den Arm gestützt wie ein armes, vergessenes Kind, und ich kenne dich, armes, vergessenes Kind!"

„Sie zerreißen mir ja das Herz, Doktor," schluchzte nun Evelina.

Er hörte sie nicht.

„Maly, Maly!" kam es traumverloren von seinen Lippen.

Und dann klagte er in herzzerreißenden Worten:

„So tief, meertief also, verstecktest du dich vor mir, aus kindischer Laune, und konntest nicht mehr hinauf. Und saßest fremd unter fremden Leuten Jahrhunderte lang, derweilen ich, die Seele voll Gram, auf der ganzen Erde dich suchte und immer dich suchte . . . .!"

Und unendliches Weh zitterte nun in Harrys Stimme, als die Anrede der ewig Geliebten auf seine stammelnden Lippen trat:

„Du immer Geliebte, du längst Verlorene, du endlich Gefundene! Ich hab' dich gefunden und schaue wieder dein süßes Angesicht, die Augen, treuen Augen, das liebe Lächeln und nimmer will ich dich wieder verlassen und ich komme hinab zu dir, und mit ausgebreiteten Armen stürz' ich hinab an dein Herz!"

Harry schwieg. Evelina war tief erschüttert.

Und ganz plötzlich ging es wie ein spöttisches, entstellendes Grinsen über sein eben noch tiefernstes Gesicht.

„Was meinen Sie, liebe Evelina, was der gute, alte Jansen zu diesem meinem Seegespenst gesagt hat. Er packte mich am Fuß, denn ich war drauf und dran in das Meer hinabzugleiten. Seid Ihr des Teufels, Doktor, herrschte er mich an, wenn Sie sich so über das Boot lehnen, dann kentert das Ding! Und jetzt kommen Sie in den Spielsaal, Evelina, mir ist es, als wenn ich heute mein Glück versuchen müßte, der Regen wird auch gleich losgehen!"

Galant reichte Harry Evelina den Arm. Vom Strande schritten sie die Düne hinan und hatten in wenigen Minuten das alte und bescheidene Konversationshaus erreicht, in dem sich Norderneys Badegesellschaft in den Abendstunden zusammenfand.

Harry war Stammgast an den Kartentischen und er spielte mit leidlichem Glück.

Fast sechs Wochen weilte er jetzt auf Norderney und die fünfzig Louisdor, die ihm Onkel Salomon als Belohnung für das glücklich bestandene Doktorexamen geschenkt hatte, wären längst aufgebraucht gewesen, wenn es ihm nicht geglückt wäre, hier und da am grünen Tisch einen oder auch zwei der goldenen Füchse zu verdoppeln oder zu verdreifachen.

Es war eine sehr feudale Gesellschaft, die sich hier allabendlich an den Kartentischen einzufinden pflegte. Hannöversche Junker mit enunhanten Gesichtern und uralten, hochadeligen Namen, wie er sie schon zur Genüge von Göttingen her kannte. Er mied ihren Verkehr. Aber am Abend, hier an den Tischen, wo sie nichts sprachen, sondern nur mit mehr oder weniger gierigen Blicken nach den über den grünen Tisch rollenden Goldstücken und fliegenden Scheinen starrten, war das etwas anderes. Und ihr Geld war so gut gangbare Münze wie das der Rothschilds oder Onkel Salomons.

„Da ist ja die Fürstin Hohensolms," sagte Evelina, als sie den Spielsaal betraten. „Sie entschuldigen mich, Herr Doktor!"

Sie mochte daran denken, daß der Gemahl in Celle sie heute noch in einem sehr eingehenden Briefe gebeten hatte, doch ja nicht zu viel Geld in Norderney unterzubringen und der hohen, noch nicht bezahlten Pariser Toilette-Rechnung nicht ganz zu vergessen.

So war sie denn froh, in der Fürstin einen Vorwand gefunden zu haben und sich mit dieser in den Musiksalon begeben zu können, wo ein Berliner Streichorchester gerade ein Potpourri aus Mozarts Opern zum Besten gab.

Harry trat an einen der Kartentische heran.

Nachdem er gestern dieses seltsame Seegespenst erlebt hatte, wollte er es heute mit der Coeurdame versuchen. Das hatte er sich in den Kopf gesetzt.

Aber wie einst im Leben, so ließ ihn auch heute am grünen Tisch seine Coeurdame schnöde im Stich.

Der Treffbube gewann in einem zu.

Nun wechselte er.

Und sofort sprang das Glück um.

Fünf Louisdor hatte er auf den Buben gesetzt.

Die Dame kam heraus.

So ging es eine Weile.

Er fühlte in seine Westentasche. Die war leer. Leer, wie die Hand, in der er die ganze Zeit die funkelnden Füchse gehalten.

Da fiel es ihm rechtzeitig ein.

Auf seinem Zimmer hatte er das Reservegeld, das für seine Rechnung und die Rückreise nach Hamburg langen mußte.

Mit dem Meer, mit Norderney, mit der Fürstin und mit Evelina war es unter den gegebenen Verhältnissen aus.

Als er am folgenden Morgen das Segelboot bestieg, das ihn an die Küste des Festlandes bringen sollte, lagen die Nebel eines trüben Regensommertages über seinem Meer, das er seine Seele genannt hatte, und über der lieben Insel.

Ohne Abschied von der Fürstin und von Evelina genommen

zu haben, reiste er ab. Aber einen Brief und ein kleines Päckchen hatte er beim Portier des Hotels für die Damen, die ihm seinen Aufenthalt auf Norderney verschönt hatten, hinterlassen.

Evelina kam heute spät zum Frühstück.

Die Fürstin Hohensolms, die für Harry geschwärmt hatte, trat an ihren Tisch und fragte:

„Was haben Sie denn da, wohl eine Überraschung, oder ist es indiskret, danach zu fragen, teuerste Freundin?"

„Aber beste Fürstin, denken Sie sich, eine Ueberraschung ist es allerdings. Der Doktor ist diesen Morgen in aller Herrgottsfrühe einfach abgereist. Er war gestern abend wieder am grünen Tisch, und ich fürchte, daß seine Dichterhonorare das noch nicht vertragen können."

„Nein, so etwas! Das sieht ihm ähnlich! Jedem anderen würde man diese Ungezogenheit niemals verzeihen. Abzureisen, ohne adieu zu sagen, nachdem man ihn so verwöhnt hat!"

„Sie sagen es ja selbst, man verzeiht ihm eben alles. Er läßt Sie übrigens von Herzen grüßen und dies Angebinde ist wohl kaum zu verachten! Ich habe es zwar noch nicht gelesen, aber nach dem, was er mir gestern in der Abenddämmerstunde am Strande erzählt hat . . ."

Die Fürstin Hohensolms drohte mit dem Finger.

„Sie sind sehr offenherzig, beste Evelina, daß Sie diese Schäferstunden am Strande, von denen übrigens unsere hochfeudale Badegesellschaft schon reichlich gesprochen hat, einfach zugeben! Denken Sie sich, wenn man in Celle davon erfährt!"

„Du lieber Gott, beste Fürstin," meinte Evelina ganz resigniert. „Das liegt am Ende so in unserer Zeit. Was hat der Doktor nicht alles von Berlin erzählt, wie es dort die Koryphäen des Geistes treiben!"

„Die Koryphäen des Geistes, meine Beste, und Berlin, das ist am Ende doch etwas anderes, als Celle und Nor-

derney, wo sich die Adelsgeschlechter einer versunkenen Epoche die Hände reichen. In Berlins jüdischen Kreisen bei den Levins, Herzens, Mendelsohns, Markus', Veit und wie sie alle heißen mögen, die Goethe auf ihre Fahnen geschrieben haben, da kann wohl manches für schick gelten, was bei uns in der Provinz höchst shocking ist! Dort wechselt man heutzutage seinen Glauben und sein Ehegespons wie die Wäsche, meine Beste! Doch zeigen Sie das Angebinde her, das der Doktor den armen Hinterbliebenen dagelassen hat."

Es war ein kleines, in rotes Saffianleder gebundenes Buch, in das Harry für Evelina und die Fürstin einen Teil der Nordseebilder geschrieben hatte, die in diesen wunderbaren Sommerwochen, angeregt durch die Gesellschaft der beiden Frauen, auf Norderney entstanden waren.

„Ein artiges Geschenk, liebste Evelina," sagte die Fürstin, „in der Tat ein artiges Geschenk, um das ich Sie beneide. Darf man sehen?"

Evelina reichte der Fürstin das Buch.

„Und die wunderbare Handschrift, wie gestochen ist das geschrieben, man kann jeden Buchstaben lesen, als ob es gedruckt wäre!"

„Ja, Fürstin, der Doktor sagte vor einigen Wochen im Scherze, das war ganz im Anfang seines hiesigen Aufenthaltes, die schöne Handschrift sei der einzige Profit, der bei seiner kaufmännischen Laufbahn herausgesprungen sei!"

„Kaufmann ist er gewesen?"

„Ei, freilich, hat er Ihnen denn das nicht erzählt, Fürstin?"

„Aber nein! Ich begreife das nicht!"

„Ich begreife es wohl, daß man heutzutage einer Fürstin nicht gern erzählt, daß man Kaufmann gewesen ist!"

„Also sind auch S i e der Meinung, daß ich nicht frei von Standesvorurteilen bin?"

„Wer wäre das, Fürstin? Ich darf es Ihnen ruhig sagen, gerade darüber hat er sich bitter beklagt. Er ist doch Jude!"

„Er ist Jude? Auch das habe ich nicht gewußt!“

„Sehen Sie! Mir hat er das gesprächsweise angedeutet. Aber er ist zum Christentum übergetreten und schon jetzt klagt er darüber, daß ihm dieser Übertritt mehr Feinde als Freunde schafft!“

„Das ist seltsam, daß er mir das alles nicht erzählt hat,“ meinte die Fürstin.

„Ich kann das von ihm nicht so seltsam finden,“ lautete Evelinas Antwort. „Wenn er es überall erzählen wollte, daß er Jude ist, dann hätte seine Taufe wohl wenig Zweck gehabt!“

„Ich muß sagen, daß ich eine solche Auffassung religiöser Dinge, wenn auch nicht schön, so doch begreiflich finde,“ sagte die Fürstin ernst.

„Aber nun zu seinem Geschenk, liebe Evelina. Haben Sie schon alles gelesen?“

„Wann denn? Ich habe das Angebinde soeben auf meinem Frühstückstisch gefunden, wo es der Portier in seinem Auftrag niedergelegt hat. Aber die Widmung habe ich gelesen. Hören Sie, Fürstin, das ist in der Tat eine ganz neue Gattung der Poesie.“

Und Evelina las:

„Wie auf dem Felde die Weizenhalmen,
So wachsen und wogen im Menschengeist
Die Gedanken.
Aber die zarten Gedanken der Liebe
Sind wie lustig dazwischenblühende
Rot' und blaue Blumen.
Rot' und blaue Blumen!
Der mürrische Schnitter verwirft euch als nutzlos,
Hölzerne Flegel zerdreschen euch höhnend.
Sogar der hablose Wanderer,
Den euer Anblick ergötzt und erquickt,
Schüttelt das Haupt

Und nennt euch schönes Unkraut.
Aber die ländliche Jungfrau,
Die Kränzewinderin,
Verehrt euch und pflückt euch,
Und schmückt mit euch die schönen Locken,
Und also geziert, eilt sie zum Tanzplatz,
Wo Pfeifen und Geigen lieblich ertönen,
Oder zur stillen Buche,
Wo die Stimme des Liebsten noch lieblicher tönt,
Als Pfeifen und Geigen!“

Evelina hatte geendet und blickte sinnend vor sich hin.

„Wie finden Sie das, Fürstin?“ fragte sie endlich.

„Ich finde das herrlich. Aber . . .“

„Aber?“

„Steht nicht eine Buche an der einsamsten Ecke, die schönste auf der ganzen Insel, und . . . Ich finde das nicht sehr diskret!“

XXII.

Trotz des Onkel Salomon und den Eltern feierlich gegebenen Versprechens, sich nun in Hamburg als Advokat niederzulassen und zu praktizieren, nährte Harry im innersten seiner Seele den geheimen Wunsch, sich an der Berliner Universität als Privatdozent der deutschen Sprache und Literaturgeschichte zu habilitieren. Zu diesem Zwecke hatte er mit Varnhagen von Ense und den alten Berliner Freunden Fühlung genommen. Aber bald mußte er einsehen, daß alle seine Bemühungen in dieser Richtung vergeblich sein mußten, weil man einen Juristen als Lehrer an der philosophischen Fakultät nicht zulassen konnte. Der schmeichelhafte Vergleich Professor Hugos in Göttingen, der ihm bei Überreichung seines Doktordiploms gesagt hatte, er freue sich, in ihm, wie in Goethe, einen Juristen und Dichter begrüßen zu dürfen, war eben nichts als ein schmeichelhafter Vergleich gewesen und brachte Harry für das praktische Leben keinen Nutzen.

In der Zwischenzeit war er ein berühmter und gefürchteter Mann geworden. Außer seinen Gedichten, den Tragödien und dem lyrischen Intermezzo, das er der geistreichsten Frau des Universums gewidmet hatte, waren jetzt auch bei Hoffmann und Campe in Hamburg die beiden ersten Bände der Reisebilder erschienen und hatten infolge der noch niemals in Deutschland gelesenen Prosasprache, deren sich der jugendliche Dichter hier bediente, infolge des souveränen Spottes, mit dem er hier sich selbst und seine ganze Umgebung übergoß, ungeheures Aufsehen erregt. In Berlin und Hamburg, in Düsseldorf und München, ja sogar im fernen Ausland wurden sie gekauft und gelesen, und das von der österreichischen und preußischen Regierung gegen Harrys Bücher ausgesprochene Verbot erhöhte nur deren Reiz und wand schon

jetzt so etwas wie den Glorienschein des Märtyrers um des Dichters jugendliche Stirn.

Aber Deutschlands und insonderheit Hamburgs schwere Luft drückten wieder einmal auf ihn. Wieder einmal war ihm seine ganze Umgebung unerträglich geworden, und so kam es, daß sich in den letzten Apriltagen des Jahres 1827 ein junger Dr. iuris, der eben eine längere Unterredung mit Onkel Salomon gehabt, bei Baron Nathan von Rothschild in London melden ließ.

Der Beherrscher der Weltbörse, der das ihm vom Diener hereingebrachte Kärtchen gelesen hatte, empfing Harry in seinem Privatkontor.

Nathan bekümmerte sich im allgemeinen nicht viel um Poesie und Literatur. Politik und das mit dieser im engsten Zusammenhange stehende Fallen und Steigen der Kurse waren schon eher seine Sache. Aber von Harry und dessen kühnen Schriften, die man eben in Deutschland verbot, was nach seiner Meinung sehr für diese Bücher sprechen mußte, hatte er trotzdem gelesen, zumal da Salomon in Hamburg einer seiner Geschäftsfreunde war und mit ihm, wie damals übrigens die halbe Welt, so weit sie Geld hatte, dauernd in Verbindung stand.

Über das glattrasierte, kluge Gesicht Nathan von Rothschilds flog ein verbindliches Lächeln, als Harry über die Schwelle des eleganten Gemaches trat.

„Ich bin Ihnen im höchsten Grade verbunden, Herr Baron," begann Harry.

Rothschild hatte sich erhoben.

„Aber ich bitte, Herr Doktor, das ist doch ganz auf meiner Seite. Ich freue mich, den charmanten und berühmten Neffen meines Geschäftsfreundes Salomon hier in London begrüßen zu dürfen."

Harry lächelte leise in einem gerechten Gefühle des Stolzes, denn unwillkürlich mußte er daran denken, was Onkel Salomon wohl für ein Gesicht machte, wenn er ihn hier

von dem großen Rothschild, der doch für ihn als der Sterne leuchtendster am Weltenhimmel stand, so empfangen sähe.

Nathans Stimme drang an sein Ohr.

„Womit kann ich Ihnen dienlich sein, mein verehrter Herr Doktor? Es ist doch selbstverständlich, daß ich Ihnen in allen Ihren Angelegenheiten in England und speziell in London nach meinen Kräften zur Hand gehen werde. Aber bitte, sagen Sie zunächst, was Sie in mein Büro geführt hat?"

„Außer dem lebhaftesten Wunsche, den Herrn Baron von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen, dieses," erwiderte Harry und zog einen Kreditbrief über vierhundert Pfund Sterling aus der Tasche seines Rockes, den ihm Onkel Salomon, der ihn genügend mit Reisemitteln ausgestattet, lediglich zur Einführung bei dem Hause Rothschild mitgegeben hatte.

„Sie wünschen, daß Ihnen die ganze Summe sofort ausgezahlt wird, Herr Doktor?" fragte Nathan verbindlich.

Einen Moment zögerte Harry. Er dachte an den Zorn des Onkels, der ihm diesen Einführungsbrief im allerdings ganz ungerechtfertigten Vertrauen, daß er sich in London höchster Sparsamkeit befleißigen werde, eingehändigt hatte. Aber die Aussicht, endlich einmal in der Hauptstadt des High Life den Grandseigneur spielen zu können, beseitigte in einem Augenblicke alle seine Bedenken und so erwiderte er:

„Wenn ich Sie darum bitten darf, Herr Baron, es wäre mir in der Tat sehr wünschenswert, da ich offengestanden etwas knapp bei Kasse bin."

Nathan lächelte. Dann drückte er auf einen Knopf, durch den er vermittelst einer sich bewegenden Scheibe dem Buchhalter im Kassenraume ein Zeichen geben konnte, und als dieser eintrat, befahl er:

„Zahlen Sie dem Herrn Doktor auf diesen Kreditbrief vierhundert Pfund Sterling aus, Mister Black, und buchen Sie das Geld auf das Konto unseres Geschäftsfreundes Salomon in Hamburg. Der Herr Doktor wird sich nachher zur Unter-

schrift an die Kasse bemühen. Und dann benachrichtigen Sie sofort unseren Geschäftsfreund Salomon in Hamburg, daß ich das Vergnügen hatte, seinen berühmten und charmanten Neffen hier zu empfangen und ihm besagte Summe auszahlen zu lassen. Den Brief legen Sie mir dann zur persönlichen Unterschrift vor, Mister Black."

„Allright, Herr Baron!"

„Sind Sie schon lange in London, Herr Doktor?" wandte sich Nathan wieder an Harry.

„Ich bin erst vor vier Tagen in Dover gelandet."

„Und gestern und vorgestern haben Sie sich in unserer City schon ein wenig umgesehen?"

„Gewiß! Ich muß bekennen, Herr Baron, ich habe das Merkwürdigste gesehen, was die Welt dem staunenden Geiste zeigen kann!"

„Sie reden da sehr überschwänglich!" warf Nathan dazwischen. „Eben wie ein berühmter Dichter!"

„Das mag wohl so in meiner Art liegen, Herr Baron! Aber ich muß so fortfahren und es Ihnen sagen, ich habe es gesehen und staune noch! Noch immer starrt in meinem Gedächtnisse dieser steinerne Wald von Häusern und dazwischen der drängende Strom lebendiger Menschengesichter mit allen ihren bunten Leidenschaften, mit all' ihrer grauenhaften Hast der Liebe, des Hungers und des Hasses!"

„Sie sehen da mehr, verehrter eben gewonnener Freund, als unsereiner, aber Sie haben recht! Es ist viel Verkehr in London. Und Sie haben von England also einen sehr günstigen Eindruck in diesen ersten Tagen Ihres Aufenthaltes gewonnen?"

„Wie soll ich Ihnen das beschreiben, Herr Baron, was mein Herz empfand, da mein Fuß in Dover Englands geweihten Boden betrat, den geweihten Boden des Landes der Freiheit, in dem ein George Canning die Geschicke eines glücklichen Volkes lenkt!"

„Vielleicht übertreiben Sie doch, mein bester Herr Dok-

tor! Aus meiner Erfahrung heraus darf ich Ihnen wohl sagen, daß jedes Volk von der Religion der Freiheit nur das annimmt, was seinen Lokalbedürfnissen und seinem Nationalcharakter entspricht. Die Engländer sind ein häusliches Volk, Herr Doktor, und so sind sie mit der Freiheit zufrieden, die ihre persönlichsten Rechte verbürgt, die ihren Leib, ihr Eigentum, ihre Ehe, ihren Glauben und meinetwegen auch ihre Grillen schützt."

Und gerade dieser Freiheit entbehren wir in unserm guten Deutschland, verehrter Herr Baron," warf nun Harry ein. „Der Staat glaubt bei uns, den Glauben und die Meinung, das, was das Persönlichste an einem jeden Menschen ist, vorschreiben zu können, und deshalb, da ich den Fuß auf englischen Boden setzte, da war es mir, Herr Baron, als ob alle Nachtigallen erwachten!"

„Nachtigallen habe ich in London noch keine gehört, Herr Doktor," sagte Nathan von Rothschild und etwas wie leichter Spott umflog seinen bartlosen Mund.

Harry ging nicht weiter auf diese trockenen Erwiderungen des großen Börsenbeherrschers ein. Sondern in seinem Enthusiasmus fuhr er unbeirrt fort:

„Ja, so war es mir, Herr Baron, sei mir gegrüßt, Freiheit, junge Sonne der verjüngten Welt, sagte ich laut vor mich hin, als ich vorgestern zum ersten Male die grünen Ufer der Themse erblickte und dann diese City, der Mittelpunkt dieser ungeheuren Stadt selbst, Herr Baron! Eine halbe Stunde lang habe ich gestern an einer Ecke von Cheapside gestanden und bei dem Hasten und Drängen der Menschen habe ich mir gesagt, wenn London die rechte Hand der Welt ist, die tätige, mächtige, rechte Hand, so ist diese Straße, die von der Börse nach Downingstreet führt, als die Pulsader der Welt zu betrachten, das habe ich mir gesagt, Herr Baron!"

„Und Sie sind an dieser Ecke, wo Sie eine halbe Stunde gestanden haben, nicht umgerannt worden?" spottete Nathan.

„Doch, Herr Baron," lachte Harry. „Als ich dort einen Bilderladen betrachtete, gab mir ein langer und langweiliger Landsmann John Bulls einen Stoß und rief: Goddam! Beinahe wäre ich unter einen Wagen gekommen!"

„Und das im Lande der Freiheit," scherzte Nathan.

Bei diesen letzten Worten hatte er sich erhoben, wohl ein Zeichen für Harry, daß die Unterredung beendet sein sollte.

„Sie erhalten das Geld an der Kasse," sagte Nathan noch einmal, dann reichte er Harry die Hand.

„Ich werde Sie in diesen Tagen zum Diner bitten, Herr Doktor! Die Adresse Ihres Hotels hinterlassen Sie wohl in der Buchhaltung. Sie sollen bei mir interessante Zeitgenossen aus dem Lande der Freiheit kennen lernen! Und nun leben Sie wohl, noch einmal, es hat mich ungemein gefreut."

„Ich danke Ihnen von Herzen, Herr Baron!"

An einem der folgenden Tage erhielt Harry im Hotel die Einladung des Barons Nathan von Rothschild zum Diner. Nicht ohne ein leises Gefühl der Beklommenheit betrat der berühmte junge Dichter, der sich im allgemeinen sonst so sicher fühlte, den Palast des Geldfürsten.

Eine auserlesene und glänzende Gesellschaft hatte sich in den Prachtsälen, die an die einer königlichen Hofburg erinnerten und die das strahlende Licht von vielen Hundert Wachskerzen erhellte, eingefunden. Was war Berlin mit seinen Salons im Vergleich mit diesem London und der in Rothschilds Hause geschauten und ungeahnten Pracht?

Damen in wundervollen Toiletten, Herren in glänzenden Uniformen, Peers in altertümlichen Trachten mit ordenüberladenen Brüsten gingen hier aus und ein im Hause des Mannes, der mit einem einzigen Federzuge die Geschäfte Englands und des Kontinents zum Stocken bringen konnte.

In dem berühmten Malachitsaale wurde das Diner serviert. Nathan nahm sich Harrys in der liebenswürdigsten Weise an. Er stellte ihn als einen der gefeiertsten modernen

Dichter des gegenwärtigen Deutschland den Notabilitäten der englischen Gesellschaft vor. Nach dem Essen, als man sich plaudernd hin und her bewegte, trat ein hochgewachsener Herr an Harry heran. Er hatte den einfachen bürgerlichen Frack angelegt, die einzige Auszeichnung, die man an ihm bemerkte, war die höchste seines Vaterlandes, der von König Edward III. gestiftete Hosenbandorden, den er als Kette um den Hals, als achteckigen Stern auf der Brust und als dunkelblaues Samtband unter dem linken Knie trug.

Harry kannte ihn, gestern hatte er auf der Galerie der Stephanskapelle eine seiner großen Parlamentsreden gehört. Und gleich beim Eintritt in die Säle Rothschilds hatte er sich diesen Mann zeigen lassen.

Es war George Canning, der einstige Generalgouverneur von Ostindien und jetzige englische Ministerpräsident, der Begründer der konstitutionellen Freiheit des britischen Weltreiches. Wie vor einer Gottheit wich Harry einen Schritt vor diesem zurück!

Canning redete ihn an.

„Sie sind ein begeisterter Anhänger der Sache der Freiheit, hat mir Baron von Rothschild soeben gesagt, Herr Doktor. Sie haben Bücher in Deutschland veröffentlicht, die viel gelesen werden und die von der Regierung verboten worden sind!"

„Ich fühle mich dermaßen ergriffen," stotterte Harry. . . .

„Sie sollten nach England übersiedeln, junger Mann! Hier weht jetzt, Gott sei Dank, ein anderer Wind, seitdem wir die Gleichberechtigung der irischen Katholiken, die Freiheit der amerikanischen Staaten und die selbständige Verwaltung Ostindiens erkämpft haben."

„Seit Eure Exzellenz das alles erkämpft haben, wollen Eure Exzellenz sagen," erwiderte Harry im Tone hellster Begeisterung und blickte an Canning wie an einer überirdischen Erscheinung empor. Alles, was er für das eigene Vaterland wünschte und hoffte, schien ihm in diesem erhabenen

Momente seines Lebens, da er Canning selbst gegenüber stand, in diesem Manne seine Erfüllung gefunden zu haben.

Canning lächelte, es war ein sanftes Lächeln des Verzeihens, und Harry nannte in diesem Augenblicke in seinem Innern diesen Mann den Sprecher von Befreiungsworten, die wie heilige Donner über die ganze Erde rollten und in der Hütte des Mexikaners wie des Hindu ein tröstendes Echo zurückließen.

Auf seine freundliche Einladung, nach England überzusiedeln, wollte er ihm gerade erwidern, da war Canning von einem halben Dutzend anderer umringt, und Harry hatte nur noch die Möglichkeit, in diese ernsten und klugen Augen, die eine Welt zu umfassen schienen, stillschweigend zu blicken.

Und während Harry sich in London im Geiste mit dem beide Hemisphären umspannenden Genius des großen Canning verglich, während er sich sagte, daß auch er fortan wie jener seine Stimme donnernd gegen Gedankenschergen und Unterdrücker heiligster Rechte erheben wolle, gab es in Hamburg seinetwegen eine peinliche Szene.

Herrn Blacks Schreiben war angekommen und Onkel Salomon saß gerade, seine Pfeife schmauchend, am Frühstückstische.

Als er die wenigen Zeilen überflogen hatte, fiel ihm die Pfeife aus dem Munde und er starrte eine Weile wortlos vor sich hin.

„Was ist dir, Salomon?“ fragte seine Frau, die ihm gegenüber saß und ihm gerade eine neue Schale Kaffee eingießen wollte. „Hast du schlimme Nachrichten, Salomon?“

„Da, lies!“ donnerte er, „da lies, der Harry, der kann mich noch ruinieren, da, lies!“

Die Tante sagte kein Wort, nachdem sie gelesen. Sie wußte nur zu gut, daß jede Entschuldigung und jede Anklage Salomons Zorn nur in gleichem Maße erregen würden.

Aber so hatte sie ihren Mann noch nie gesehen.

Hoch war er von seinem Lehnstuhle aufgesprungen und Schaum vor dem Munde rannte er jetzt im Zimmer auf und ab.

„Der Teufel hole Rothschild mit samt seiner Ehre und dem Vergnügen, das er gehabt hat, dem Tunichtgut mein sauer verdientes Geld auszuzahlen," schrie er ein über das andere Mal.

Erst im September traf Harry wieder in Hamburg ein. Er hatte den schönen Batzen Geldes, den man ihm aus Rothschilds Kasse und auf Onkels Kosten so liebenswürdig zur Verfügung gestellt, weidlich ausgenutzt. In Liverpool und Manchester, in Ramsgate und wieder auf seinem geliebten Norderney war er gewesen, und den ihm verbleibenden Rest von achthundert Talern hatte er vorsorglich an seinen Freund Varnhagen in Berlin zum Aufheben gesandt, weil er den für die Ausführung seines Lieblingsplanes, einer Reise nach Italien, bestimmt hatte.

In Salomons Hause kam es wegen des Kreditbriefes zwischen Onkel und Neffen zu einer großen Auseinandersetzung.

In den Monaten, die vergangen, war Salomons Zorn freilich verraucht. Aber er hielt eine lange Strafpredigt über diese maßlose Verschwendungssucht und drohte Harry schließlich, daß er seine Hand ganz von ihm abziehen und sich nie wieder mit ihm versöhnen werde!

Harry erwiderte kein Wort.

Als Salomon endlich schwieg, fragte er:

„Sind Sie nun zu Ende, Onkel?"

„Ich dächte, ich hätte alles gesagt!"

„Das denke ich auch, Onkel!"

Mit einem hochmütigen Blicke maß Harry den Millionär von oben bis unten, und endlich kam es von seinen Lippen:

„Weißt du, Onkel, das beste an dir ist, daß du meinen Namen trägst!"

Noch ehe Salomon ein Wort der Erwiderung gefunden, war Harry aus dem Zimmer verschwunden.

Salomon war wie vor den Kopf gestoßen. Für diese Unverschämtheit hatte er keine Worte. Als seine Frau besorgt eintrat, stammelte er endlich:

„Denke dir, er rechnet es sich noch zur Tugend an, daß ich ihm für seine Briefe an mich kein spezielles Honorar zu zahlen brauche!“

„Das sieht ihm schon ähnlich,“ erwiderte die Tante, „dieser Tage verstieg er sich zu der Behauptung, daß jedes Wort, das er schreibe, ein Goldstück für ihn sei.“

Salomon schüttelte den Kopf. Dann begab er sich zur Börse, in der Hoffnung, das einzuholen, was der Neffe in London zum Fenster hinausgeworfen hatte.

Inzwischen saß Harry in der alten Gaisblattlaube im Garten, wo er vor vielen Jahren, ein unbekannter und schwärmerischer Jüngling, die ersten Gedichte für Maly niedergelegt hatte. Frau John Friedländer, eine dickliche, schon behäbig werdende Erscheinung, die gestern aus Königsberg in Hamburg eingetroffen war, stand vor ihm.

„Das freut mich aber wirklich, Harry, daß ich dich wieder einmal sehe,“ sagte sie in gleichgültigem Tone. „Du bist ja jetzt ein großer Dichter geworden und alle Welt liest dich!“

„Das mag schon sein, Maly,“ antwortete er, sich zu dem gleichen Tone zwingend. „Meine jungen Leiden haben die Welt erobert!“

Absichtlich ging sie nicht weiter auf diese bittere Anspielung ein. „Und was gedenkst du jetzt zu tun, Harry?“ fragte sie. „Willst du dich hier in Hamburg niederlassen und praktizieren? Hamburg ist doch auch sehr nett. Obwohl ich das Landleben vorziehe. John und ich leben sehr glücklich und beschaulich auf unserm Gute bei Königsberg.“

„Das sieht man dir an, beste Maly,“ erwiderte Harry.

„das Landleben bekommt dir nicht schlecht und die Liebe deines Gatten auch nicht, du hast Fett angesetzt!“

„Du bist ungezogen, Harry!“

„Findest du, Maly?“

„Ja.“

„Ich werde dir das Buch der Lieder schicken, Maly, das in den nächsten Wochen bei Campe herauskommt,“ sagte er nach einer Weile. „Auch mein Gedicht: „Ich grolle nicht, und wenn das Herz auch bricht“, das ein Freund vor dem Untergange rettete, steht darin.“

„Schick' es mir, Harry, ich werde es lesen!“

„Du sollst es lesen, Maly, es ist dein Teil an meiner Unsterblichkeit! In diesem Buche heißt es:

„Auf deine schönen Augen
Hab' ich ein ganzes Heer
Von ewigen Liedern gedichtet,
Mein Liebchen, was willst du noch mehr?“

Maly brach das Gespräch ab. „Ich glaube, dort kommt John.“

„Dann entschuldigst du mich wohl?“

Am Abend dieses Tages schrieb Harry einem seiner Freunde einen Brief und teilte ihm mit, daß er Hamburg verlassen werde, um über Frankfurt, Stuttgart und München die Reise nach Italien anzutreten.

In dem Briefe stand eine seltsame Stelle, die der Freund trotz alles Grübelns nicht begreifen konnte, weil er niemals in seinem Leben erfahren hat, an wen sich eigentlich die Gedichte des Buches der Lieder wendeten.

Dort hieß es:

„Die Welt ist dumm und fade und unerquicklich und riecht nach vertrockneten Veilchen. Ich aber werde jetzt Herausgeber der politischen Annalen, außerdem bin ich fest überzeugt, daß die Esel, wenn sie unter sich sind, und sich ausschimpfen wollen, so schimpfen sie sich „Mensch“. Ärgert

dich dein Auge, so reiß' es aus, ärgert dich deine Hand, so haue sie ab, ärgert dich deine Zunge, so schneide sie ab, und ärgert dich deine Vernunft, so werde katholisch! Im neuen Bedlam in London habe ich einen wahnsinnigen Politiker gesprochen, der mir geheimnisvoll vertraut hat, der liebe Gott sei eigentlich ein russischer Spion. Der Kerl soll Mitarbeiter werden bei meinen politischen Annalen!"

XXIII.

„Sind Sie noch immer nicht zu Ende?“ Ungeduldig kam diese Frage von Harrys Lippen. Der Maler, der an seiner Staffelei stand, sah einen Augenblick von seiner Arbeit auf, und dann erwiderte er trocken:

„Ich muß Sie schon um ein wenig Geduld bitten, Herr Doktor, so schnell geht das bei dem besten Willen nicht! Es sind auch erst drei Sitzungen, die Sie mir gewährt haben. Aber heute kommen wir sicher zu Ende. Ein Schnellzeichner, wie sie sich jetzt in Paris in den Vorstadttheatern sehen lassen, bin ich aber in der Tat nicht.“

„In Paris!“

Im Tone wahrer Begeisterung nannte Harry den Namen der von ihm schon so oft ersehnten Stadt.

„Sie sind in Paris gewesen, Herr Grimm?“

„Ich selbst leider noch nicht, Herr Doktor, aber mein Bruder Jakob, der hat vor Jahren Savigny, seinen großen Lehrer, nach Paris begleitet, damals, als die Sonne des großen Napoleon noch im Zenith des politischen Himmels stand, und der hat mir viel von den Wundern der Seinestadt erzählt.“

Während Ludwig Grimm, in dessen Atelier in Kassel dieses Gespräch stattfand, plauderte, zeichnete er unablässig an einer Skizze, die anfertigen zu dürfen er Harry vor ein paar Tagen bei dessen Ankunft in der Hauptstadt des hessischen Kurfürstentums gebeten hatte. Sie stellte den jungen Dichter des soeben erschienenen Buches der Lieder und der Reisebilder, den modernsten und gefeiertsten Literaten Deutschlands, von dem eben alle Welt sprach, in einer künstlerisch feinen Pose dar. Im Profil, den Kopf nachlässig auf die Hand gestützt, so wie er auch jetzt dort in der Ecke des Ateliers auf dem Sessel saß, so gaben die Linien des Bildes

die zierliche Gestalt und die feinen und ebenmäßigen Züge Harrys wieder.

„Wenn es Sie interessiert, Herr Doktor," nahm Ludwig Grimm das Gespräch wieder auf, „meine Brüder haben mir versprochen, meinem Atelier einen Besuch abzustatten und das Bild des berühmten Dichters persönlich zu betrachten. Sie können jede Minute hier sein und schon darum beeile ich mich so, ganz abgesehen davon, daß Sie ja schon morgen zu reisen gedenken!"

„Aber freilich interessiert mich das! Ich habe doch Jakob und Wilhelm Grimm nur einmal flüchtig gesprochen, und ich bin fest überzeugt davon, daß mir Ihr berühmter Bruder Jakob, der Schöpfer der deutschen Grammatik, und ebenso Wilhelm, der Sammler unserer Volksmärchen, viel Beachtenswertes zu erzählen haben."

Harry machte eine leichte Verbeugung zu Ludwig hinüber, die aber dieser mit einer leise abwehrenden Handbewegung bescheiden zurückwies.

„Wenn es meinem Bruder Wilhelm gesundheitlich besser ginge, Herr Doktor, dann hätte er es sicher auch schon so weit wie Jakob bringen können, aber freilich . . . an Fleiß und Verstand steht er gewiß nicht nach!"

„Ist Ihr Bruder Wilhelm sehr leidend?" fragte nun Harry voll Teilnahme.

„Er hat mit dem Herzen zu tun, Herr Doktor, er ist darum schon einmal bei Professor Reich in Halle gewesen, und der hat ihm größte Schonung und Vorsicht auch auf dem Gebiete geistiger Arbeit zur Pflicht gemacht."

„Da geht es ihm wie mir, Herr Grimm," sagte Harry. „Wenn mein Herz auch wieder völlig genesen ist . . . das klingt wohl seltsam für den Verfasser des Buches der Lieder . . . er lächelte ironisch vor sich hin . . . „so leide ich doch an diesen vermaledeiten Kopfschmerzen, die immer häufiger und häufiger wiederkehren. Mein Aufenthalt an der See,

den mir der Arzt in Hamburg dringend riet, hat auch verteufelt wenig genützt."

Ludwig war wieder in seine Arbeit vertieft und so entstand eine längere Pause. Harry hatte das Gefühl, als ob sein Geplauder den Künstler in der Vollendung seines Werkes stören könne. So schwieg er, und Grimm zeichnete ruhig ein halbes Stündchen weiter, während dessen Harry, der das Bild vollendet zu sehen wünschte und morgen doch weiter wollte, sich nicht muckste.

Es klopfte an die Tür und Jakob und Wilhelm Grimm, denen sich Harry schon am ersten Tage seines Kasseler Aufenthaltes vorgestellt hatte, traten ein.

„Noch ein Augenblickchen," rief Ludwig, „jetzt dürft Ihr mich nicht unterbrechen, zehn Minuten noch und ich bin ganz fertig!"

So reichten die beiden Harry, der sich nicht vom Sessel bewegte, stillschweigend die Hand.

Die Brüder sahen sich zum Verwechseln ähnlich. Aber Jakob sah stärker und widerstandsfähiger aus. Wilhelm trat hüstelnd in die Nähe des Ofens, in dem wegen des heutigen Regentages schon ein kleines Herbstfeuerchen flackerte.

„Das ist famos, einfach genial," sagte Jakob, der eben einen Blick auf die Zeichnung geworfen hatte.

„Ich bitte, mich nicht zu stören," mahnte Ludwig.

Noch ein paar Minuten herrschte tiefes Schweigen im Atelier, so daß man nichts als das leise Ticken der Wanduhr vernahm, die hier über der in Ludwigs Schlafzimmer führenden kleinen Tapetentür hing. Und endlich rief Ludwig, selbst hocherfreut:

„Jetzt bin ich fertig, Kinder! Ich glaube, es ist nicht übel geworden."

Harry, Jakob und Wilhelm traten vor das Bild.

Jakob war der erste, der das Wort ergriff.

„Darauf kannst du stolz sein, Ludwig," entschied er.

„Bin ich auch," lautete Ludwigs Antwort, „schon allein

wegen der Persönlichkeit, die ich auf diesem Bilde verewigt habe!"

Kein Wort kam von Harrys Lippen.

„Sie sagen gar nichts, Herr Doktor, am Ende gefällt Ihnen etwas nicht," klang es ganz verzagt aus Ludwigs Munde.

Da fühlte er sich von Harry umfaßt und auf beide Wangen geküßt.

„So danke ich Ihnen! Ich kann keine Worte für das finden, was Sie in den wenigen Stunden geleistet haben, zumal, da mir diese Kunst vollständig abgeht, Herr Grimm! Wenn das meine Mutter und meine Schwester sähen, wenn das . . ."

Ein geliebter Name schwebte auf seinen Lippen, den er rasch unterdrückte.

„Wollen auch Sie mir einen großen Gefallen tun, Herr Doktor?" fragte nun Ludwig.

„Jeden, den Sie in dieser Stunde von mir verlangen, Herr Grimm," erwiderte Harry stürmisch, „wenn seine Erfüllung in meiner Macht steht!"

„Dann versehen Sie dieses Bild mit Ihrer eigenhändigen Unterschrift, Herr Doktor, und mit einer Stelle aus Ihren Werken, so wird es für mich und jeden andern den hundertfachen Wert besitzen."

Ohne sich lange zu besinnen, trat Harry an den in der Ecke des Ateliers stehenden Schreibtisch. Die Feder in der Hand, über das Bild gebeugt, das Ludwig vor ihm niedergelegt hatte, überlegte er einen Moment. Und schon stand es in seiner schönen Handschrift unter dem ersten, von Künstlerhand geschaffenen Bilde, das seine Züge verewigte und sie der Nachwelt überliefern sollte:

„Verdrossenen Sinn im kalten Herzen hegend,
Schau' ich verdrießlich in die kalte Welt!"

Die drei Brüder lasen diese Verse und keiner sagte ein Wort. Sie kannten ihn aus dem Buch der Lieder und aus

den Reisebildern, und in den wenigen Tagen seines Kasseler Aufenthaltes hatte sich ihnen manche seltsame Seite seines in allen Farben der Menschennatur schillernden Charakters enthüllt. Bei ihm war alles Stimmung, und heute schien diese Stimmung eben grau in grau!

„Das ist aus einem ungedruckten Gedichte," sagte er jetzt. „Es steht noch nicht in meinem Buch der Lieder, und wer weiß, wann es einmal mit anderen seinesgleichen herauskommen wird, meine Freunde! Als ich mein eigenes, von Ludwig Grimm so vorzüglich getroffenes Profil sah, fielen mir unwillkürlich diese Verse ein, und ich dachte, daß sie am Ende nicht schlecht zu mir passen könnten. Ich habe es im Postwagen gedichtet, als ich an einem Regenabend durch die Lüneburger Heide fuhr, es war Herbst geworden und ich dachte an einen Sommer in Hamburg." Er schwieg.

„Doch Sie sind lange in Paris gewesen?" wandte er sich nun ganz unvermittelt an Jakob.

„Ich bin mit Savigny dort gewesen, Herr Doktor, und habe die Pariser Bibliothek nach Handschriften aus dem deutschen Mittelalter durchstöbert, die die Franzosen aus Heidelberg dorthin geschleppt haben."

„Und wie gefällt Ihnen Paris?"

„Es läßt sich schlechthin mit nichts auf der Welt vergleichen, Herr Doktor."

„Auch nicht mit London?"

„Ich kenne London noch nicht aus eigener Erfahrung, aber nach dem, was ich gehört habe, ganz und gar nicht. Ich glaube sogar, daß man schwerlich größere Gegensätze als London und Paris ausfindig machen kann! Sie kennen London, Herr Doktor?"

„Die Unvorsichtigkeit meines Onkels, des Millionärs Salomon in Hamburg, hat mir einen längeren Aufenthalt in England ermöglicht," erwiderte Harry spöttisch. Es blitzte in seinen Augen und um seine vollen Lippen flog das be-

rühmte Lächeln, das schon seine Lehrer im Düsseldorfer Lyzeum zur Verzweiflung gebracht hatte. „Auf den Spuren Walther Scotts und denen des Schwans vom Avon bin ich dort gewandelt, Finanzpolitik hab' ich mit Nathan von Rothschild und Sozialpolitik mit George Canning studiert, aber William Shakespeare wird am Ende das einzige sein, was von England an mir haften bleibt. Wenn ich die nötige Muße finde, dann werde ich ein Buch über Shakespeare schreiben, seine Julia und Ophelia, seine Desdemona und Cressida haben es mir angetan!"

„Soll das Ihre nächste Publikation sein, Herr Doktor?" fragte Jakob mit dem warmen Interesse des Kasseler Bibliothekssekretärs und Bibliophilen.

Harry, der das sofort empfand, antwortete:

„Ach nein, Herr Bibliothekar, vielleicht wird das in Jahren. Ich habe mich jetzt der Politik in die Arme geworfen. Ich habe das auch schon meinen Freunden mitgeteilt. Kurz vor meiner Abreise aus Hamburg erhielt ich aus Stuttgart einen Brief des Freiherrn von Cotta. Der will mich zum Herausgeber seiner politischen Annalen machen."

„In *dieser* Zeit?" kam es aus dem Munde der drei Brüder. „Sie, dessen Reisebilder man schon in fast allen Bundesstaaten verboten hat? Bei *der* Zensur!"

„Am Ende gerade um derentwillen," lautete Harrys Antwort. „Was wollen Sie, ein Schriftsteller, der heutzutage nicht konfisziert wird, ist am Ende gar keiner! Das scheint mir auch Cottas Meinung zu sein, der vielleicht in seinem ewigen Goethe und Schiller ein Haar gefunden hat und nun unter die Zeitungsgründer geht."

„Das mag schon sein, daß wieder so was wie ein kleines Revolutiönchen in der Luft liegt, Herr Doktor," meinte nun auch Jakob. „Die Franzosen in Paris scheinen mit ihrem Königtum wieder einmal höchst unzufrieden zu sein!"

„Gäbe es der Himmel, daß es drunten an der Seine

wieder mal los ginge, man erstickt ja bald in unserem guten Deutschland," seufzte Harry. „Doch Sie entschuldigen mich jetzt, meine Herren, die Sitzung ist beendet. Ich spreche Sie gewiß alle drei heute abend noch einmal, und morgen in der Frühe, wenn Sie alle noch in den Federn liegen, geht's über Frankfurt nach Heidelberg. Dort studiert mein Bruder Max Medizin. Den will ich besuchen, und dann, das Schloß muß ich sehen, das die Herren Franzosen in Trümmer geschossen haben, den Neckar und wieder einmal Studenten, wie solche in Bonn am Rheine einst gewesen sind! In München erwartet mich dann Herr von Cotta und die Arbeit für die Annalen, bis heute abend, meine Herren!"

„Grüßen Sie den Ludwig Börne, wenn Sie nach Frankfurt kommen!" trug ihm Jakob auf, „das ist eben der gefürchtetste Kritiker seiner Zeit und nehmen Sie sich vor dem in Acht, Herr Doktor, der läßt an nichts ein gutes Haar, noch nicht einmal an Goethe, dem sie doch alle noch lange nicht das Wasser reichen können!"

Harry brummte vor sich hin. Die anderen konnten nicht verstehen, was er sagte, aber es war so etwas wie ein Fluch. Denn er hatte das Gefühl, daß auch das Buch der Lieder unter dem Ruhme des Westöstlichen Diwan zu leiden hatte, und Leute, die in Weimar gewesen, hätten ihm erzählt, daß sich Seine Exzellenz sehr abfallend über den Stil der Reisebilder geäußert habe.

„Ein seltsamer Kauz," sagte Jakob zu den beiden Brüdern, als Harry gegangen. „So was unter das Bild zu schreiben! Das sieht fast wie Pose aus."

„Gesuchter Weltschmerz," meinte Wilhelm, „wenn man selbst krank ist, dann kommt einem das Kokettieren mit den Schmerzen nicht sonderlich imponierend vor."

Ludwig schwieg.

Er konnte die Meinung der beiden Brüder, von denen er wußte, daß sie drauf und dran waren, sich ganz in ihrem philologischen Kleinkram zu verlieren, nicht teilen, und so

betrachtete er stillschweigend das Bild und las noch einmal die seltsamen Verse, die Harry darunter geschrieben hatte.

Zu vieren verbrachten sie noch einen vergnügten Abend in Kassel, und am Morgen des folgenden Tages fuhr Harry Frankfurt entgegen. Wie einst vor vielen Jahren an des Vaters Seite, so wandelte er auch jetzt wieder durch die alte Judengasse, in der ihm damals zum erstenmale die Geschichte seines Rabbi von Bacharach eingefallen war.

Er war nicht allein, an seiner Seite ging ein etwas gebückter Mann, der trotz dieser Haltung ungefähr in gleichem Alter mit ihm stehen mochte. Über sein bartloses und geistvolles Gesicht huschte von Zeit zu Zeit dasselbe seltsam mokante Lächeln, das nun schon eine von Harrys Eigentümlichkeiten geworden war.

„Und Sie fühlen sich in diesem Krämerneste glücklich, Herr Börne?“ fragte Harry, als sie gerade vor Nathan Rothschilds Vaterhaus standen.

„Glücklich, Herr Doktor, gibt es für unsereinen ein Glück, der von Geburt aus zu den Verfehmten gehört? Das haben Sie, wie ich, am eigenen Leibe erfahren, und die Taufe hat uns beiden blutwenig genützt!“

Sie waren stehen geblieben, denn Börne konnte es infolge seines Brustleidens nicht vertragen, viel im Gehen zu diskutieren.

„Was macht Ihre „Wage“, Herr Börne,“ fragte nun Harry, die „Zeitschwingen“ hat man Ihnen doch auch beschnitten.“

„Verboten, wollen Sie sagen. Und die „Wage“, man lebt schlecht und recht davon, Herr Doktor! Das Publikum will nichts von Literatur und Kunst wissen, soweit es nicht auf Goethe geaicht ist!“

Er war bei seinem Lieblingsthema und nun wetterte er los:

„Da lob' ich mir den Menzel in Stuttgart, das ist der erste, der es einmal gewagt hat, die Wahrheit über diesen Goethe, diesen Fürstendiener, zu sagen, den sollten Sie be-

suchen, Herr Doktor, wenn Sie Ihr Weg nach der Stadt führt, in der der Freiheitskämpe Schiller gelitten hat!"

„Das werde ich nicht versäumen. Aber, aber . ."

„Was soll Ihr Aber?"

„Sie stecken doch in der gleichen Haut, wie ich, Herr Börne!"

„Da haben Sie recht, mit Löb Baruch ging es nicht, da hab' ich mich taufen lassen, drüben in Rödelheim, und mich Ludwig Börne genannt."

„Wie ich in Heiligenstadt. Aber helfen tut es blutwenig. Die Welt zerfällt nun doch einmal in Nazarener und Hellenen!"

„Was soll das heißen, Herr Doktor, doch nicht?"

„Sie erraten meine Gedanken, daß ich den in Weimar trotz allem für einen Griechen halte, ja sogar für einen griechischen Gott!"

Börne schwieg.

Wie hatte er diesen Griechen in seiner „Wage" angegriffen und alles, alles hatte nichts genützt, der Ruhm des Unsterblichen umgab wie ein Strahlendiadem aus unauslöschlichem Sonnenlichte dessen geweihtes Haupt.

„Sie sollten nach Paris, Doktor, ich bin dort gewesen, dort weht der Atem der Freiheit, dort gibt es keine Juden," sagte er plötzlich.

„Ach, wie oft habe ich schon an Paris gedacht," meinte Harry, „und dennoch, die blaue Blume der Romantik, wie ich sie suche, und pflücke, scheint mir nur auf deutschen Wiesen und in deutschen Wäldern zu gedeihen."

„Das tausendjährige Reich der Romantik ist nun endlich aus, Herr Doktor," entschied Börne, „eine neue Zeit wird anbrechen, verlassen Sie sich darauf, schon regt es sich allenthalben! Ich habe das so im Gefühl. Es ist vorbei mit dem Hellenen in Weimar. Eine neue Dichtung wird kommen, Herr Doktor, und wie ich Sie aus Ihren Werken kennen gelernt habe, werden Sie nicht ganz unbeteiligt daran

sein, eine politische Dichtung, die ich ahne, so was Ähnliches, wie es einst die Lieder der Befreiungskriege gewesen sind. So was, wo es um die große Suppenfrage der Völkerexistenzen geht!"

Begeistert sah Harry Börne an.

„In England, Herr Börne, habe ich solches empfunden, da ich George Cannings Reden im Parlamente hörte!"

„Sehen Sie, schon das eine Wort Parlament, Konstitution, Verfassung, das scheint mir alles in sich zu schließen. Auch wir hatten für uns Juden hier in Frankfurt so was wie eine Verfassung, das ist leider schon lange her, unter dem Fürsten Dalberg, meine ich! Damals wurde ich zum städtischen Aktuar ernannt, dann kam der Sturz Napoleons und die Gesetze der Freien Reichsstadt von anno Tobak traten wieder in Kraft. Kein Jude darf nach diesen Gesetzen ein öffentliches Amt bekleiden. Selbst meine Taufe half mir nichts, ich ging und habe mich seitdem ganz auf die Kritik geworfen. Ich pfeife auf diese Hellenen, die nach Ihrer Meinung diese Welt regieren sollen."

Harry war sehr nachdenklich geworden.

Börne begann aufs neue:

„Nur in Paris, verehrter Freund, wo man sich einst nicht scheute, einen leibhaftigen König um einen Kopf kürzer zu machen, weht in der Tat ein anderer Wind. Das werden auch Sie empfinden, wenn Sie erst dorthin gekommen sein werden, und Sie kommen dorthin, verlassen Sie sich darauf! Wie ist es Ihren Reisebildern ergangen, nicht anders als meinen „Zeitschwingen". Preußen und Oesterreich an der Spitze der Welt und der Zivilisation, dort hat man sie verboten und die übrigen Bundesstaaten sind dem löblichen Beispiel gefolgt."

Sie hatten den alten Judenmarkt überschritten und gingen nun durch die winkeligen Gäßchen in die Altstadt hinein.

„Hier wandele ich noch am liebsten, Herr Doktor, in diesen alten Gassen weht mich wenigstens die stickige Luft

des Mittelalters, da man unsereinen dem Pöbel zuliebe und zur öffentlichen Schaustellung lebendigen Leibes briet, am unverfälschtesten an. Da hinten liegt eine Gasse, die heißt „Hinter der Judenmauer“, die erinnert mich immer an die Zeit, da man unsere Väter noch wie räudige Hunde in Käfige gesperrt hat!“

Die Verbitterung Börnes ergriff nun auch Harrys leicht empfindsames Herz.

Der Hamburger Tage mußte er wieder gedenken, da sich der Pöbel zu einer echten und rechten Judenhetze aufgeschwungen hatte, und plötzlich fragte er:

„Haben Sie meine Romanze Donna Clara gelesen, Herr Börne?“

„Ich erinnere mich im Augenblicke nicht, Herr Doktor.“

„Es ist die Geschichte von der schönen Tochter des Alkaden,“ begann nun Harry, „die des Abends zusammen mit dem Geliebten und fern von dem Balle lustwandelt. Sie gesteht ihm ihre Liebe und schwört ihm ewige Treue bei dem Heiland, den die gottverfluchten Juden boshaft tückisch einst ermordet!“

„Nun fällt es mir wieder ein. Unser Schicksal,“ sagte Börne ernst, „ja unser Schicksal! Und Ihre Romanze endet mit einem Geständnisse?“

„Mit einem Geständnisse des Ritters, Herr Börne!“

Harry erhob seine Stimme und dann sagte er traurig und resigniert vor sich hin:

„Ich, Sennora, Eur' Geliebter,
Bin der Sohn des vielbelobten,
Großen, schriftgelehrten Rabbi,
Israel von Saragossa!“

Börne lachte. Eine wilde, selbstquälerische Lust klang seltsam durch dieses Lachen.

„Gehen Sie nach Paris!“ sagte er dann noch einmal, „hier werden Sie einen schweren Stand haben, mit solchen

Gedichten! Aber, wenn Sie meinen Rat nicht befolgen und doch nach München wollen, dann hüten Sie sich, mit den Pfaffen zu kollidieren!"

Harry lachte:

„Vor denen fürchte ich mich nicht!"

„Ich muß mich jetzt verabschieden. Mich ruft die Pflicht und der letzte Bogen der „Wage" liegt noch unkorrigiert auf meinem Zimmer."

Er reichte Harry die Hand und war rasch in einer der alten Gassen, die von dem Dome nach der Neuen Kräme führen, verschwunden.

Harry blickte ihm nach.

„Wie ein alter Seebär sieht er aus, der sich aufs Land zurückgezogen hat und sich von Mitleid bewegt fühlt, wenn er einen jungen Fant sieht, der sich zum erstenmale aufs Meer begibt," sagte er zu sich selbst. „Aber ich trage an Bord: Die Götter der Zukunft!"

XXIV.

Das Sonnengold des Herbstes umspann den Bergwald des Neckar. Es war ein herrlicher Nachmittag, an dem Harry in Gesellschaft seines Bruders Max, den die Studentenmütze nicht übel kleidete, durch das alte Karmelitergäßchen zur Höhe des Heidelberger Schlosses hinanstieg. Sie hatten das Karlstor hinter sich, und nun eröffnete sich der unvergleichliche Blick über die alte Stadt mit ihren Gärten und Türmen, auf die Neckarbrücke und den gewundenen Strom, der hier wie ein altes Lied durch einen der gesegnetsten unter Deutschlands Gauen rauscht. Weinstock und zahme Kastanie, Nußbaum und Mandel blühen und reifen an den immer sonngeküßten Hängen, und von der Höhe schweift das schönheitstrunkene Auge über des Rheinstroms silberglitzerndes Band, über Städte und Dörfer nach den fernen blauen Haardtbergen des von des Mittelalters Minnedichtung verklärten Rheinhessengaus und der vielbesungenen Pfalz.

„Wie in einem Paradiese mußt du dir hier in Heidelberg vorkommen, Max," unterbrach Harry die tiefe Stille, in der die beiden Brüder sich der Schönheit dieses Panoramas wortlos überlassen hatten. „Wenn ich da an mein graues und bezopftes Göttingen denke!"

Max lachte.

„Ich fühle mich auch wohl hier in Heidelberg, Harry, kannibalisch wohl, wie zwölfhundert Säue, um mit Goethe zu reden!"

Harrys Stirn verfinsterte sich.

„Du kannst es wohl nicht leiden, wenn von deinem großen Konkurrenten die Rede ist?" scherzte nun Max. „Aber beruhige dich! Das bezopfte Göttingen hat keiner noch so meisterhaft geschildert, wie du, Harry, in der Harzreise, und ich kann dich versichern, meine Heidelberger Kommilitonen

verschlingen die Reisebilder und wissen das Buch der Lieder auswendig. Da kann kein Verbot der Regierung was dran ändern."

„Laß' das, Max," verwies Harry. „Soll ich mir denn jeden und jeden Genuß immer und immer wieder durch die Erinnerung an diese lausige Regierung und ihr Vorgehen mir gegenüber vergällen lassen? Sieh nur, sieh, diese Farben! Diese Ruinen inmitten der herbstgefärbten Bäume. Das gibt es nur einmal auf der ganzen Welt!"

„Da hast du recht, Harry, Heidelberg und sein Schloß und der Bergwald auf diesen Hügeln im scheidenden Kusse der Septembersonne und der Fluß da drunten, der das grüne Band der Hoffnung um des alten Städtleins Füße schlingt, das gibt es nur einmal in der ganzen Welt."

„Du wirst in meiner Gesellschaft zum Dichter, Max, solche Konkurrenz unter dem gleichen Namen möchte ich mir höflich verbeten haben," erwiderte Harry. „Aber sieh nur, sieh nur! Ist es nicht das Schönste an Ruinen, daß sie Ruinen sind?"

Sie standen vor der Schlucht, in die das Pulver der Franzosen den gesprengten Turm gestürzt hat, den nun Efeu und blutroter wilder Wein überwucherten. Und drüben in nächster Nähe funkelte der rote Sandstein der Schloßfassade, als hätte ihn Frau Sonne in ihres Herbstes dunkelfarbigsten Wein getaucht.

Auf der Höhe des Friesenberges und weiter am Abhang des Königsstuhles stand der herbstliche Bergwald in zauberischer Pracht. Unter diesem klaren, wie durchsichtig blauen Himmel nahmen die schwarzen Tannen, die dunkelbraunen Buchen, das grelle Rot der Ahornbäume, das goldene Gelb der Birken, der Rüster zart ersterbendes Grün, der Eichen, wie es schien, unverwüstliche Kraft, einen wehmütigen Schimmer an, der Harry plötzlich die Tränen in die Augen steigen ließ.

„Was ist dir?" fragte Max. „Ich glaube, du weinst, Harry!"

Er schwieg lange.

„Es fällt mir eine Geschichte ein, Max, die ich noch keinem Menschen erzählt habe. Hier angesichts dieses Waldes, dem der Herbst den Scheidegruß auf die Stirn gedrückt hat, fällt mir diese Geschichte ein! Im Seebad Ramsgate habe ich vor ein paar Jahren ein Mädchen kennen gelernt, im Seebad Ramsgate, Max, wo sie vergeblich Heilung suchte!"

„Von wem sprichst du, Harry?"

„Der Name tut nichts zur Sache, Max, es war eine wundervolle, rassige, englische Blondine, und ich habe sie Kitty genannt. Sie hat mich geliebt, Max!"

„Wie so manche, Harry," versuchte der Bruder zu scherzen.

„Am Ende gerade nicht, wie so manche andere, Max! Als ich England verließ, war sie todkrank. Eine Freundin in London hat mir dann geschrieben, daß sie in einem Spital in der Hauptstadt elend gestorben ist. Es gab keine Rettung für sie."

Tränenumflorten Auges blickte Harry vor sich hin, dann schweiften seine Blicke wieder, als ob sie alles umfassen könnten, über die bergwaldgekrönten Hügel des Neckar, und er fuhr fort:

„Schon in Ramsgate hat mir der Arzt anvertraut, daß sie verloren war. Eine tückische Krankheit, Max, die tückischste, die wir kennen! Leise, harmlos fängt das an und wächst und wächst, bis es den ganzen Körper vernichtet hat."

„Und warum gedenkst du plötzlich hier in Heidelberg der kleinen in Not und Elend dahingegangenen Engländerin, Harry?"

„Das will ich dir sagen, Max, weil mir der Wald dort oben wie sie zu sterben scheint! Ich bin überzeugt, überzeugt, daß noch in ihrer letzten Stunde in dem grauen London der Kuß des Freundes und die Erinnerung an diesen über ihrem bleichen Gesichte lag, wie dort die scheidende Sonne über dem herbstlichen Wald!"

„Du dichtest ja wieder, Harry."

„Das mag schon sein, Max, ich dichte eben immer. Auch habe ich schon manches Lied für Kitty geschrieben, für die tote Kitty, traurige und fröhliche, aber das eigentliche Lied für Kitty, Max, das steigt leibhaftig dort über der Ruine des Heidelberger Schlosses aus dem sterbenden Bergwalde der Neckarberge empor."

Max schwieg. Er wollte den Bruder nicht stören, denn er sah, wie der um die Form eines jener kleinen Lieder rang, die dann plötzlich und allgewaltig, wie durch den Willen des Schicksals selbst gegeben, als seien sie Herzblut von seinem Herzblute, wie ein Strom, aus seinem Innersten hervorschossen.

Vom Rheine her erhob sich des Herbstabends leiser West und fuhr in die Kronen der Bäume, unter denen Harry und Max, versunken in den Anblick der Schloßruine und des dahinwelkenden Bergwaldes, standen. Leise sanken die goldgelben Blätter einer herbstgeküßten Ulme zu Harrys Füßen, und über dem Rhein rüstete sich die Wald und Hügel in schönste Tinten tauchende Sonne blutrot zum Untergang.

Da kam es in Erinnerung an die sterbende Kitty leise von Harrys Lippen:

„Das gelbe Laub erzittert,
Es fallen die Blätter herab,
Ach, alles, was hold und lieblich,
Verwelkt und sinkt ins Grab!"

Max sagte kein Wort. Seine Augen hingen an den Lippen des Bruders, es war das erste Mal im Leben, daß er ihn so sah, ihn, der sich sonst immer in Gegenwart der Menschen mit einem frivolen Witze über alles hinwegzusetzen beliebte.

Harry deutete nach den Bergen, und als ob das ganze Land und dessen Herbststimmung in eine einzige Strophe gebannt werden könnten, fuhr er fort:

„Die Wipfel des Waldes umflimmert
Ein schmerzlicher Sonnenschein,
Das mögen die letzten Küsse
Des scheidenden Sommers sein!“

Er schwieg.

„Kitty, Kitty,“ brach es da mit einem Male elementar aus seinem Innersten hervor. „Was hat man mir von dir geschrieben, Kitty!“

„Laß' mich einen Moment, Max, laß' mich allein!“

Max ging nach dem Burghof. Harry hatte sich unter der Ulme auf die Rasenfläche niedergeworfen. Er wühlte in seinem Haar. Endlich hatte er sich gefaßt, endlich fühlte er sich stark, die mit aller Macht hier plötzlich ohne jeden ersichtlichen Grund über ihn hereinbrechende Erinnerung an England und an Kitty zu bannen. Und so schrieb er denn in aller Ruhe die beiden letzten Strophen seines Gedichtes an Kitty in das Tagebuch, das er jetzt immer mit sich führte.

Als Max zurückkam, war das Gedicht vollendet. Drunten im „Ritter“, wo sie nach Einbruch der Dunkelheit bei einer Flasche goldgelben Markgräflers saßen, las Harry dem Bruder die beiden letzten Strophen vor:

Seine Stimme zitterte bei den Worten, die er droben auf dem Schloßberge angesichts des welkenden Waldes und der gestürzten Schönheit eines künstlerischen Wunderbaus gefunden hatte:

„Mir ist, als müßt' ich weinen
Aus tiefstem Herzensgrund.
Dies Bild erinnert mich wieder
An unsere Abschiedsstund'.

Ich mußte dich verlassen,
Und wußte, du stürbest bald,
Ich war der scheidende Sommer,
Du warst der sterbende Wald!“

„Komm mit, Harry, zu meinen Korpsbrüdern,“ sagte

Max, „das taugt nicht, wenn man sich in solche trüben Erinnerungen versenkt!“

„Da kannst du schon recht haben, Max, daß das wenig taugt,“ meinte Harry melancholisch. „Komm, auf Eure Kneipe, das wird das Gedächtnis froher Tage in Bonn am Rheine in mir wecken!“

Bei den Heidelberger „Arminen“, zu denen Max gehörte, ging es wesentlich sittsamer zu, als das vor Jahren bei den Bonner „Vandalen“ und in Göttingen der Fall gewesen war. Die Zeiten hatten sich eben gründlich geändert, der Rausch, der dem Sturze Napoleons unmittelbar folgenden Jahre schien für die meisten dahin. Nur hier und da knisterte der Funke, den die Regierung mit ihrem System der geistigen Unterdrückung schon vernichtet zu haben glaubte, und nur die Prophetischen, zu denen Harry gehörte, ahnten, daß einmal infolge eines äußerlichen Anlasses die Flamme wieder jach emporschlagen mußte.

Von den „Arminen“ wurde Harry als gefeierter Dichter und Verwandter eines Couleurbruders natürlich mit allen Ehren empfangen. Der Einladung, an einem Ausfluge, der am nächsten Tage nach Weinsberg und auf die Burg Weibertreu führen sollte, teilzunehmen, vermochte er sich nicht zu entziehen. Er nahm sie um so lieber an, als er Heidelberg bald verlassen wollte und Heilbronn, in dessen Nähe sich das Weinsberger Schloß erhebt, auf seinem Wege nach Stuttgart und München lag.

Golden und schön war dieser Herbst. Auch in den folgenden Tagen hielt das Wetter, was es droben auf Heidelbergs Schloßruine versprochen, und singend zog die Schar der munteren Musensänger in Weinsbergs alten Mauern ein. Harry fühlte sich wieder jung unter den Füchsen. Er hatte es ganz vergessen, daß er nun Doktor und ein berühmter Schriftsteller war. Von einem ersten Semester hatte er sich die bunte Mütze geliehen und sie keck auf das lockenumwallte Haupt gestülpt. Von dem, was er bei Ludwig Grimm

in Kassel unter sein Bild geschrieben, war heute in der Tat nichts zu bemerken. Er sah nicht aus wie einer, der, verdrossenen Sinn im kalten Herzen hegend, verdrießlich in die kalte Welt schaut.

Ein junger Fant ging an seiner Seite und in romantischer Begeisterung sprachen sie von der legendarisch gewordenen Weibertreu von Weinsberg.

„Das schönste an dieser Weibertreu, die übrigens, das kann ich Ihnen nach meinen Erfahrungen versichern, ein seltenes Kräutlein sein muß, ist doch die gottvolle Ballade von Bürger," erklärte Harry. „Ich schlage vor, daß wir sie droben nach irgend einer Melodie singen! Überhaupt Bürger, Kinder, wenn ihn auch der Herr Hofrat Schiller vermöbelt hat, wer wird nicht vermöbelt. Bürger, das war ein ganzer Kerl, ein Weiberkerl, Jungens," entschied er. „Der brave Professor in meinem braven Göttingen! Ich glaube, an ihn denke ich immer, wenn ich mir meinen Faust, der doch in Göttingen spielen soll, überlege. Das war ein Kerl, der mit seiner Molly, die er zusammen mit seinem braven Ehegespons im Hause gehalten hat. Das waren noch Zeiten! Und wenn die Dukaten auch zu Ende gingen! Was ist Gold und goldeswerter Tand, Biet' ich lieber, was dein Auge Holdes, was dein Herz an Molly Liebes fand!"

Er machte eine bezeichnende Bewegung beider Hände, die wohl so etwas wie Mollys weibliche Rundungen andeuten sollte. Und dann rief er:

„Ein Schweinehund, der Herr Professor Gottfried August Bürger in Göttingen, Kinder, aber ein ganzer Kerl, ein Sauskerl, wie er im Buche steht, sage ich Euch, von dem Ihr heutzutage baß was lernen könnt."

Er stimmte an, und während sie den Hügel zu der Ruine des Schlosses Weibertreu hinanstiegen, sang die ganze Schar:

„Ich will einst bei Ja und Nein
Vor dem Zapfen sterben!"

„Vor dem Heidelberger Faß, Harry," schrie da einer, „wo wir noch gestern einen gehoben haben!"

Aber die andern fuhren fort:

„Alles, meinen Wein nur nicht,
Laß' ich meinen Erben!
Mit mir soll der letzte Rest
In der Gruft verderben!
Dann zertrümmere mein Pokal
In zehntausend Scherben!"

Die Sonne brannte für diesen Septembertag noch recht wacker. Im Schweiße ihres Angesichtes stiegen die Jungen den steilen Hügel hinan, und in wahrer Begeisterung grölten sie unter Harrys Führung weiter:

„Echter Wein ist echtes Oel
Zur Verstandeslampe,
Gibt der Seele Kraft und Schwung
Bis zum Sternenkampe,

Witz und Weisheit dunsten auf
Aus gefüllter Wampe.
Baß glückt Harfenspiel und Sang,
Wenn ich brav schlampampe!"

Nach Besichtigung des Schlosses gab es drunten in der alten „Traube" ein leckeres Mal, bei dem Bürgers Zechlied von den Studenten zu vollen Ehren gebracht wurde. Die ersten Weinsberger Mastgänse waren eben fett geworden und zwei frische ungesalzene Schinken schmorten in der Bratenkachel. Und der Wein vom Bodensee, den die Wirtin führte, war, weiß Gott, nicht zu verachten.

Während des Mahles erhob sich Harry. Noch einmal gedachte er Bürgers und zitierte die Strophe aus dessen Weinsberger Ballade, die ihm immer am besten gefallen hatte:

„Und als das Städtlein widerstand,
Trotz allen seinen Nöten,
Da ließ er, hoch vom Grimm entbrannt,
Den Herold 'neintrompeten,
„Ihr Schurken, komm' ich 'nein, so wißt,
Soll hängen, was die Wand bepißt“!“

„Bravo, Harry, bravo!“ schrien die „Arminen“, denen der Seewein die Köpfe schon warm gemacht hatte, und Harry machte den Vorschlag:

„Hört, Kinder, wenn das Mahl zu Ende ist, dann statten wir dem edlen Kerner, dem Justinus, Oberamtsarzt der berühmten Stadt Weinsberg, am Fuße des Schlosses Weibertreu, in seiner Villa einen Besuch ab und bringen ihm ein Ständchen dar. Der längst begrabene Hoffmann und dieser Kerner, der eine in Berlin und der andere hier in Weinsberg, die haben mir das Gruseln beigebracht, und ich graue mich so gern, das glaubt Ihr gar nicht, wie gern, vor allem im dunkeln und wenn Weibsleut' dabei sind!“

Alle lachten.

„Wenn die Deutschen lustig sind, Kameraden, dann singen sie ein traurig Lied. Dem Weinsberger Arzt zum Preis steige es!“

Harry begann und alle andern stimmten ein in die elegische Melodie:

„Dort unten in der Mühle
Saß ich in süßer Ruh',
Und sah dem Räderspiele
Und sah dem Wasser zu.

Sah zu der blanken Säge,
Es war mir wie im Traum,
Die bahnte lange Wege
In einem Tannenbaum.

Die Tanne war wie lebend,
In Trauermelodie,

Durch alle Fasern bebend,
Sang diese Worte sie:

„Du kehrst zur rechten Stunde,
O Wanderer, hier ein,
Du bist's, für den die Wunde
Mir dringt ins Herz hinein!

Du bist's, für den wird werden,
Wann kurz gewandert du,
Dies Holz im Schoß der Erden,
Ein Schrein zur langen Ruh'."

Vier Bretter sah ich fallen,
Mir ward's ums Herze schwer,
Ein Wörtlein wollt' ich lallen,
Da ging das Rad nicht mehr!"

„Haben's los, die Schwaben," rief Harry, „der Uhland und der Kerner, aufs Schwabenland, Kinder, ein Schmollis dem edlen Stamme an Neckar und Jagst!"

Da trat die dicke Frau Wandelbein, die Wirtin der Weinsberger „Traube", in die Stube und sagte:

„Ein vornehmer Herr ist da draußen. Ich habe ihn nicht genau verstanden, aber, wenn ich recht gehört habe, dann sagte er, er wolle nur einen Augenblick den Dichter der Reisebilder sprechen. Ist denn einer von den Herren der Dichter der Reisebilder?"

Aller Augen blickten auf Harry.

Und ein stolzes Lächeln flog um seinen Mund.

In diesem Augenblicke mußte er wieder denken, was wohl Onkel Salomon in Hamburg dazu sagen würde, daß man ihn in wildfremden Landen als den Dichter der Reisebilder ansprach.

Geschmeichelt erhob er sich, er ertappte sich sogar dabei, daß er noch einen Blick in den an der Wand der Wirtsstube hängenden Spiegel warf, um sich davon zu überzeugen, ob

sein Spitzenjabot unter dem Ausflug auf Schloß Weibertreu nicht allzu sehr gelitten habe.

Dann trat er auf den Vorplatz und sah sich einem Herrn gegenüber, der allerdings einen recht distinguierten Eindruck machte.

Harry verbeugte sich vor dem Fremden.

„Sind Sie der Verfasser der Reisebilder?“ vernahm er dessen Stimme.

„Ich habe die Ehre! Haben Sie mein Buch gelesen?“

„Das wohl nicht,“ erwiderte der andere. „Aber, wenn Sie der Verfasser der Reisebilder sind, dann muß ich Sie verhaften und per Schub über die Grenze bringen. Sie wissen doch, daß Sie sich auf dem Boden Seiner Majestät des Königs von Württemberg nicht herumtreiben dürfen!“

Ein malitiöses Lächeln flog um Harrys Mund.

„O Schwabenland!“ kam es von seinen Lippen. „Sie erlauben doch, mein Herr, daß ich erst rasch meine Zeche begleiche. Der Gänsebraten war vorzüglich, nur zu empfehlen!“

Der württembergische Gendarm in Zivil sagte kein Wort. Ihm war es ja auch noch nicht vorgekommen, daß er an Stelle eines Landstreichers den Verfasser der Reisebilder zu verhaften hatte. Ueber das „Warum“ dieses seltsamen Schrittes vermochte er sich keine Rechenschaft zu geben. Aber Befehl war Befehl und Dienst war Dienst.

Harry erschien wieder in der Wirtsstube.

„War's ein reisender Engländer, der sich rasch eine Locke Ihres Hauptlhaares wegrasierte,“ scherzte einer der „Arminen“, „Herr Doktor?“

„Nein, ich will zahlen, Frau Wandelbein! Ade Schwabenland. Ich bin verhaftet, Kinder, und komme auf den Schub. Als der Dichter der Reisebilder, als Märtyrer der Freiheit! Grüßt den braven Kerner, Freunde, und sagt ihm von mir mit seinem Landsmann Schiller aus dem Munde der Milford: In zwei Stunden bin ich über der Grenze!“

XXV.

Es war in den Weihnachtstagen des Jahres 1827. In gehobener Stimmung saß Harry in einer der alten Kneipen in unmittelbarer Nähe des Marienplatzes und blickte hinaus auf das bunte Treiben der Kaufingerstraße. Alles ging nach Wunsch. Zu Beginn des Wintersemesters war sein Bruder Max von Heidelberg nach München übergesiedelt, so daß er zusammen mit dem fröhlichen Studenten manche heiteren Tage verlebte und bald einen großen Teil von dessen akademischen Freunden kennen gelernt hatte. In Stuttgart, wohin er sich infolge der Weinsberger Erfahrung allerdings im strengsten Inkognito und nur für ein paar Stunden begeben, hatte er schon im Herbst die Bekanntschaft des gefürchteten Wolfgang Menzel gemacht, der eben mit seinen literarischen Kritiken das allgemeinste Aufsehen erregte und eigens dazu berufen zu sein schien, den Alten in Weimar endgültig aus dem Sattel zu heben.

Und er selbst! Die stolze Behauptung, die er einst in Hamburg dem Onkel und der Tante zugerufen, daß jedes Wort, das er schreibe, ein Goldstück sei, schien sich jetzt zu bewahrheiten. Vor einigen Wochen hatte ihn Cotta in München besucht. Der freiherrliche Buchhändler, der der Verleger Goethes und Schillers war, hatte ihn gegen ein Gehalt von 2000 Gulden zum Herausgeber seiner „Politischen Annalen" ernannt und ihn außerdem zur Mitarbeit an seinem „Morgenblatt" und an der Zeitschrift „Das Ausland" aufgefordert.

Aber das Wichtigste, was Harry in München erreichen wollte, hatte er noch vor. Was in Berlin ein Ding der Unmöglichkeit gewesen, in Bayern konnte es am Ende glücken. Saß doch in diesen Tagen ein kunstsinniger Fürst, der Italien und Griechenland in den rauhen Norden verpflanzen wollte,

auf Bayerns Königsthrone und lenkte doch ein Staatsmann, der wie er ein Dichter war, in München die Geschicke der öffentlichen Lehranstalten und der Universität.

Der Dichter des Belisar, Freiherr Eduard von Schenk, den Ludwig in den erblichen Adelsstand erhoben hatte, interessierte sich für ihn. Er hatte die Reisebilder und Das Buch der Lieder gelesen, und Cotta hatte auf Harrys Wunsch diese Bücher an den König selbst gesandt. Die Sonne seines Ruhmes begann hell und freundlich zu strahlen. Schenk hatte ihn in Audienz empfangen. Ja, mehr als das, er hatte ihm zugesagt, daß er Harrys Gesuch um Errichtung einer Professur an der Universität München, die er bekleiden solle, bei dem König befürworten wolle.

Man feierte die frohe Stunde des ersten Anstichs, die Zeit des Frühschoppens, und das Tellerfleisch und die Geschwollenen, die Weißwürschtl und die Regensburger spielten die große Rolle.

Belustigt betrachtete Harry das bunte Treiben, das ihn hier in dem niedrigen und rauchgefüllten Lokale umgab.

Nannerl, die Kellnerin, hatte alle Hände voll zu tun. Hatte doch eben der feiste Ranzenhuber, der immer blau war, wie die eine Hälfte der bayerischen Landesfarben, frischen Anstich verkündet, und auf den Bänken schrien und kreischten alle Philister aus Isarathen:

„Nannerl, a Bier, a Bier!"

Und in jeder Hand ein halbes Dutzend und noch mehr der überschäumenden Gläser, lief das Nannerl wie ein flinkes Wiesel von Tisch zu Tisch, während ihr der Schaum des Hopfennektars, wie Harry das Münchener Leibgetränk mit Vorliebe nannte, über die neue, blühend weiße Schürze troff.

Harry saß allein an seinem Tische. Bruder Max hatte heute vormittag in der inneren Klinik zu tun, und die übrigen Kommilitonen mochten sich auf irgend einem gefrorenen Tümpel beim Eislauf vergnügen.

Da trat ein Herr an seinen Tisch, ein Fremder im deut-

schen Athen, der ihn in unverfälschtem Berlinisch anredete. Schon dieser Gegensatz, München und Berlinisch, amüsierte Harry köstlich.

„Es ist heute eine scheene Witterung," sagte der Fremde.

Harry erwiderte in dem gleichen Tone:

„Ja, es ist heute eine scheene Witterung," und machte eine leise zustimmende Verbeugung, als der Herr an seinem Tische Platz nahm und bei Nannerl eine Maß bestellte.

„Sie kommen wohl aus Charlottenburg," redete jetzt Harry sein Gegenüber an.

„Warum gerade aus Charlottenburg?" fragte der.

Und Harry gab ihm zur Antwort:

„Weil man dort das Berlinische noch besser als in Berlin selbst spricht, mein Herr!"

Der Fremde wußte nicht gleich, was er auf diese kühne Behauptung erwidern sollte.

Harry betrachtete ihn sich genauer. Tolle Vergleiche stiegen in seinem Kopfe auf. Er war heute so recht in der Stimmung, sich über Gott und die Welt lustig zu machen und nach neuen, noch niemals ausgesprochenen Bildern zu fahnden.

„Was der Kerl mit seinem unübertrefflichen Fistelbaß nur hier will?" fuhr es da durch seinen Kopf. „Dieses erzprosaische Witwenkassengesicht, mit der aufgestülpten pfiffigen Forschungsnase! Ich wette, daß ich recht habe, diese Blume ist keinem gewöhnlichen Sande entsprossen. So 'was kommt nur aus Berlin!" Und schon vernahm er wieder den fürchterlichen Fistelbaß.

„Sie haben richtig vermutet, mein Herr, ich komme aus Berlin. Das soll also das neue Athen sein? Na, ich danke verbindlichst!"

„Sie sind also mit Ihrem Aufenthalte in München nicht sonderlich zufrieden?" nahm Harry das Gespräch wieder auf. „Ich finde es auch ein wenig ridikül, mein Herr, daß man diese Stadt ein neues Athen nennt!"

„Sehen Sie, auch Sie sind meiner Ansicht. Berlin ...“

„Na, Berlin, Berlin ist überhaupt keine Stadt!“

Fast starr vor Staunen sah der Fremde Harry an.

„Was sagen Sie da, Berlin ist überhaupt keine Stadt?“

„Nein,“ beharrte Harry. „Berlin ist überhaupt keine Stadt!“

„Na, was denn sonst?“

„Berlin ... ich möchte sagen, Berlin gibt bloß den Ort dazu her, wo sich eine Menge Menschen, und zwar darunter viele Menschen von Geist, versammeln. Aber diesen Menschen ist der Ort ganz gleichgültig. Und diese Menschen bilden das geistige Berlin.“

Harry kam es vor, als wenn ihn der andere nicht richtig verstanden habe, und er wunderte sich auch weiter nicht darüber. Aber bald vernahm er dessen Einwand.

„Berlin ist doch die schönste Stadt in Deutschland, mein Herr!“

Harry lächelte.

„Wissen Sie, mein Herr, wie mir Berlin immer vorgekommen ist?“

„Da bin ich wirklich gespannt, denn Sie scheinen mir eine höchst eigenartige Persönlichkeit zu sein.“

„Das haben schon manche gefunden,“ sagte Harry nicht ohne Stolz. „Aber wenn Sie sich dafür interessieren?“

„Aber gewiß!“

„Langgestreckte, uniforme Häuser, lange, breite Straßen, die nach der Schnur und meistens nach dem Eigenwillen eines einzelnen gebaut sind, die keine Kunde geben von der Denkweise der Menge, sehen Sie, das ist Berlin! Und nur Sonntagskinder vermögen dort etwas von der Privatgesinnung der Einwohner zu erraten, wenn sie die langen Häuserreihen betrachten, die sich, wie die Menschen selbst, von einander fern zu halten streben, erstarrend im gegenseitigen Groll!“

„Sie sind in der Tat originell!“

„Finden Sie?"

„Und München?"

„München, mein Herr, München ist das gerade Gegenteil von Berlin. München ist von dem Volke selbst gebaut. Und zwar von aufeinanderfolgenden Generationen, deren Geist noch immer in ihren Bauwerken sichtbar ist. Wie in der Hexenszene des Macbeth, sehen Sie hier gewissermaßen eine chronologische Geisterreihe!"

„Was ist das, der Macbeth?"

„Der Macbeth ist ein Trauerspiel von Shakespeare, mein Herr," antwortete Harry belustigt, „das ein gewisser Hofrat von Schiller verdeutscht und das noch jüngst mein großer Lehrer Schlegel in Bonn übersetzt hat!"

„Sie scheinen mir ein hochgebildeter Herr zu sein!"

„So, scheine ich? Aber bitte, sehen Sie sich dies München nur genauer an und urteilen Sie dann selbst, ob ich recht habe. Hier sehen Sie den dunkelroten Geist des Mittelalters!"

„Ich muß gestehen, daß mir der Geist des Mittelalters noch niemals begegnet ist, und vor allen Dingen, ich wußte nicht, daß er dunkelrot ist!"

„Er i s t dunkelrot, mein Herr, verlassen Sie sich nur auf mich!"

„Bei der wievielten Maß sind Sie angelangt, wenn ich fragen darf?"

„Immer noch bei der ersten," erwiderte Harry trocken, „das Biersaufen ist mir, offengestanden, dasjenige, was ich an unserem neuen Athen am wenigsten lieben kann. Aber auch Sie werden hier in München dem dunkelroten Geiste des Mittelalters noch begegnen. Plötzlich tritt er hervor, geharnischt, aus gotischen Kirchen und neben ihm steht dann der gebildete, lichte Geist unserer eigenen Zeit, der uns einen Spiegel vorhält, worin jeder sich selbst mit Vergnügen anschaut!"

„Nannerl!" Fast ängstlich hatte der Mann mit dem Fistelbaß den Namen der Kellnerin ausgerufen.

„Noch ane Maß?“ fragte das Nannerl.

„Nee, stellen Sie mein Bier dort hinten auf den andern Tisch. Ich wünsche einen guten Morgen!“

„Ich ebenfalls.“ Harry lachte in sich hinein. Für verrückt hielt ihn der, und er war durch den dunkelroten Geist des Mittelalters den Schwätzer los.

Das Nannerl trat an Harrys Tisch.

„Was hatte denn der Herr, Herr Doktor?“ fragte es neugierig!

„Er hat mich ennuyiert, Nannerl,“ sagte Harry und hielt das Mädel, das eilig weiter wollte, am Schürzenzipfel fest, „da habe ich ihm die Frau Ironia vorgestellt, und da hat er sich schleunigst aus dem Staube gemacht!“

„Ach, gehn's,“ machte das Nannerl, „es ist ja gar keine Dame nit im Lokal, und dann die Madame Ironia, die kenn' i ja gar net. Is denn des a Münchnerin, Herr Doktor?“

„Ganz im Gegenteil, Nannerl, das ist eine waschechte Berlinerin. Und wenn die hierher kommt, dann wird sie am Ende noch die Aspasia des neuen Athen!“

Das Nannerl, das sich auf die Worte des Doktors keinen Vers machen konnte, entschlüpfte, denn von allen Seiten schrie man wieder: „A Bier, a Bier!“

In diesem Momente öffnete sich die Tür des Lokals und sofort fiel Harrys Blick auf den Eintretenden, den er offenbar erwartet hatte.

Er stand auf und ging der etwas seltsamen Erscheinung entgegen.

„S i n d Sie es endlich, Witt?“

„Ich muß Sie bitten, meinen Namen hier nicht so laut zu nennen,“ sagte der leise, „Sie wissen, der Name ist verpönt.“

Lange, dunkle und ungepflegte Haarsträhnen fielen dem Eintretenden, der seinen Schlapphut abgenommen hatte und in dem bis zu seinen Füßen reichenden schwarzen Mantel

an einen Mönch in der Kutte erinnerte, auf die Schultern herab. Das völlig bartlose Gesicht zeigte eine Blässe, wie sie nur die Folge schwerer Krankheit oder langer Kerkerhaft sein kann.

„Ich glaube, die Hunde sind mir schon wieder auf den Fersen, Herr Doktor," zischte er.

„Haben Sie Ihre Erkundigungen eingezogen, Witt, ich muß Ihnen sagen, ich traue dem Schenk nicht so ganz, die Sache dauert mir gar zu lange!"

„Ich habe heute morgen den Sekretär Franzel auf dem Ministerium gesprochen."

„Und?"

„Er hat mir gesagt, das Gesuch liege noch unerledigt in dem Kabinett Schenks."

„Sie wissen das bestimmt, Witt?"

„Mit aller Bestimmtheit, Herr Doktor!"

„Verdammt!" entfuhr es Harry. „Und er hat mir mit aller Sicherheit zugesagt, daß das Gesuch sofort an das Kabinett des Königs weiter gehe, daß die Unterzeichnung des Dekrets von seiten des Königs nur noch eine Formsache sei!"

„Auch darüber habe ich meine Erkundigungen eingezogen."

Witt Dörring, der unsichere Kantonist, der Spitzel der politischen Polizei, der einst auf der Zitadelle in Mailand sein Jahr abgebrummt, hatte sich an Harrys Tische niedergelassen und trank eben in Gier den ersten Schluck der frischen Maß, die das Nannerl vor ihn hingesetzt hatte.

Mit leiser Stimme, damit ihn niemand im Lokale verstehen sollte, redete er jetzt in Harry hinein.

„Ich habe unter der Hand meine Erkundigungen eingezogen, Herr Doktor. Schenk hat keine freie Hand. Man intrigiert da gegen Sie. Die klerikale Partei hat den König am Halfter. Und ich fürchte . . ."

„Was fürchten Sie, Witt?"

„Ich fürchte, daß es ihr gelingt, den König umzu-

stimmen und daß der das Ernennungsdekret unter diesen Verhältnissen nicht unterzeichnen wird."

„Woraus schließen Sie das?"

„Aus Nachrichten, die mir aus Italien zugegangen sind, Herr Doktor!"

„Aus Italien?"

„Graf Platen von Hallermünde hat die Xenien Immermanns im zweiten Bande der Reisebilder gelesen!"

„Das ist recht, wenn er die gelesen hat!"

„Graf Platen von Hallermünde war aber bayerischer Offizier, Herr Doktor, er ist allmächtig bei dem König, bedenken Sie das, die klerikale Partei stützt ihn, er hält sich für den größten Dichter in Bayern, wenn nicht in Deutschland, und ..."

„Ha, ha!" lachte Harry, „weiter nichts, der größte Dichter in Deutschland, und Goethe und ich ..."

Witt erwiderte nichts auf diesen Einwand, sondern er fuhr fort:

„Und dann, er ist Graf und Christ, und Sie sind ... Jude. ..."

„Bitte, ich bin seit einigen Jahren getauft."

„Das wird Ihnen in den Kreisen dieser Herren wenig helfen, Herr Doktor. Bei diesen Herren bleiben Sie der Jude. Man hat mir einige Ausdrücke dieses Herrn Grafen Platen von Hallermünde übermittelt."

Witt zog ein Notizbuch aus seiner Tasche.

„Er hat übrigens die Absicht, eine romantische Komödie zu schreiben, in der er Sie und den Immermann der Lächerlichkeit preisgeben wird."

„Wenn er das wagt, dann gehe ich schonungslos vor," rief Harry.

„Nicht so laut, Herr Doktor! Ich habe mir hier einige Auszüge aus dem Briefe gemacht, den ich von einem Freunde aus Italien erhalten habe. Mein Freund hat Einsicht in einen Brief genommen, den Platen an seinen Freund, den

Grafen Fugger, geschrieben hat. In diesem Briefe heißt es wörtlich: Was dann diesen Juden betrifft, gemeint sind Sie, so wünsche ich wohl, daß meine Münchener Freunde (denn er ist in München) ihn gelegentlich mystifizierten und ihn zur Rede stellten, was ihn zu dem Wagestück verleitet, einen offenbar Größeren, der ihn zerquetschen kann . . ."

Harry brach in unbändiges Lachen aus. Und Witt vollendete: „so unbarmherzig zu behandeln!"

„Ich werde ihn und sein weltbekanntes Laster vor aller Welt verhandeln," schrie Harry.

„Leise, leise, das ist noch lange nicht alles, Herr Doktor! Mein Freund hat sich dem Sekretär des Grafen genähert. Das Lustspiel, das es auf Immermann und Sie abgesehen hat, liegt in der Tat auf Platens Schreibtisch. Man hat mir Titulaturen mitgeteilt, mit denen Sie da beehrt werden. Fast fürchte ich . . ."

„Fürchten Sie nichts, sondern reden Sie in aller Ruhe weiter, Witt!"

„Das Stück, das er unter der Feder hat, betitelt sich Der romantische Oedipus."

„Ungemein geistvoll," spottete Harry.

„Sie, Herr Doktor, und Immermann sollen in dem Stücke getroffen, wie Platen meint, vernichtet werden. Nette Bezeichnungen hat er übrigens für Sie gewählt!"

Witt versenkte den Blick wieder in sein Notizbuch.

„Ich habe das direkt von dem Sekretär, der die Abschriften für den Grafen besorgt."

„Ich bitte um diese Ausdrücke, Witt!"

„Da heißen Sie unter anderm: Der Pindar vom Stamme Benjamin!"

„Nicht übel," meinte Harry. „Weiter!"

„Der Petrarca des Laubhüttenfestes!"

„Ha, ha, ha!"

„Des sterblichen Geschlechtes der Menschen Allerunverschämtester!"

„Das wird er erleben, da könnte er recht haben!“

„Und daß Ihre Küsse Knoblauch absondern, wird dort des weiteren behauptet.“

Harry schlug auf den Tisch, daß die Krüge klirrten. „Das soll nur erscheinen, Witt, dann kann der Herr Graf was erleben. Wie heißt es im Figaro, Witt? Will der Herr Graf ein Tänzchen wagen, ich spiel' ihm auf!“

„Das hätte ich von Ihnen, Herr Doktor, auch nicht anders erwartet,“ meinte Witt.

„Sagen Sie, Witt, lassen wir diesen griechischen Knaben einmal ganz beiseite, kennen Sie niemanden, dessen Einfluß weit genug reicht, um trotz allem wegen der Professur bei Schenk zu sondieren?“

„Wenn ich nicht irre, dann sind Sie doch mit dem russischen Dichter Fedor Tjutschew bekannt, Herr Doktor?“

„Man hat mir ihn wohl vorgestellt und ich habe ihn hie und da getroffen, Witt!“

„Das genügt. Tjutschew ist doch Attaché bei der russischen Botschaft. Sie sollten die Sache auf diplomatischem Wege auszukundschaften suchen, wie der Wind bei Hofe weht und was von dem König zu erwarten steht. Übrigens, Sie selbst verkehren doch . . .“

„Ich bitte, keine Indiskretion, Witt, wenn mich Ihre Königliche Hoheit die Frau Prinzessin empfängt, so geschieht das unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit, und ihre Verehrung gilt allein dem Dichter des Buches der Lieder!“

„Sie würden von den Prinzessinnen des Königlichen Hauses geradezu verzogen, erzählt man sich in München.“

Ein stolzes Lächeln glitt um Harrys Mund.

„Sie kennen mein schönstes Gedicht noch nicht, Witt?“

„Ich weiß in der Tat nicht, welches Sie heute Ihr schönstes nennen, Herr Doktor! Meinem Laienverstande wird da die Entscheidung sehr schwer gemacht.“

„Wieso?"

„Ich halte sie einfach alle für unübertrefflich."

„Schmeichler!"

„Nannerl, geben Sie dem Herrn noch eine Maß auf meine Kosten!"

„Ich danke, ich habe noch nicht ausgetrunken, aber eine Portion Tellerfleisch nehme ich dankend an. Ich habe noch nicht gefrühstückt, Herr Doktor!"

„Also ein Tellerfleisch, Nannerl!"

„Sie haben Ihre Königliche Hoheit die Frau Prinzessin in der Tat angedichtet, Herr Doktor? Ich bin gespannt!"

„Vielleicht enthält das Gedicht eine Ahnung von dem, was mir bevorsteht, Witt, wenn es mich meine Hoffnung auf die Professur in München und diese selbst kosten soll," sagte Harry ernst. „Es ist eine Ballade:

Es war ein alter König,
Sein Herz war schwer, sein Haupt war grau . . ."

„Der Prinz, stimmt!" entschied Witt.

Harry achtete nicht auf diese Unterbrechung, sondern fuhr fort:

„Der arme, alte König
Er nahm eine junge Frau!"

„Stimmt auch."

„Es war ein schöner Page."

„Na," machte Witt.

Aber Harry sagte es leise, nur für sich allein, vor sich hin:

„Blond war sein Haupt, leicht war sein Sinn,
Er trug die seidene Schleppe,
Der jungen Königin.
Kennst du das alte Liedchen?
Es klingt so süß, es klingt so trüb,
Sie mußten beide sterben,
Sie hatten sich viel zu lieb!"

„Na, so weit wird es nicht kommen," meinte Witt.

„Aber, wer weiß, wie lange ich noch unter diesen Verhältnissen in München bin," seufzte Harry.

Da trat sein Bruder Max, mit dem er sich zum Essen verabredet hatte, ein. Witt ging. Max sagte vorwurfsvoll: „Mit dem solltest du nicht verkehren, das schadet dir!" Aber Harry zuckte mit den Schultern.

XXVI

Harry war von schwerer Krankheit genesen. So weit war es mit ihm gekommen, daß er seinen Bruder Max beauftragt hatte, einen seiner besten Freunde, namens Merkel, mit dem Ordnen seiner Nachlaßpapiere zu betrauen. Das harte Münchener Klima, das er nicht vertragen konnte, hatte es ihm angetan. Eine schwere Lungenentzündung war die Folge einer Erkältung gewesen, die ihn wochenlang auf das Krankenbett geworfen hatte. So war es mit Cotta und dessen „Politischen Annalen“ nicht viel geworden, und auch das „Morgenblatt“, für das der freiherrliche Buchhändler Harry zum Herausgeber ausersehen hatte, rentierte nicht und ging ein. Der am Anfang seines Münchener Aufenthaltes so rosig erstrahlende Himmel verfinsterte sich wieder.

Auch von Schenk war in der Zwischenzeit keinerlei Bescheid eingelaufen. Die klerikale Partei schien das Ruder wieder völlig in der Hand zu haben und machte ihren Einfluß auf das Ministerium und den König geltend. Ihr war der getaufte Jude, der das Buch der Lieder und die allerorts verbotenen Reisebilder veröffentlicht hatte, nicht der Mann für eine Professur an der Münchener Universität.

Und eine wilde Sehnsucht nach anderen Verhältnissen und einer neuen Umgebung, der allen deutschen Dichtern eigene Traum von Italiens Pracht und Herrlichkeit, hatten sich der Seele Harrys bemächtigt und dieser Traum stieg auch eben wieder lockend und verheißend aus dem Innersten seines Herzens empor, da der kaum Genesene an einem schönen, blauen Frühlingstage auf der Terrasse eines „Kellers“ in Bogenhausen am Ufer der plätschernden Isar saß und die Blicke über die schneebedeckten Gipfel des im Süden winkenden bayerischen Hochlands hingleiten ließ.

Vor einigen Tagen hatte er sich die Varnhagen von Ense

zur Aufbewahrung anvertrauten achthundert Taler aus Berlin kommen lassen, und von dem von Cotta pünktlich trotz der mangelnden Beiträge gezahlten Jahresgehalte, lag noch mancher Schein in der Schublade seiner Kommode, da ihn die Krankheit vom Geldausgeben abgehalten hatte.

„Was starrst du denn immer nach den Bergen, Harry?“ fragte Max, dem das schöne Zenterl aus Bogenhausen eben eine frische Maß gebracht hatte.

„Nach dem großen Traume meiner Sehnsucht,“ schwärmte Harry. „Siehst du nichts auf den Bergen, Max?“

„Wolken und Schnee, weiter kann ich beim besten Willen nichts entdecken, Harry,“ lautete des Bruders absichtlich trockene Antwort.

„Daß du nicht mit den Augen des Dichters zu sehen vermagst, Max, ist mir allerdings schon lange bekannt. Mediziner und Dichter, brr, kann man sich auch schönere Gegensätze ausmalen? Aber trotz allem will ich es dir erklären! Schau nur genau hin, Max!“

„Ich schaue genau hin, aber ich versichere dich, ich bemerke nichts, nichts als Schnee und Wolken, und doch schaue ich so genau hin wie du!“

Harry lachte.

„Dort droben hinter dem höchsten Gipfel, Max, sehe ich ein wunderschönes Jünglingsantlitz hervorlauschen!“

„Ach nee!“

„In der Tat, ja! Und siehst du, ich wünsche mir Flügel, um hinzueilen nach seinem Residenzland Italien!“

„Daß du diese kostspielige Reise hin und her erwägst in all' den Tagen, seitdem du das Bett wieder glücklich verlassen hast, das wußte ich, Harry. Aber ich bitte dich, sei vernünftig und bedenke, was du hier im Stich lassen kannst!“

Harry wurde erregt.

„Was ich hier im Stiche lassen kann, Max? Nichts kann ich hier mehr im Stiche lassen, und für meinen Dichterberuf gewinne ich dort alles!“

„Und Schenk und die Professur?"

„Fast habe ich alle Hoffnung aufgegeben, aber versuchen werde ich es auch von dort unten noch einmal, und bei dem Ministerium sondieren, was das Ernennungsdekret im Kabinett des Königs macht. Freilich, seitdem sie den Witt Dörring ausgewiesen haben und der München und Bayern den Rücken kehren mußte, seitdem . . ."

Harry stützte das Haupt sorgen- und gedankenvoll in die Hand. Er sah jetzt genau aus, wie die schöne Zeichnung, die einst Ludwig Grimm in Kassel von ihm entworfen hatte.

Auch Max wurde ernst.

„Du hättest dich nie und nimmer mit diesem Abenteurer von Witt einlassen sollen, Harry, ich habe dich immer vor ihm gewarnt! Das hat dir bei Schenk und dem König nur geschadet. Auch bei Hofe verkehrst du nicht mehr, und die Frau Prinzessin hat ihre Einladungen nicht wiederholt, weil dieser Witt nicht reinen Mund gehalten hat!"

„Das mag schon sein, Max. Aber was willst du, in unserer Zeit geht es eben nur durch Hintertüren, und Witt war eine solche, wer konnte wissen, daß die politische Polizei, der er doch eine Zeitlang unentbehrlich erschien, ihn würde fallen lassen, ehe meine Professur zum Klappen gekommen war? Doch, sprechen wir von etwas anderem. Mir bleibt in dieser Sache jetzt nur noch Fedor Tjutschew, durch den ich einmal sondieren lassen kann."

„Ob dieser Russe gerade die geeignete Persönlichkeit ist, Harry, das will ich dahingestellt sein lassen," erwiderte der immer vorsichtige Max.

„Er ist Gesandtschaftsattachés, er verkehrt bei Schenk und hat Zutritt zu Hofe, das genügt! Freilich, wenn mich Schenk den Jesuiten sakrifiziert, Max, dann kann auch Tjutschew nichts daran ändern. Aber schau' dort!"

Er deutete wieder nach den bayerischen Alpen, die verheißungsvoll im hellen Lichte dieser neuen Frühlingssonne strahlten, und sagte:

„Mir ist's, als ob mich hier schon Zitronen- und Orangendüfte anwehten, Max, die von diesen Bergen herüberwogen, schmeichelnd und verheißend, und mich hinlocken nach Italien!"

„Da wird dir wohl nichts anderes übrig bleiben, als dein bißchen Erspartes wieder einmal deinen Schrullen zu opfern, Harry, und nach dem Lande deiner Sehnsucht hinabzugondeln. Ich bin ja auch der Ansicht, daß eine solche Reise für deine Gesundheit und dichterische Produktion nur förderlich sein kann!"

„Siehst du, du bist auch der Ansicht, Max. Tirili! Und morgen geht's hinauf in die Berge und dann hinunter in die Lombardei! Tirili!"

„Morgen? Also hast du schon?"

„Das Geld aus Berlin ist da, Max, und ich habe längst zwei Plätze belegt."

„Zwei? Wer hat denn die Ehre?"

„Du, mein Bruder Max! Max, bleibe bei mir, geh' nicht von mir, Max! Du begleitest mich!"

„Du bist wohl nicht ganz recht . . . Jetzt zu Beginn des Sommersemesters!"

„Völlig normal! Aber nur bis Bad Kreuth begleitest du mich! Weiter wird es für zwei Personen schwerlich langen. Dann fährst du zurück nach München, Tirili! Zenterl, noch ane Maß!"

„Stad, stad, Herr Doktor, wird holt frisch anstochen."

„Ich warte. Angesichts dieser Aussicht kann man schon warten, Zenterl! Aber siehst du ihn jetzt, Max?"

„Wen, Harry?"

„Ihn! Dort auf den Bergen in der goldenen Abenddämmerung auf der Spitze der Alpen."

„Meinetwegen, wenn du es absolut haben willst!"

Harry fuhr fort:

„Ich sehe ihn ganz und gar, lebensgroß, den jungen Frühlingsgott, Blumen und Lorbeern umkränzen sein freudiges

Haupt und mit lachendem Auge und blühendem Munde ruft er: Ich liebe dich, komm zu mir nach Italien!"

„Du, Harry, wenn ich nicht als Mediziner noch vor einer Stunde konstatiert hätte, daß das Fieber ..."

„Ich weiß, ich weiß, Max, unsereiner ist halt immer für Euch Wirklichkeitsmenschen im Fieber! Tirili!"

„Aber abgemacht, du begleitest mich bis Bad Kreuth in Tirol! Kennst du Immermann, Max, meinen Freund und Gesinnungsgenossen Immermann und dessen Trauerspiel in Tirol? Tirol, ach Tirol! Ich liebe den Bonaparte, Kinder, weiß Gott, ich lieb' ihn, aber Tirol und anno neun und der Andreas Hofer!"

Ein Hustenanfall unterbrach Harrys Worte.

„Siehst du, das kommt von der ewigen Manie, hier in München im April im Freien zu sitzen und dieser verrückten Idee mit der frischen Luft! Jetzt machen wir schleunigst, daß wir unter Dach und Fach kommen, sonst wird es mit deiner morgigen Abreise nichts!"

„Mit unserer bitte ich mir aus, Max!"

Sie gingen.

Harry kannte seinen Bruder. Wenn er bei ihm etwas durchsetzen wollte, dann hatte er ihn in der Hand, so wie er im Grunde genommen auch Vater und Mutter, auch Schwester Charlotte und sogar bis zu einem gewissen Grade Onkel Salomon in der Hand hatte. Und Max ließ sich überreden. Die paar Sachen waren rasch gepackt und am Morgen des folgenden Tages verließen sie München und fuhren dem Süden zu.

Bis Bad Kreuth in Tirol machten sie die herrliche Reise gemeinsam. Hier verabschiedeten sich die Brüder. Max, um sein Brotstudium in München wieder gehörig anzupacken, Harry, um in dem Lande seiner Sehnsucht seine angegriffene Gesundheit wiederherzustellen und neue und große Reiseeindrücke für seine Werke zu sammeln, deren neuester Band in aller Bälde bei Campe in Hamburg erscheinen sollte.

Von Bad Kreuth reiste er allein weiter. Durch das alte Innsbruck, das ihm in diesen Tagen einen engen und mittelalterlich von seinen Bergen bedrückten Eindruck machte, ging es über Steinach und Sterzing die alte Brennerstraße hinunter nach dem Süden Tirols. Brixen, Trient und Ala taten ihre Wunder vor ihm auf, und über die Piazza Erbe in Verona wandelte er, das Herz voll von Erinnerungen an Theoderich den Großen, dessen gewaltiges Haus er in dem Veroneser Amphitheater anstaunte, und an Shakespeares unsterbliches Liebespaar. Die Ambrosiana und Brera in Mailand taten es ihm an, Tizian und Giorgione weckten Wunder der Schönheit in seinem Busen, eine neue Offenbarung stieg das südliche Meer, von Genuas Höhen geschaut, vor ihm auf und über Livorno, wo er schon die Nähe des einzigen Florenz und seiner Nächte empfand, kam er zu Anfang des Herbstes in den Bädern von Lucca an, die erst durch ihn weltbekannt werden sollten.

Hier hätte er seine Kur gebrauchen und sich die nötige Ruhe verschaffen können, wenn nicht Campe in Hamburg in einem fort gedrängt hätte. Er wartete auf sein Manuskript, den dritten Band der Reisebilder, den ihm Harry bei seiner Abreise feierlich versprochen hatte.

So wurden die Wochen in Lucca, die Wochen der Ruhe und Erholung hätten sein sollen, Wochen der Hast und aufreibenden Arbeit. Denn dieser neue Band der Reisebilder verfolgte noch einen anderen Zweck, als den einen, ihm weitere Geldquellen zu eröffnen und seinen wohl gegründeten Ruf beim Publikum zu befestigen. Harry hatte die feste Absicht, diesen dritten Band der Reisebilder: „Die Bäder von Lucca" und den übrigen Teil seiner italienischen Reise dem bayrischen Staatsminister Freiherrn von Schenk zu widmen und ihn hierdurch an das einst gegebene Versprechen der Errichtung einer Professur an der Münchener Universität zu erinnern.

Das Buch war nahezu vollendet und die Saison in Lucca

ging zu Ende. Harry brach nach Florenz auf. Von München kam und kam kein Bescheid. Harry erinnerte sich seiner eigenen Worte, die er vor Monaten dem Bruder gegenüber auf der Terrasse in Bogenhausen ausgesprochen hatte. Der Russe Fedor Tjutschew war der einzige, der einmal in seiner Angelegenheit bei Schenk sondieren konnte. Von Florenz aus schrieb er ihm einen ausführlichen Brief. Lange, lange ließ die heißersehnte Antwort auf sich warten. Endlich traf sie ein. Tjutschew hatte in Erfahrung gebracht, daß König Ludwig das ihm von seinem Minister vorgelegte Ernennungsdekret nicht unterzeichnet habe und daß keinerlei Aussicht vorhanden sei, den König umzustimmen.

Das also hatte er, der getaufte Jude, den sie alle haßten, seinen Bemühungen bei Schenk und den Umtrieben dieses eitlen Grafen von Platen-Hallermünde zu danken. Es war zum Rasendwerden, und Harrys Wut kannte nun keine Grenzen mehr. Vernichten wollten sie ihn, aber sie sollten ihn kennen lernen, sie kannten ihn noch nicht, sie wußten noch nicht, wozu er imstande war, wenn er seine Feder, anstatt in Witz und Ironie, in Geifer und Galle tauchte.

Am Schreibtisch ließ er seinem Zorne die Zügel schießen. Dieser Platen, den er nie in seinem Leben gesehen hatte, diesen Schöpfer verrückter Ghaselen und andere unglaublicher Metra und Strophen, den wollte er vernichten, denn dem schrieb er sein ganzes Mißgeschick zu. Was hatte Witt Dörring im vergangenen Winter in München gesagt? „Er solle sich hüten, einen Größeren, ha, ha, einen Größeren, der ihn zerquetschen könne, so unbarmherzig zu behandeln!“ Er sollte ihn kennen lernen, dieser Platen, der da meinte, ihn, den Dichter des Buches der Lieder und den Verfasser der weltberühmten Reisebilder, mit seinen widerlichen Freundschaftsgedichten, mit Hilfe der klerikalen Partei und der Jesuiten zu Fall bringen zu können.

In dieser Stimmung arbeitete Harry stundenlang, in fieberhafter Hast. Kein gutes Haar durfte an diesem Platen

bleiben. Unsterblicher Lächerlichkeit würde er ihn preisgeben, ja unsterblicher! Und dieses Buch, dessen Widmung einst für den bayerischen Minister bestimmt gewesen, das wollte er seinem Freunde und Gesinnungsgenossen Karl Immermann darbringen, dessen scharfe und gerechte Xenien, die er in den Reisebildern veröffentlicht hatte, diesen Grafen zuerst beleidigt und zu diesem unglückseligen literarischen Feldzug, der mit Platens völliger Vernichtung enden sollte und enden würde, vermocht hatten.

Er saß in Florenz, für einen, der aus dem fernen Deutschland kam, fast vor den Toren Roms. Aber die Arbeit hielt ihn immer und immer wieder von der Abreise zurück. Und dann, war es klug, sich unter den gegebenen Verhältnissen, da in Deutschland ein Hexenkessel, in dem man ihn sieden wollte, brodelte, weiter zu entfernen, war das politisch gehandelt? Die Angst und die Sehnsucht packten ihn in Florenz, Angst vor dem, was seine Feinde in München noch des weiteren gegen ihn im Schilde führten, Sehnsucht nach den Eltern und der Heimat, denn er saß, ein Einsamer, dessen Sprache kaum ein Mensch verstand, in Toskanas Hauptstadt.

Und zu Hause stand es schlimm. Die Gesundheit des Vaters hatte schwer gelitten. Die Briefe der Mutter, die er in Lucca und hier in Florenz empfangen, lauteten trostlos.

Schon zwei Monate weilte er in Florenz, ohne zu einem Entschlusse gekommen zu sein, ob er sich nach Süden oder Norden wenden sollte. Endlich hielt es ihn nicht mehr. Die Briefe aus der Heimat blieben ganz und gar aus. Offenbar fürchtete man sich, ihm schlimme Nachricht zu geben. Und so brach er denn eines Tages kurz entschlossen seine Zelte in Florenz ab und fuhr nach Venedig.

Seine bange Ahnung hatte ihn nicht getäuscht. Sofort nach seiner Ankunft in Venedig hatte er sich an seinen Bruder Max in München gewandt, und nach langen Tagen angsterfüllten Wartens traf dessen Bescheid ein. Der Vater

sei lebensgefährlich erkrankt, hieß es in dem Briefe des Bruders. Er möchte also sofort abreisen und in Würzburg bei der befreundeten Familie Textor nach weiteren Nachrichten fragen.

Als Harry nach mühseliger Reise endlich in Würzburg anlangte, erfuhr er das leider längst Befürchtete. Samson war am 2. Dezember 1828 infolge eines Schlaganfalls gestorben.

Ohne sich irgendwo Ruhe zu gönnen, eilte Harry zu der Mutter und den Geschwistern. Als er in Hamburg eintraf, hatte man den Vater schon zur letzten Ruhe getragen. Auf dem israelitischen Friedhof in Altona hatte Samson seine letzte Stätte gefunden. Lange war es Harry unmöglich, die Feder in die Hand zu nehmen und zu arbeiten. Der Tod des Vaters, von dem er wußte, daß er immer nur sein Bestes im Auge gehabt, hatte seine sensible Natur zu tief erschüttert. Noch nach vielen Jahren schrieb er an einen Freund: „Ich habe den Verlust meines Vaters lange Jahre nicht begreifen und niemals verschmerzen können.“

Und in den Memoiren heißt es:

„Mein Vater war von allen Menschen derjenige, den ich am meisten auf dieser Erde geliebt. Er ist jetzt tot, seit länger als 25 Jahren. Ich dachte nie daran, daß ich ihn verlieren würde, und selbst jetzt kann ich es kaum glauben, daß ich ihn wirklich verloren habe. Es ist so schwer, sich von dem Tod der Menschen zu überzeugen, die wir so innig liebten. Aber sie sind auch nicht tot, sie leben fort in uns und wohnen in unserer Seele. Es verging seitdem keine Nacht, wo ich nicht an meinen seeligen Vater denken mußte, und wenn ich des Morgens erwache, glaube ich oft den Klang seiner Stimme zu hören, wie das Echo eines Traumes. Alsdann ist mir zu Sinn, als müßte ich mich geschwind ankleiden und zu meinem Vater hinabeilen in die große Stube, wie ich als Knabe tat.“

Mit München und den schönen Träumen, dort eine Pro-

fessur erlangen zu können, war es nun aus. Nachdem Harry die Mutter und die Geschwister, so gut er dazu imstande gewesen, getröstet, reiste er im Frühling des Jahres 1829 noch einmal nach Berlin. Varnhagen, seine Frau und der übrige Kreis der Goetheverehrer empfingen ihn mit dem alten Enthusiasmus. Aber das Steinmeer Berlins konnte ihn in diesen Frühlingstagen nicht halten und so zog er hinaus in die idyllische Ruhe Potsdams, um hier den dritten Band der Reisebilder, der sein Verhängnis werden sollte, zu vollenden.

Von einem seltsamen Ehepaar, das in Potsdam wohnte, hatte man ihm schon in Berlin gesprochen, und er konnte nicht anders, er suchte Heinrich Stieglitz und dessen Gattin Sofie auf.

Stieglitz war Gymnasialprofessor und hielt sich für einen großen Dichter.

In dem stillen Gartenhause, das er zusammen mit seiner Frau in Potsdam bewohnte, war Harry fast täglicher Gast.

Schon damals hatte Stieglitz mit einem schweren Nervenleiden zu kämpfen, das durch den krankhaften Ehrgeiz des Mannes, in dem er sich einbildete, auf literarischem Gebiete einmal etwas ganz Außerordentliches leisten zu müssen, nur noch erhöht wurde.

Eines Abends im Mai, die Fenster standen offen und draußen im Garten sang der Fink der Sonne seinen Scheidegruß zu, saß Harry an Sofies Seite in der guten Stube.

„Was fehlt Ihnen heute, Sie sind so still," fragte Harry.

„Ich denke an Heinrich," erwiderte Sofie. „Glauben Sie, Herr Doktor, daß ein großer Schmerz einen Menschen zum wahren Dichter machen kann?"

Harry erschrak. Wenn Sofie derartiges fragte, dann hatte sie nur einen bestimmten Menschen, nur ihn, ihren Gatten, im Auge. Und der war kein großer Dichter, der konnte auch durch keinen gewaltigen Schmerz ein großer Dichter werden! Deshalb wich er aus.

„Unter Umständen schon," erwiderte er, „beste Frau Stieg-

litz. Wenn dieser Mensch nämlich die Dichtergröße von Natur aus in sich trägt und diese durch einen gewaltigen Schmerz geweckt werden kann!"

Harry blickte sinnend vor sich hin, und sie erwiderte kein Wort.

Endlich unterbrach sie das Schweigen und sagte:

„Auch Sie sind heute so ernst, Herr Doktor!"

„Ich denke, wie so oft, an diesem Frühlingsabend an meinen verstorbenen Vater. Mein Vater hat den Frühling sehr lieb gehabt!"

„Sie liebten Ihren Vater über alle Maßen?"

„Ja, das ist gewißlich wahr!"

„Und doch nicht so, Herr Doktor, wie ich Heinrich liebe, den ich nicht unglücklich sehen kann. Wären Sie dazu imstande gewesen, Ihrem Vater das letzte Opfer zu bringen?"

„Was nennen Sie das letzte Opfer?"

„Das eigene Leben, Herr Doktor! Wenn es in meinem Innersten zur Gewißheit würde, daß Heinrichs dichterische Sendung nur durch einen gewaltigen Schmerz in die rechte Bahn gelenkt werden könnte, dann wäre ich zu diesem letzten Opfer bereit!"

„Aber wie kommen Sie auf diese unglückselige Idee, das ist ja der helle Wahnsinn!"

„Mag sein, aber wenn es ihm sein Glück, seine Ruhe, seine Kraft, die Zufriedenheit mit sich selbst gäbe, dann täte ich es!"

Draußen ging die Sonne unter.

Harry schauderte. Er war an ihrer Seite an das Fenster getreten und sie sagte:

„Sehen Sie, eine Rose könnte ich sein, die unter seinen Füßen stirbt."

An diesen Abend dachte Harry nach vielen Jahren, als ihn die Kunde traf, daß Sofie sich erdolcht hatte.

XXVII.

Der dritte Band der Reisebilder, der die Bäder von Lucca enthielt, erschien. Ein ungeheurer literarischer Skandal, wie er seit dem Feldzug der Züricher gegen Gottsched, seit der Kontroverse Lessings mit dem Hauptpastor Goeze in Hamburg, nicht wieder dagewesen, war die Folge. Graf Platen von Hallermünde, der mächtige Freund des Königs von Bayern, der nicht nur in München, sondern in der ganzen literarischen Welt seine Beziehungen hatte, war bloßgestellt in einer Weise, wie das noch niemals einem deutschen Poeten begegnet war. In allen Staaten des Reichs wurden die Reisebilder gelesen und verboten. Harry war nun nicht allein der bekannteste, nein, der gefürchteste, der gefährlichste, der am meisten gehaßte Schriftsteller seiner Zeit.

Auch seine besten Freunde fielen von ihm ab. Er habe sich bei der Lektüre seines Buches Glacéhandschuhe angezogen, schrieb ihm einer seiner Bekannten. Aber der gewaltige Stolz, der sich in Harrys Innerem seit dem Erscheinen des Buches der Lieder entwickelt hatte, ließ ihn in allen gegen ihn gerichteten Angriffen, in allen ihm gegenüber erhobenen Vorwürfen nur persönlichen Haß und persönliche, dem hämischen Neide entsprossene Kränkung vermuten. Wie viel es ihn auch gekostet hatte, er war Sieger, er hatte den Grafen unsterblicher Lächerlichkeit preisgegeben, und der Dichter der „Freundschaft“ war nun nach Harrys Ueberzeugung für die Welt tot.

Und während Harrys Name nicht nur in ganz Deutschland, sondern auch schon weit über dessen Grenzen hinaus von Mund zu Mund ging, zerbrach der Dichter sich den Kopf darüber, wo und wie er sich eine seinen Wünschen entsprechende Lebensstellung schaffen könne. Seit dem

Verbote des dritten Bandes der Reisebilder war ihm Preußen und mit diesem Berlin verschlossen. Mit München und Bayern war es nun ein für allemal vorbei. Cotta hatte das Journal, zu dessen Herausgeber er ihn ersehen, wegen mangelnden Interesses des Publikums eingehen lassen, und schon stieg sein alter Lieblingsgedanke: Paris und Frankreich verführerisch und lockend aus seinem Innersten empor. Der Not gehorchend, hatte er die alte Stätte seiner jungen Leiden wieder aufgesucht. Er saß in Hamburg, wo auch seine Schwester Charlotte, die dort den Kaufmann Moritz Embden geheiratet hatte, seit einigen Jahren wohnte.

Immer stiller und einsamer war es in dem Dichter geworden, dessen Inneres hier in Deutschland trotz aller Erfolge immer tieferer Verbitterung sich erschloß. Er verkehrte nur noch in dem engen Kreise der Familie, nur einige wenige literarische Freunde waren ihm geblieben, die er hie und da im Hause eines kunstsinnigen Hamburgers, der eine fröhliche Münchnerin geheiratet hatte, sah.

Als der Frühling kam, hielt es ihn nicht mehr in der grauen Stadt. Noch einmal hatte er den Versuch angestellt, in Hamburg festen Fuß zu fassen und sich dort, da er doch von Hause aus Jurist war, um die gerade erledigte Stelle eines Stadtsyndikus beworben. Er hegte wenig Hoffnung, daß sein Gesuch von Erfolg gekrönt werde.

Auch körperliche Leiden, vor allen Dingen sein unheimliches Kopfweh, das sich wieder und wieder meldete, trugen nicht dazu bei, seine Stimmung zu heben. Mißmutig und vergrämt verbrachte Harry den Frühling in dem ländlich stillen Wandsbeck, wohin er sich aus dem Krämerneste an der Elbe und Alster gerettet hatte, vertieft in das Studium seiner damaligen Lieblingsschriftsteller Thiers und Mignet, die von dem gelobten Lande der politischen Freiheit, dem Ziele seiner Sehnsucht und Hoffnung, erzählten. War es doch von Jahr zu Jahr düsterer in Deutschland geworden, das aus den glorreichen Tagen der Befreiungskriege keines=

wegs wie ein verjüngter Phönix aus der Asche emporgestiegen! Die Tage der Reaktion und des Servilismus, die der Demagogenriecherei und des Denunziantentums waren gekommen und vergällten auch Harry sein Leben und sein Schaffen.

Und wie einst in entschwundenen Jugendtagen lockte ihn auch jetzt in der Ferne das geliebte Meer. Er gab dem Locken nach. Seit dem Beginn des Hochsommers weilte er auf Helgoland und träumend schweifte sein Auge über die blaue Ferne der Nordsee, die er einst an Evelinas und der Fürstin Seite in verhältnismäßig noch sorglosen Tagen so schön besungen.

Mit fieberhafter Ungeduld erwartete er an jedem neuen Tage das Paketboot aus Hamburg, das die Nachrichten vom Festlande und vor allem die Berichte der Presse über die Vorgänge in Paris auf die Insel brachte. Denn auch in dem gesegneten Frankreich hatten sich die politischen Verhältnisse mit dem Beginn des Frühlings auf das gefährlichste zugespitzt. Karl der Zehnte war alles weniger, als ein Liebling des französischen Volkes und vor allem der Pariser geworden. Noch einmal war es der Regierung gelungen, durch die Eroberung Algiers der Eitelkeit der Patrioten zu schmeicheln. Aber die neugewählte Kammer, die im März 1830 zusammentrat, war fest entschlossen, die verfassungsmäßigen Rechte des Volkes unter allen Umständen zu wahren. Aus diesem Grunde richteten die Deputierten eine direkte Adresse an Seine Majestät den König, in der des Volkes unverbrüchliche Rechte gegen die Uebergriffe des Ministeriums Polignac in Schutz genommen wurden. Karl der Zehnte erteilte eine unglückliche Antwort. Die Sitzung der Kammern wurde ohne stichhaltige Begründung, ein Zeichen des allerhöchsten Zornes, vertagt. Um die Mitte des Mai erfolgte die Auflösung der Volksvertretungen durch königlichen Willen und die Entlassung sämtlicher Minister, die sich nicht bereit erklärten, sich dem

Machtwort des zehnten Karl zu fügen. Das Resultat der Neuwahlen war ein die Regierung niederschmetterndes. Ueber dreiviertel der durch die Auflösung betroffenen Deputierten wurden wiedergewählt, die liberale Mehrheit der Volksvertretung war gesichert.

In diesen Tagen war Algier in die Hände der Franzosen gefallen, und infolge dieses kriegerischen Ereignisses faßte der König neuen Mut. Am Morgen des 26. Juli 1830 erschienen im Staatsmoniteur fünf Ordonnanzen des Königs, die die Veröffentlichung jeder Druckschrift von der besonderen Erlaubnis der Behörde abhängig machten, die Abgeordnetenkammer kurzerhand auflösten, das Wahlgesetz und die Rechte der Volksvertretung beschränkten und die Kammern für Ende September aufs neue einberiefen.

Gewaltige Bestürzung herrschte am Tage dieser königlichen Willensäußerung in Paris. Dann ergriff Thiers zu einem flammenden Proteste das Wort, und die aufgeregten Massen des Volkes sammelten sich. Am folgenden Tage war die zweite Revolution in Paris ausgebrochen.

Träumend saß Harry am Strande des Meeres, als ihm der Hausdiener seines Hotels, der nach dem ankommenden Hamburger Boote gegangen war, ein Paket Zeitungen überreichte.

Mit hochgeröteten Wangen, Flammenblitze in den stahlblauen Augen, las er es.

In den Gassen der französischen Hauptstadt tobte, wie vor vielen Jahren, da er das Licht der Welt noch nicht erblickt hatte, der Kampf. Das Volk hatte für die Freiheit und gegen seinen König zu den Waffen gegriffen. Wie ein Jubel zog es bei dieser Nachricht durch Harrys Herz. Soldaten und Volk standen dort im blutigen Handgemenge. Des Nachmittags an einem der letzten Julitage waren die ersten Schüsse gefallen. Noch einmal war es den Truppen des Königs und der Gendarmerie geglückt, den Angriff der Aufständischen zurückzuschlagen, aber vergebens. Hier

in der Zeitung stand es klar und deutlich zu lesen. Die Revolutionäre hatten sich organisiert, das Hotel de Ville war in ihre Hände gefallen, die Truppen gingen zum Volke über, die Verteidigung der Tuilerien und des Louvre, die von der Schweizergarde übernommen worden, war mißglückt. Die Garde hatte den König im Stiche gelassen und war in wildem Durcheinander geflohen. Und hier sangen ihm die Wellen der Nordsee wieder, wie einst in den Gassen Düsseldorfs die Scharen des großen Kaisers, das Freiheitslied des Rouget de Lisle. Und noch mehr war hier zu lesen:

Eine provisorische Regierung war schon in Paris eingesetzt worden, und diese hatte den König entthront. Am 30. Juli hatten die Volksmassen auf Anraten des Generals Lafitte den Herzog Louis Philippe von Orleans als Frankreichs ersten Bürgerkönig ausgerufen. Karl der Zehnte hatte kaum einen ernstlichen Widerstand gewagt. Als man seine Vorschläge zurückgewiesen, war er kurzerhand nach Cherbourg entflohen und hatte sich auf einem amerikanischen Paketboot nach England eingeschifft.

Wie das Sturmlied der Freiheit zog es wieder durch Harrys Seele, nachdem er dies gelesen. Auch auf der Insel mußte sich die Nachricht von dem Sturz des bourbonischen Königtums rasch verbreitet haben. Denn dort auf den Fischerbooten, die drunten im Hafen lagen, hißte man die Trikolore, und aus rauhen Kehlen tönte Harry vom Strande her wieder der Gesang seiner fernen Kindheit entgegen:

„Allons, enfants de la patrie,
Le jour de gloire est arrivé!“

Wie ein Rausch, wie ein Wonnetaumel erfaßte es ihn. Auf die Felsen Helgolands hätte er niedersinken können, um dem Himmel für der Freiheit endlichen Sieg zu danken. Weinen und Lachen waren ihm nahe, und er klatschte in die Hände und rief einem gerade vorübergehenden Hummerfischer zu:

„Mon ami, vive liberté!"

Der verstand ihn gar nicht. Und so sagte er:

„Ja, Herr Doktor, es ist heute prachtvoll Wetter", in der Meinung, daß das am Ende die richtige Antwort sein könne.

Harry lächelte still vor sich hin. Ein Einsamer saß er auf dem Felsen der roten Insel und schaute über das Meer. Wie einst der große Napoleon, den er so sehr geliebt hatte, ein Einsamer auf St. Helena gesessen hatte. Und plötzlich erlebte er eine seltsame Vision.

Wie Blitze fuhren der Sonne gleissende Strahlen über der Nordsee blanken Schild und ihm wollte es scheinen, als balle sich im Süden über dem europäischen Festlande ein mächtiges Gewitter zusammen, das nur seiner als des Entladers wartete. Paris, Paris, der Hort des Rechtes und der Freiheit stand vor seinem geistigen Auge, Paris, das er nur ahnte und das er in Wahrheit noch niemals geschaut hatte, und dennoch sah er sich selbst inmitten der dem Hotel de Ville zuströmenden Menge. Er trug die Trikolore in seiner Hand, seine Hüfte gürtete ein Schwert, das mit Rosenketten an seinem Leibe befestigt war! Und völlig von dieser Vision beherrscht, den Blick auf das brandende Meer gerichtet, fühlte er, wie sich wieder seine Gedanken zu Versen verdichteten, wie so etwas wie ein „Neuer Frühling" aus dem Innersten seiner Seele emporzusteigen begann. „Wartet nur!" sagte er laut vor sich hin.

Die Sonne sandte ihre Blitze über den stahlblauen Spiegel und ihm war es, als ob er aus diesen selbst die eisenharten Verse schmiedete, die er nun niederschrieb, das politische Kampflied, das nun seine literarische Fehde ablösen sollte, das Sturmlied, dessen Schöpfer er nun nach dem Willen der Vorsehung werden mußte, das die zarte Lyrik seiner Jugend mitsamt seinem „Neuen Frühling" überklang.

Beim Brausen der Nordsee, beim Blitzen der Sonnenpfeile schrieb er es auf:

„Weil ich so ganz vorzüglich blitze,
Glaubt ihr, daß ich nicht donnern könnt',
Ihr irrt euch sehr, denn ich besitze,
Gleichfalls fürs Donnern ein Talent.

Es wird sich grausenhaft bewähren,
Wenn einst erscheint der rechte Tag,
Dann sollt ihr meine Stimme hören:
Das Donnerwort, den Wetterschlag!

Gar manche Eiche wird zersplittern,
An jenem Tag der wilde Sturm,
Gar mancher Palast wird erzittern
Und stürzen mancher Kirchenturm!"

Er ballte die Faust. Dann schritt er zurück nach seinem Hotel und rüstete sich für die Abreise. Es hielt ihn nicht mehr auf der stillen Insel, während drüben auf dem Festlande der Freiheit große Sache zur Diskussion stand.

In seiner Seele sang und klang es: Worte, Melodien, wie er sie noch nie in seinem Leben gehört zu haben glaubte, stiegen ihm aus den Pariser Berichten der Zeitungen entgegen. Schon war er mit dem Herzen und dem Geiste dort. Bei Lafayette, der noch die Schrecken der ersten Revolution gesehen, der nun wieder nach Paris geeilt war und den Herzog angesichts des Volkes auf dem Balkon des Stadthauses als der Bürger neuen König, den Bringer der Freiheit und des Rechtes, umarmt hatte. „Lafayette, die dreifarbige Fahne, die Marseillaise ..." so klang es wild durcheinander in seinem Kopfe. „Meine Sehnsucht nach Ruhe ist fort", rief er laut vor sich hin. Und dann jauchzte er:

„Ich bin der Sohn der Revolution und greife wieder zu den geweihten Waffen, worüber meine Mutter ihren Zaubersegen ausgesprochen. Blumen, Blumen! Ich will mein Haupt bekränzen zum Todeskampf! Und auch die Leier, reicht mir die Leier, damit ich ein Schlachtlied singe! Worte gleich

flammenden Sternen, die aus der Höhe herabschießen und die Paläste verbrennen und die Hütten erleuchten! Worte gleich blanken Wurfspeeren, die bis in den siebenten Himmel hinaufschwirren und die frommen Heuchler treffen, die sich dort eingeschlichen ins Allerheiligste. Ich bin ganz Freude und Gesang, ganz Schwert und Flamme!"

Solche Gedanken in seiner aufgeregten Seele kam er in in dem nüchternen Hamburg erst nach Wochen an. Dort war die Begeisterung verflogen, dort sprach man wie immer von Geschäften, dort erfuhr er, daß die Stelle eines Ratssyndikus einem anderen übertragen worden und daß man sein Gesuch nicht einmal ernst genommen hatte, dort erregte man sich nicht über den großen Gedanken der Freiheit, der in Paris aufs neue geboren worden, sondern über einen kleinen Judenkrawall, bei dem Onkel Salomons Villa durch Steinwürfe beschädigt worden war.

In seiner stillen Klause arbeitete Harry Tag für Tag. Hier harrte er des großen Momentes, der kommen mußte, des Augenblickes, der seine Sehnsucht endlich erfüllen würde, der Stunde seines Aufbruchs nach Paris.

Noch hatte er einige Geschäfte mit seinem Verleger abzuwickeln, den Nachtrag zum dritten Bande der Reisebilder, den er diesem versprochen zu vollenden und an einer ganz kleinen Sammlung von Liedern zu feilen, die in diesen Tagen letzter Begeisterung entstanden waren, Lieder, von denen er wußte, daß sie der Abschied von der Dichtung seiner Jugend, der Abschied von dem Vaterlande, der Abschied von den Seinen werden sollten. Im Hause Embdens, am Tische der geliebten einzigen Schwester verlebte Harry noch manchen stillen und warmen Abend, da die Liebe den trauten Schein ihres ewigen Lichtes in sein schmerz- und qualerfülltes Herz trug.

So verging der Winter in lieber Gemeinschaft und emsiger Arbeit. Schon waren die lauten Tiraden der Pariser Revolution verklungen, als Harry das kleine Büchlein in die Druckerei gab und langsam zur Reise nach dem Süden rüstete.

Es war April geworden, bis er sich von Hamburg und der Schwester losgerissen hatte und nun in raschen Etappen über Frankfurt, Heidelberg und Karlsruhe dem Ziele seiner großen Sehnsucht, von dem er glaubte, daß es ihm die Möglichkeit der Existenz, Frieden und Freude, Erfolg und Glück bringen sollte, entgegeneilte.

Beim Abschied von der Schwester überreichte Harry dieser ein kleines Buch. Es trug auf seiner ersten Seite die Widmung: „Charlotte Embden artig und liebevoll" und hieß der „Neue Frühling". Er wußte es selbst noch nicht, daß es der endgültige Abschied von der schönen Liederdichtung seiner Jugend, von Charlotte und der Mutter, von Deutschland und der rheinischen Heimat war. Aber das Ungewisse seines ganzen Lebens zitterte durch diese Lieder, das fühlte er nur zu gut, und darum sollte sie Charlotte erst kennen lernen, wenn er weit weg von Hamburg und der Schwester nicht mehr erreichbar war.

Es war ein selten warmer Frühlingsabend im April des Jahres 1831, als Moritz und Charlotte Embden in ihr Heim zurückkehrten, nachdem sie sich von Harry, der nach Paris reiste, verabschiedet hatten.

Draußen schossen die Schwalben unter dem hellblauen Abendhimmel durch die klare Luft, wie an jenem Tage in Berlin, da Harry die Kunde von Malys Verlobung erhalten und da er sein Lied: „Ich grolle nicht, und wenn das Herz auch bricht", gedichtet.

Moritz hatte noch einen Brief zu erledigen.

Er saß in seinem Zimmer und schrieb.

Charlotte war an das Fenster getreten und starrte hinaus. Sie dachte des Bruders, der nun weiter und weiter von ihr weg nach Süden fuhr, nach Paris, einem unbekannten Ziele, einer ungewissen Zukunft entgegen.

In ihren Händen brannte das kleine Buch, das er ihr mit einer scherzenden Bemerkung gegeben, wie das immer gerade in den ernstesten Lagen des Lebens seine Art war.

Endlich setzte sie sich und begann zu lesen.

Ihre Wangen glühten und langsam füllten sich ihre Augen mit Tränen. Sie fühlte, daß in dieser Stunde ein großer deutscher Dichter seinem Vaterlande für immer Lebewohl gesagt habe, sie ahnte, daß sie ihn nie oder doch nur flüchtig als einen Fremdling wiedersehen werde.

Und wie Musik klang es dennoch fortwährend in ihren Ohren. Wie war das nur möglich, daß es solch Wunderbares gab, daß Harry, ihr Bruder, solch seltsam Ergreifendes geschrieben hatte, das man nimmer vergessen konnte, das man beim ersten Lesen ganz von selbst auswendig behielt:

Wie Glockenklang kam das durch des Frühlings laue Lüfte gezogen, und sie sagte es unwillkürlich und erschaudernd vor sich hin:

„Leise zieht durch mein Gemüt,
Liebliches Geläute,
Klinge, kleines Frühlingslied,
Kling' hinaus ins Weite.

Kling hinaus bis an das Haus,
Wo die Blumen sprießen,
Wenn du eine Rose schaust
Sag' ich laß' sie grüßen!"

Und als wenn das gar nicht anders sein könnte, hauchte Charlotte in tiefem Schmerze den Namen „Maly" vor sich hin.

So viel hatte ihr der Bruder in den Tagen ihres Beisammenseins heimlich von seiner unheilbaren Liebe zu Maly erzählt und ihr das heilige Versprechen abgenommen, keinem Menschen, auch Moritz nicht, jemals anzuvertrauen, wer das Kind seiner Schmerzen in dem weltberühmten Buche der Lieder sei.

Es dunkelte schon, als Moritz endlich nach Vollendung seines Geschäftsbriefes ins Zimmer trat.

Du liest noch Charlotte, ohne Licht", sagte er vorwurfsvoll, „du verdirbst dir ja die Augen, Kind!"

„Das Buch, das Harry mir zum Abschied gab, das er mir gewidmet hat", erwiderte sie einfach.

„Aber was ist, du hast ja Tränen in den Augen?"

„Es ist so wunderbar, Moritz, es heißt der „neue Frühling", so wunderbar, und . . ."

„Und, Charlotte?"

„So unsagbar traurig. Ob er das jemals finden wird?"

„Ob er was finden wird?"

„Die Erfüllung seiner herrlichen Träume, Moritz, das Herz, von dem in diesen Liedern immer die Rede ist!"

„Wenn der Dichter das fände, Charlotte, was die Erfüllung seiner Träume ist, dann wäre es mit seiner Kunst wohl aus, wenn denn die Dichtung das ewige Suchen des Unbefriedigten nach seinen Idealen ist!"

„Ich fürchte, daß du recht hast, Moritz, und daß er es nirgends, auch nicht in Paris, von dem er sich doch jetzt alles verspricht, finden wird. Aber höre! So hat es noch keiner vor ihm gesagt, höre!"

Moritz lehnte sich auf den Sessel, wo Charlotte saß, sah ihr über die Schulter und lauschte, indessen sie selbst mit tränengefüllten Augen, im Dämmer des scheidenden Frühlingstages las:

„Ich lieb' eine Blume, doch weiß ich nicht welche,
Das macht mir Schmerz,
Ich schau' in alle Blumenkelche
Und such' ein Herz!

Es duften die Blumen im Abendscheine,
Die Nachtigall schlägt,
Ich such' ein Herz, so schön wie das meine,
So schön bewegt.

Die Nachtigall schlägt und ich verstehe
Den süßen Gesang!
Uns beiden ist so bang und wehe,
So weh und bang."

„Ich fürchte, er wird es niemals finden, Moritz, auch in Paris nicht“, meinte Charlotte und ließ das Buch sinken.

Moritz küßte seine Frau leise auf die Stirn.

„Das fürchte ich auch, Charlotte, es ist traurig, aber es ist wahr, traurig, daß es wahr ist,“ sagte er ernst.

Die Nacht war hereingebrochen.

In leisem Erschauern schloß Charlotte die Fenster ihres trauten Heims. Und wehmütig lächelnd, mit dem Kopfe schüttelnd, sagte sie noch einmal:

„Ein Herz wie das seine,
So schön bewegt.
Er wird es niemals finden!“

Und Harry fuhr nach Paris.

XXVIII.

Das war in der Tat ein neuer Frühling. Es war eine andere Welt. Es war berauschend. Als Harry am dritten Mai des Jahres 1831 zum erstemale den Boden von Paris betrat, wölbte sich ein unendlich erscheinender, azurblauer Lenzhimmel über dem einzigartigen, gewaltigen Häusermeere der heitersten europäischen Stadt. Menschen, die so ganz anders aussahen, als die, denen er in Hamburg zu begegnen gewohnt war, durchfluteten diese Straßen, auf denen sich das Leben selbst mit seinen verschiedenartigsten Erscheinungen ein Stelldichein gegeben zu haben schien. Wie war das alles laut und froh! So ganz das Gegenteil von dem gemessenen Betragen, das die braven Hamburger geflissentlich zur Schau trugen. Nicht einmal Berlin, von dem er in all' den Jahren noch hie und da geträumt hatte, nicht London, das er einst das Merkwürdigste, was die Welt kennt, genannt hatte, nicht das bier- und kunstfrohe Nest München, wo er auf eine angesehene Lebensstellung gehofft hatte, ja nicht einmal Italien mit Mailand und Genua, Florenz, Lucca und Venedig schienen ihm den Vergleich mit dieser Metropole des Geistes und der Eleganz aushalten zu können.

Hier waren die Männer freier und witziger, die Frauen schöner und reizender, die Sprache anmutiger und reicher, das ganze Leben ein aus Immergrün und Rosen gewundener Kranz der Fröhlichkeit. Das war ein lustiges, ein heiteres Volk, mit dem er sich bald anfreunden würde, das war die Stadt des Ueberflusses, der Wonne und der Freuden! Solche Gedanken und Eindrücke wogten in bunter, farbenreicher Fülle durch Harrys leicht enthusiasmiertes Herz. Das war also Paris, Paris, die teure Stadt! In einen wahren Wonnetaumel der Freude und des Glückes versetzten

ihn hier die ersten Tage und Wochen. Nicht satt sehen konnte er sich an dem Bilde, wenn er die Blicke dahinschweifen ließ über diese aus einem feinen Dunst von Gold und Blau hervorsteigenden Häusermassen, die sich zwischen grünenden Hügeln und blühenden Gärten gebettet hatten! Wie der Seine Silberband die allgewaltige durchzog! Wie es blühte und sproßte auf den Hügeln und in dem gesegneten Tale, dessen Horizont der blaue Duft, die zarte Linie ferner Hügelketten, liebend umfangen hielten. Wie ein schönes, nacktes, junges, blühendes Weib, das lächelnd dem erfrischenden Bade entstiegen, war Paris: Die Stadt seines neuen Frühlings!

Diese Kirchen und Paläste, diese Sammlungen und ehrwürdigen Denkmäler an die Geschichte der Menschheit und Freiheit, diese Bilder und Kunstwerke, die blühenden Gärten und Anlagen, durch die ihm nur frohe und festlich geputzte Menschen zu wallen schienen, in denen Amsel und Fink ihr heiteres Lied anstimmten, die Tuilerien und der Louvre, das Luxembourg und der Dom der Invaliden, Notre Dame und die Säle, in deren einem er schon andächtig vor dem Bilde unserer lieben Frau von Milo gekniet! Das war Paris. Paris, die teure Stadt! Und dann die Läden und Geschäfte, die Cafés und Restaurants, in denen sich aller Luxus und alle Eleganz der Welt vereinigt hatten, um diesen heiteren, genußfreudigen, geistvollen Menschen den Becher der Freude zu kredenzen!

In einem kleinen Restaurant der Rue de Valois war er täglicher Gast. Hier nahm er des Abends gegen sechs Uhr das Diner ein, wenn er es nicht vorzog, hinaus in einen der Vororte zu fahren oder einen Gang durch das im Schmucke des Wonnemonds leuchtende Bois zu machen. Aber auch bis tief in der Nacht saß er hier zusammen mit Freunden, an die er sich rasch angeschlossen hatte, Fremden, die zahllos wie der Sand am Meer in diesem Paris anwesend waren, Einheimischen, mit denen er schnell vertraut geworden war,

denn in Paris schloß man sich so leicht und ungezwungen, so willig und sorglos an. Schien es doch in jenen Sommermonaten, nach Beendigung der Julirevolution, als ob die Freude am Leben und nur sie allein unter des Bürgerkönigs sanftem Regimente der Daseinszweck dieser Pariser und mithin aller Welt sei.

Und Silvain, der Oberkellner des Restaurants in der Rue de Valois, der verstand zu servieren, der Bengel! Wie Musik kamen die Bezeichnungen der köstlichsten Gerichte der französischen Küche, der ersten der ganzen Welt, aus seinem Munde, wie Vers und Melodie klang es, wenn Silvain die edelsten Tropfen der Champagne und Bourgogne, der Languedoc und Côte d'or seinen Stammgästen anbot!

Das war ein Leben hier in Paris, das wollte genossen sein! Harry war gerade damit beschäftigt, eine köstliche truite à la Dauphin zu entgräten, als er in seinem Lieblingslokale plötzlich auf Deutsch angeredet wurde.

Er sah von seinem Teller auf.

„Ach, Sie sind es, Hiller, ich meinte, Sie seien schon längst jenseits der Grenzen des gesegneten Frankreich, in unserem muffigen Deutschland! Aber hören Sie, was fällt Ihnen denn ein, einen Sterblichen bei seiner wichtigsten Beschäftigung im Stammlokal der Rue de Valois zu stören?"

Hiller, ein junger und schmächtiger Mensch, Musiker von Beruf, der sich durch seine Soireen in Paris schon einen Namen gemacht hatte, geriet ein wenig in Verlegenheit.

„Entschuldigen Sie, Herr Doktor!"

„Aber, bester Freund, so war das doch nicht gemeint. Setzen Sie sich in Gottesnamen an meinen Tisch. Ein Glas von diesem Göttertrank, namens Sauternes, wird Ihnen schon die Zunge lösen. Was ist ihr Begehr?"

Hiller setzte sich und Harry bestellte ein Glas und ein zweites Kubert. Er kannte Hillers Natur, das war ein bescheidener und sparsamer Mensch, der hatte sicher noch nicht diniert und mit verführerischer Grazie wie eine kleine Dame

des Faubourg St. Denis balanzierte Harry die Hälfte seiner truite auf den Teller seines Gastes, so daß Silvain ihm einen vorwurfsvollen Blick zuwarf, denn das Teilen der Portionen war nach seiner Ansicht contre l'habitude de la maison.

Harry machte sich nichts daraus. Und Hiller wehrte:

„Aber, Herr Doktor!"

„Versuchen Sie, Hiller, à la Dauphin, das feinste Produkt aus den Bächen der Vogesen. Ich sage Ihnen, Monsieur Godin, der Chef de cuisine meines Leib- und Magenrestaurants in der Rue de Valois, ist ein Genie in seiner Art. Es gibt nur noch ein einziges Ding, das den Vergleich mit seinen Saucen aushält, und das sind die ersten zwanzig Lieder meines lyrischen Intermezzo!"

Hiller lachte.

„Das ist nicht wenig gesagt, Herr Doktor!"

„Soll auch nicht wenig gesagt sein, bester Hiller, beileibe nicht wenig."

„Silvain la suite!"

Silvain trug ab.

„Wie ein Hoflakai aus den Tagen von Trianon," lachte Harry.

„Wissen Sie, was ich täte, Hiller, wenn ich Millionär wäre?"

„Da bin ich gespannt!"

„Diesen Silvain nähme ich aus meinem Restaurant in der Rue de Valois heraus und verpflanzte ihn in mein Château d'Espagne, das ich mir im Parke von Versailles errichten würde. Aber bitte jetzt ein Stückchen von dieser saftigen Pintade à la Montmorency, mein Freund, wenn Sie denn doch nach Deutschland reisen und mit Sauerkraut und Pfeifenqualm fürlieb nehmen müssen, Sie Aermster!"

„Ich reise zu Anfang der nächsten Woche!"

„Da haben Sie ja noch eine Galgenfrist, Hiller, die Sie noch weidlich ausnützen sollten. Aber wissen Sie für

dieses Fleisch, ich meine eben dies köstliche Perlhuhn auf unseren Tellern, nicht das der Mademoiselle Diane, das ich gleichfalls nicht verachte, für dieses Fleisch hat die deutsche Sprache leider keine ausreichende Bezeichnung. Das ist einfach savoureux ... Sprechen Sie bitte das Wort langsam vor sich hin, Silbe für Silbe, Sie werden dann merken, wie Ihnen allein beim Denken oder noch besser beim Anhören dieses Wortes das Wasser im Munde zusammenläuft!"

„Sie haben in der Auswahl der Speisen ein hervorragendes Talent, Herr Doktor!"

„Das ist nicht mein Verdienst, das Menu ist das Meisterwerk Monsieur Godins, und die Art und Weise, wie Silvain es vorzulesen versteht, das möchte ich une espèce de recommandation flatteuse nennen, das bringt kein Kellner in Hamburg oder Berlin fertig, brr! Übrigens hat meine Spürnase dieses Lokal keineswegs ausfindig gemacht. Ihr großer Konkurrent Meyerbeer, dessen Geschmack mit der Zunge auch besser zu sein scheint als der mit seinen langen Ohren, hat es mir verraten! Aber wie sind Sie denn hierhergekommen? Ich halte das doch streng geheim."

Verlegen räusperte sich Hiller.

„Nun heraus mit der Sprache. Woher wissen Sie, wo ich in dieser Stunde in Paris zu finden bin?"

„Mademoiselle Diane hat es mir anvertraut."

„Diane? Sie wissen also auch schon von Diane?"

„Ganz zufällig, Herr Doktor! Da ich doch anfangs der nächsten Woche nach Deutschland reise und da Sie wissen, daß ich niemals eine Indiskretion ..."

„Das weiß ich, aber ich bitte Sie, Hiller," lachte Harry.

„Ich war vor einer halben Stunde in ihrer Wohnung, Herr Doktor, da habe ich Mademoiselle Diane getroffen."

„Das ist aber stark."

„Madame Blanc, ihre Wirtin, sagte mir, daß Mademoiselle den Herrn Doktor nach dem Diner erwarte. Da erschien Mademoiselle Diane selbst und ..."

„Und . . .“

„Der Doktor wird wohl in dem Restaurant der Rue de Valois sein, lachte sie. . . Und da hab' ich denn mein Glück probiert!“

„Gefällt Ihnen Mademoiselle Diane?“

„Ich fühle mich nicht kompetent, Herr Doktor . . .“

„Aber bitte, sagen Sie Ihre Meinung nur gerade heraus, Hiller! Ein bißchen massig, was? Wissen Sie daß ich Angst vor Diane habe?“

„Sie und Angst!“

„Auf Ehre. Ich habe dieser Angst sogar schon poetischen Ausdruck verliehen.“

„Da bin ich aber gespannt!“

Harry erhob sein Glas. „Auf Diane,“ sagte er, und das Auge auf den im Glase funkelnden Wein gerichtet, meinte er: „Sehen Sie, so habe ich Diane leibhaftig vor mir:

Diese schönen Gliedermassen,
Kolossaler Weiblichkeit!“

„Nicht übel,“ brummte Hiller.

„Das will ich meinen, daß das nicht übel ist,“ erwiderte Harry ganz ernst.

„Sind jetzt ohne Widerstreit,
Meinen Wünschen überlassen.“

„Sie plaudern nicht übel aus der Schule, Herr Doktor!“

„Ich sage die Wahrheit. Doch das haben Sie wohl schon aus der Anwesenheit der korpulenten Dame in meiner Wohnung geschlossen, Hiller?“

„Der Gedanke lag wohl nicht allzuweit, Herr Doktor!“

„Sehen Sie! Aber:“

Wäre ich leidenschaftentzüngelt,
Eigenkräftig ihr genaht,
Ich bereute solche Tat,
Ja, ich hätte mich geprügelt!“

„Famos! Zum Wohlsein, Herr Doktor! Ein Bild für Götter, wenn Sie sich selbst prügelten!“

„Nichtwahr. Silvain, noch eine Flasche Sauternes oder warten Sie, Champagne, da der Herr anfang der nächsten Woche nach Deutschland reist, Champagne!“

Nach einigen Minuten perlte der Champagner in den Kristallkelchen.

Harry erhob das Glas und sagte emphatisch:

„Diane, Diane!
Welcher Busen, Hals und Kehle,
(Höher seh' ich nicht genau).
Eh' ich ihr mich anvertrau',
Gott empfehl' ich meine Seele!“

„Es wird einem heiß bei ihren Versen, Doktor,“ meinte Hiller und goß den Inhalt seines Kelches in einem Zuge hinunter.

„In Erinnerung an Diane wird es Ihnen heiß!“

„Aber dürfen wir jetzt von etwas Geschäftlichem reden, Herr Doktor, nachdem wir dies köstlichen pèches à la Louis treize verzehrt haben!“

„So viel Sie wollen, mein Bester!“

„Sie versprachen mir neulich einen Empfehlungsbrief nach Deutschland.“

„Richtig, und das hatte ich, versunken in Dianes kolossale Weiblichkeit, ganz vergessen! Silvain geben Sie mir Feder und Tinte und einen Bogen Papier!“

Harry setzte sich an einen gegenüberstehenden freien Tisch und schrieb einige Zeilen.

„So, das wird für Deutschland genügen, mein Bester, und grüßen Sie mein Vaterland! Hören Sie! Und wenn Sie einer dort fragen sollte, wie es Harry in Paris ginge, dann antworten Sie ihm: Harry befindet sich wie ein Fisch im Wasser . . . oder noch besser, warten Sie, sagen Sie ihm, wenn im Meer ein Fisch den andern nach seinem

Befinden fragt, so antwortet dieser: Ich befinde mich wie Harry in Paris!"

„Das ist famos, das werde ich wörtlich ausrichten!"

„Tun Sie das, Hiller, denn es ist wahr!"

„Aber was fangen wir jetzt mit diesem angebrochenen Abend an?"

„Und Diane!"

„Die lassen wir einfach sitzen. Ich bin wankelmütig, mein Bester, wissen Sie das noch nicht? Wir verlassen eine Dicke und wir nehmen eine Dünne!"

„Der Champagner, Doktor!"

„Ach was, der Champagner. Machen Sie für diesen Abend einen Vorschlag, Sie sind doch bekannt in Paris!"

„Eine interessante Bekanntschaft könnte ich Ihnen am Ende noch vermitteln, Doktor?"

„Männlich oder weiblich?"

„Das erstere, aber das letztere hängt bei dem immer dran!"

„Vom wem sprechen Sie?"

„Von einem jungen etwa zwanzigjährigen Dichter, der hier in Paris gewaltige Chancen hat. Seine Freunde behaupten . . ."

„Was seine Freunde behaupten interessiert mich nicht, aber was behaupten seine Feinde?"

„Daß er sich noch einmal an Absinth zu Tode saufen werde, das sagen seine Feinde!"

„Dann steckt was hinter ihm. Jetzt frage ich sogar nach der Meinung seiner Freunde!"

„Seine Freunde sagen, daß er größer sei, als Viktor Hugo, und doch hat er bis jetzt weiter nichts als ein paar Chansons verbrochen. Aber was für Chansons! Er sitzt die ganze Nacht in einer Kneipe des Montmartre. Sie nennen Sie la cuvette, weil sich dort der ganze Kehricht des heutigen Paris zusammenfindet."

„Und da bin ich noch nicht gewesen. Mort de ma vie,

da bringen Sie mich hin, Hiller! Das hätte ich Ihnen nie verziehen, wenn Sie nach Deutschland abgereist wären, ohne mich dort hingebracht zu haben!"

„Aber kommen Sie nur mit. Er heißt Alfred de Musset und Kenner behaupten, daß er nach Jahren der erste Lyriker des modernen Frankreich sein werde, der Neuromantik, Doktor, die hier jetzt allenthalben gegen den Klassizismus Front macht!"

„Den muß ich kennen lernen!"

„Aber wir haben noch nicht gezahlt!"

Harry hatte sich schon erhoben. In Hut und Mantel stand er jetzt da.

„Lassen Sie das nur! Silvain schreibt's schon zu dem übrigen! Morgen muß das Geld von Campe endlich da sein. Kommen Sie, den größten Lyriker des modernen Frankreich, der in der Cuvette sitzt, muß ich sehen."

„Sagen Sie nur auf gut deutsch im Kehrichtfasse, Herr Doktor! Noch anderes werden Sie dort sehen. In der Cuvette verkehren eben die reizendsten Grisetten und Cocotten von tout Paris! Und in ihrer Mitte sitzt der größte Dichter der Zukunft und trägt ihnen seine Romanzen vor, das müssen Sie sehen!"

Harry, der während seines kurzen Aufenthaltes in der Metropole der Eleganz schon sehr bequem geworden, warf sich in den nächsten Wagen und nach etwa viertelstündiger Fahrt hielten sie vor der Cuvette.

„So schmierig hab' ich mir die Bude denn doch nicht gedacht," äußerte er jetzt.

„Aber der Absinth ist wohl der stärkste in ganz Paris und die Damen, Herr Doktor, keine über neunzehn, das duldet Monsieur Ferblanchier, der glückliche Inhaber dieser Cuvette nicht?"

Als Harry und Hiller eintraten, war das niedrige Lokal so sehr von Tabaksqualm erfüllt, daß man seine Augen anstrengen mußte, um etwas sehen zu können.

Eine Laute in der Hand, saß da ein junger, todblasser Mensch, dem das verderbliche französische Nationalgetränk schon den Stempel der Vernichtung auf die Stirn gedrückt hatte, in dem scharlachroten Mantel eines spanischen Torero, auf einem kleinen Podium.

Ein Kreis junger Leute, phantastisch angezogen wie er, bildete seine Zuhörer.

„Das ist die neue Dichterschule des Montmartre," belehrte Hiller, die sich den Namen des Cénacle beigelegt hat."

Mitten unter den jungen Leuten bewegte sich eine Schar auserlesener weiblicher Schönheiten in mehr als dürftiger Kleidung.

„Sie scheinen Anhängerinnen der Herren Enfantin und Bazard zu sein," scherzte Hiller, „die eben die Wiederherstellung des Fleisches in Paris predigen!"

„Und sie gefallen mir nicht übel," meinte Harry, „kennen Sie die Namen?"

„Nennen Sie die Damen bei jedem beliebigen, wie Sie wollen, Herr Doktor, Emma, Jenny, Yolanthe, Seraphine, Angélique, Hortense, Clarisse ... sie werden auf jeden dieser Namen reagieren, und wie ich Sie kenne, Herr Doktor, werden diese Namen in der deutschen Lyrik bald eine große Rolle spielen!"

„Sie sind hübsch und Sie könnten recht haben. Im Französischen sagt man wohl jolies à croquer ... bei uns eben zum Andichten."

Harry und Hiller hatten sich gesetzt. Ohne nach ihrem Begehren gefragt zu haben, brachte die dicke Madame Ferblanchier die in diesem Lokale dominierende Absinthflasche und goß den giftgrünen Likör in die billigen Gläser, die sie vor ihre neuen Gäste hingesetzt hatte.

Die Mädchen umschwärmten die Neuhinzugekommenen und eine entzückende Blondine mit aschfarbenen Haaren, die die anderen Angélique nannten, setzte sich auf Harrys Schoß.

Und während sie die nackten lilienweißen Arme um seinen Hals schlang und ihn küßte, ertönte droben auf dem Podium das Geklimper der Laute.

Dann erhob sich der gefeierte Dichter aus dem Kreis des Cénacle und sprach: „Die Frau Markise“.

Ein Mädel mit langen, schwarzen, wallenden Haaren löste sich aus der Schar der Heben. Sie schwang sich, von einem der Mitglieder des Cénacle unterstützt, auf das Podium an die Seite des Dichters, und der hielt sie in seinen Armen, während er eine seiner berühmten Balladen sprach:

Ihr kennt ihr Aug' und ihre Züge,
Ihr kennt die Andalusierin,
Ihr wißt, daß ich im Arm sie wiege
Vom Abend bis zum Morgen hin!

O seht sie, wenn ihr Arm wie eines
Schwans weißer Hals mich fest umschlingt
Wenn dicht an ihrem Haupte meines,
Die Nacht uns süße Träume bringt.

Preis der Vergessenheit gegeben
Sei alles, nur die Liebe nicht!
Die Wollust ruft: Vergeßt das Leben!
Der Vorhang ruft: Vergeßt das Licht!

O laß uns ruhen Mund auf Munde,
Hauch' deine Seel' in mich hinein,
O laß' uns ruhen Mund auf Munde,
Wo man uns bringt den Totenschrein!

In meiner Seele frisches Bluten
Laß' rinnen deinen lichten Geist,
Wie sich in eines Gießbachs Fluten
Der Wiese Blumenquell ergeußt!

Dann weißt du wohl, wie viele Schmerzen
Ich litt, ach, um zu leben nur!

Siehst du in meinem wunden Herzen
Des Überdrusses blut'ge Spur?

Gib einen Kuß mir, meine Kleine,
Mit meiner Hand in deinem Haar
Laß' mich erzählen dir beim Scheine
Der Lampe, was dein Unglück war!

Und sieh, wie gut ich bin, mein Leben,
Daß gestern du auf meiner Brust
Entschliefst . . . ich will es dir vergeben,
Und war's auch, als ich schwatzte just!

Denn auf des Königs Wort, so bald es
Wird dunkel in der Hauptstadt sein,
Zieht hier im Lustrevier des Waldes
Ins Schloß die Frau Markisin ein.

Mein Arm sei der Geliebten Wiege,
Vom Abend bis zum Morgen hin,
Ihr kennt mein Lieb', ihr kennt die Züge
Der braunen Andalusierin!

Frenetischer Beifall durchraste die Cuvette, als der Dichter geendet. Angélique hielt Harry mit beiden Armen umschlungen und sog sich an seinen Lippen fest.

Die Mitglieder des Cénacle kümmerten sich nicht weiter darum.

Und mit den zu sich selbst gesprochenen Worten: „Das ist Paris!" stahl sich Hiller leise von dannen.

XXIX.

Ein grausiges Schicksal war über Harrys Stadt der Lebensfreude hereingebrochen. Mitten durch den lustigen Karneval des Jahres 1832 schritt das hohlwangige Gespenst der Cholera. Am 29. März, dem Festtage des Mi-Carême, ward der Ausbruch der Seuche offiziell bekannt.

Eine bunte, ausgelassene, in Fastnachtsflitter gekleidete Menge durchflutete die Boulevards und vor dem Tanzlokale Lointiers stauten sich die Menschen und drängten in den Ballsaal. Denn hier spielte ein exquisites italienisches Orchester zum Tanze auf. Auch Harry befand sich unter den Gästen. In einer kleinen Nische des dicht mit tanzenden Paaren gefüllten Saales saß er an einem kleinen Marmortischchen und nippte an einer Chartreuse, die ihm eben eine als Pierrette gekleidete Hebe kredenzt hatte.

Er selbst war im Kostüm. Als spanischer Ritter, wie er sich einst vor Jahren, in seiner Ballade an Donna Clara geschildert, hatte er den Ball besucht. Nun schweifte sein schönheitstrunkenes Auge über diese Fülle von Anmut und Jugend, die sich hier ein Stelldichein gegeben und gerade zu den Walzertakten Arm in Arm und Hüft' an Hüfte sich wiegte.

Eine Maske trat an seinen Tisch heran.

„So einsam, Doktor," vernahm er eine ihm sehr wohlbekannte Stimme. „Es ist lange her, daß wir uns nicht mehr gesehen haben, Sie ungalanter Deutscher, erinnern Sie sich noch des Abends, da ich Sie in ihrer Wohnung erwartete? Sie waren in die Rue de Valois zum Diner gegangen und kamen nicht wieder! Bis Mitternacht habe ich mich umsonst gesehnt?"

„Sie sind es, Diane, bei Lointier mußte ich Sie also suchen," lachte Harry. „Aber bitte, nehmen Sie Platz an

meinem Tische! Darf ich Sie bitten, mit mir an dieser köstlichen Chartreuse zu nippen?“

„Das ist in diesen Tagen nicht ganz ungefährlich, Doktor. Wissen Sie, was man erzählt? Es gibt Leute in Paris, die Gift unter alle Speisen und Getränke mengen. Es handelt sich gar nicht um gewöhnliche Giftmischer, es handelt sich um Umtriebe der Karlisten. Und die Polizei ist diesen Meuchelmördern auf der Spur!“

„Unsinn,“ erwiederte Harry lakonisch. „Wer wird denn einem solchen Unsinn Glauben schenken, Diane!“

„Es ist im Moniteur bekannt gegeben worden.“

„Die Zeitungen sind zum Lügen da, selbst der Moniteur, meine beste Diane! Also prosit, vive Mi — Carême!“

Auf Harrys Wink hatte die Pierrette ein zweites Gläschen gebracht und Diane stieß mit ihm an.

„Das ist auch eine deutsche Unsitte, dieses Anstoßen,“ lachte sie. „Doktor, Doktor, on se moque de cette habitude à Paris!“

„Gleichviel! Zum Zeichen, daß wir uns wieder vertragen! Du hast es mir wohl höllisch übel genommen, Diane, daß ich dich am Abend damals aufsitzen ließ?“

„Bitte, bitte! Du kennst doch meinen Spitznamen!“

„Wie war der gleich, Diane! Man hört so viele Namen!“

Diane brach in ein schallendes Gelächter aus.

„Daß du alle diese Namen nicht mehr behalten kannst, Doktor, das glaub' ich gern. Ich heiße jetzt Changeante!“

„Das ist aber nett!“

„Nicht so nett wie das Calembourg, das neulich ein Dichter des Cénacle an diesen Namen geknüpft hat.“

„Und das heißt?“

„Changeante change chaque jour l'amant, comme change le linge son ami Armand!“

„Also auf Armand?“

„Qu' il vive! Aber das ist ja zum totlachen. Sieh nur

dort Doktor, die Maske. Das bringt auch nur die Pomare fertig. Es ist die Pomare, keine andere!"

Diane deutete auf eine Maske, die soeben eingetreten war.

„Wer ist das, die Pomare?"

„Das weißt du nicht? Gegenwärtig die witzigste, die gefragteste, die entzückendste Cocotte, über die père Ferblanchier in seiner Cubette verfügt. Das ist in der Tat originell. Sie kommt als Cholera!"

Die unheimliche Erscheinung, die eben den Saal betreten hatte, lenkte bald aller Augen auf sich. Jeder sah sie an. Man hielt im Tanzen inne. Ein Schauer ging einen Augenblick durch die lebenslustige Gesellschaft. Doch bald lachte man hell auf. Es war in der Tat die Pomare, die sich wie ein zerlumptes Weib angetan hatte und eine leichenblaße Larve, die in das violette Aschfahl der Cholerakranken hinüberspielte, vor dem Gesichte trug.

„Viens, Pomare!" rief Diane.

Schon saß die Pomare an Harrys Tische und Diane fragte:

„Wo kommst du so spät her?"

„Aus der Maison de Dieu," lautete die Antwort.

„Was hattest du dort zu schaffen?" forschte Diane.

„Man hat die Césarine dort eingeliefert, die ist vorhin an der Cholera gestorben. Überhaupt, über vierhundertfünfzig Menschen sind heute in Paris an der Cholera gestorben. Wenn das so weiter geht, dann werden die Leichenwagen nicht ausreichen. Schon gestern habe ich Fiaker mit Särgen, habe ich Möbelwagen, Omnibus de la mort, zu Massen gesehen. Särge sind gar nicht mehr zu haben. In der Morgue zählen sie sich die Leichen zu, nähen sie in Säcke und dann kommen sie auf den Père Lachaise in die Kalkgräber. Es ist grausig schön, Diane!"

„Aber es ist ja gar keine Cholera, Pomare," erzählte nun Diane. „Giftmischer der Karlisten sind es, die hier ihr Werk treiben."

„Das glaubst du? Ich glaub' es nicht! Aber es gibt viele, die es glauben. Auf den Boulevards ist es vor einer Stunde zu einer furchtbaren Szene gekommen."

„Was ist dort vorgefallen?" fragte Harry interessiert.

„Die Chiffoniers sind doch im Aufstand!"

„Die Chiffoniers?"

„Gewiß, Monsieur, die Polizei hat ein Verbot erlassen. Der Kehricht darf nicht mehr auf die Straßen geschüttet werden."

„Endlich einmal!"

„Sie sagen, endlich einmal? Was sollen denn die armen Weiber und Männer anfangen, die seit Jahrzehnten von dem Kehricht aus den Gossen von Paris leben? Sie haben sich zusammengetan. Denn, wenn man den Kehricht in Karren vor die Stadt fährt, dann können die Chiffoniers lange laufen, bis es was zum Fischen gibt. Glauben Sie mir, das Geschäft eines solchen Chiffoniers war noch lange nicht das schlechteste in Paris. Mein Vater ist Chiffonier gewesen und hat mir beinahe dreitausend Francs hinterlassen."

„Was Sie nicht sagen, Mademoiselle! Wie war doch gleich . . .?"

„Pomare, Monsieur, Pomare!"

„Also, Mademoiselle Pomare! Aber, Sie wollten vorhin was anderes erzählen!"

„Richtig, auf dem Boulevard, da haben sie einen Mann an die Lanterne geknüpft. Er sei ein Priester, haben die einen gerufen, und die Priester seien zu allem fähig, er sei ein Karlist, die andern, und man habe ein weißes Pulver bei ihm gefunden, mit dem er das Brot in einer Bäckerei vergiften wollte, der baumelt jetzt dort, und die wütenden Weiber der Chiffoniers haben ihm die Zunge aus dem Halse gerissen! Das war schauerlich schön!"

„Das ist ja wie anno neunundachtzig!"

„Das meinte einer der Herren vom Cénacle auch, Mon-

sieur. Nous avons une guillotine ambulante, Monsieur, hat er gesagt!“

„Das ist sehr hübsch, une guillotine ambulante,,“ wiederholte Harry.

„Ja, ja, sehr hübsch. . . .“ Die Pomare lachte nervös. Auf einmal führte sie mit zitternden Händen das Glas an die Lippen, aber noch ehe sie es an den Mund gesetzt hatte, fiel es klirrend zu Boden.

„Mon Dieu, was ist dir denn?“ schrie Diane.

Harry war entsetzt aufgesprungen, nun riß er die Larve von dem Gesicht der Pomare. Die wand sich vor Schmerzen auf ihrem Stuhle, und ihr Gesicht war aschfahl, ein violetter Schein lag darauf.

„Um Gotteswillen, die Cholera!“ schrie die Diane.

Das furchtbare Wort hallte durch den Saal.

Eine panikartige Flucht begann.

„Man muß nach dem Wagen des Hôtel de Dieu schicken,“ sagte Harry.

Niemand hörte auf ihn.

Alles ergriff die Flucht, alles dachte nur an die eigene Rettung, nachdem es sich gezeigt, daß das entsetzliche Gespenst nicht nur in der Larve, sondern in Wirklichkeit mitten unter den Fröhlichen im Saale war.

Es gelang Harry, auf der Straße einen sergent de police zu benachrichtigen und nach einer guten halben Stunde rollte der Wagen des Hôtel de Dieu vor das Tanzlokal des Monsieur Lointier.

Der Ballsaal war leer. Das Gespenst der Seuche ging darin um. Es hatte in der Pomare, der schicksten Cocotte des Herrn Ferblanchier, sein erstes Opfer auf diesem Tanzvergnügen gefordert, und durch die Gassen von Paris zog es nun mit unheimlicher Schnelligkeit. Nach wenigen Wochen zählte man über zweitausend Tote an einem einzigen Tage, und der Schrecken wollte und wollte nicht weichen. Der Erzbischof von Paris suchte das Unglück in seinem Sinne

auszubeuten; der Mangel an Religiosität, das laue Gewissen der bürgerköniglichen Regierung waren daran schuld.

Der Père Lachaise wurde in diesen Tagen der besuchteste Ort der immer lebensfreudigen Stadt. Die Leichenwagen bildeten Queue. Auch Harry hatte das unheimliche Gespenst der Krankheit hinausgezogen, das Elend zu sehen, womöglich irgendwo helfen zu können, das Gespenst, vor dem er Tag und Nacht wahnsinniges Grauen empfand. Paris entvölkerte sich, die Reichen zogen aufs Land in ihre Schlösser, die Fremden machten sich von dannen und unter den Reihen der Armen und Ärmsten wütete der Würgeengel mit unverminderter Gewalt.

In dem gleichen Stockwerk des Hauses, das Harry bewohnte, lag ein Todkranker. Man hatte ihn nicht ins Hôtel de Dieu gebracht. Die Behörden waren so gut wie machtlos, die Hospitäler hatten keinen Platz mehr zu vergeben und so ließ man ihn ruhig in der Wohnung, da man den Kopf verlor und sich in dem allgemeinen Wirrwarr nicht mehr zu helfen wußte.

Sein Schreien drang des Abends, während Harry schrieb, des Nachts, wenn er schlafen wollte, an sein Ohr und erzählte unaufhörlich das Elend und den Kummer, das Unglück und das Todesschicksal von Paris!

Heute hielt es Harry nicht mehr zu Hause. Er eilte hinaus und wie mit Zaubergewalt lenkten ihn seine Schritte wieder auf den fernen Hügel des Père Lachaise.

Der Weg war weit. Er warf sich in einen Wagen. Nur langsam brachte der immer fluchende Kutscher seine Pferde vorwärts.

Hier stand Leichenkondukt hinter Leichenkondukt. Möbelwagen mit Särgen neben Möbelwagen, und als Harry den Kopf aus dem Fenster seines Fiakers hinaussteckte, war es ihm, als sähe er nichts als Himmel und Särge.

„Wen begrabt Ihr denn?“ fragte er einen Kutscher, der mit einem rasch schwarzbeschlagenen Milchkarren dicht neben seinem Fiaker hielt.

„Ein kleines Mädel, Monsieur, das gestern endlich im Hôtel de Dieu nach langen Qualen gestorben ist,“ lautete die Antwort. „Ein Dichter soll das Begräbnis für sie bestellt haben, auf dem einzigen Kranz, der auf dem Sarge liegt, steht: „Der Pomare“!“

Harry fuhr zurück. Des Abends bei Lointier mußte er gedenken, da der Tod in Gestalt der lebensfreudigen Pomare an seinen eigenen Tisch gesessen hatte und ihm den Becher des Lebens und des Taumels gereicht hatte.

„En avant,“ vernahm er da die Stimme des Kutschers, der den Milchkarren mit der Leiche lenkte, „en avant numéro 827.“

Noch einmal sah er hinaus. Er gewahrte einen Mann. der einen Hund an der Leine führte, der einzige, der dem Leichenwagen folgte. Seinem Lockenschmuck zufolge konnte das wohl ein Jüngling sein, der sich der Verschönerung seiner Mitbürger befleißigte! Momentan war dieser Gedanke in Harry aufgestiegen. Der Mann war sicher nichts anderes, als ein Friseur!

Auch sein Wagen hatte jetzt wieder freiere Bahn.

Endlich stand Harry auf der Höhe des Père Lachaise. Trauernd schweifte sein Auge über das ungeheure Bild der einzigen Stadt. Die Sonne war eben untergegangen. Wehmütig schienen ihre letzten Strahlen von Paris Abschied zu nehmen. Wie weiße Laken umhüllten die Nebel das geliebte Bild seiner todkranken Königin. Tränen traten in Harrys Augen. So lange hatte er nicht geweint und jetzt schluchzte er und wußte selbst nicht warum, über Paris, über das tote Mädchen, das er nur einmal in seinem Leben, aber am Rande des Grabes in schicksalsreicher Stunde gesehen hatte, und es kam von seinen Lippen: „Du unglückliche Stadt, Stadt der Freiheit, der Begeisterung und des Martyrtums, du Heilandstadt, die für die weltliche Erlösung der Menschheit schon so viel gelitten!

Und angesichts dieser unglücklichen Stadt und des Mäd-

chengeschickes, dessen Zeuge er gewesen, schossen die Strophen des tiefen Mitleids durch seinen Kopf, die er erst nach Jahren, selbst des Mitleids bedauernswerteste Persönlichkeit, und auch dann noch spottend, niederschreiben sollte. Nur die leitenden Gedanken waren es, die ihn hier im Angesichte des Père Lachaise, auf dem man die arme, an der Cholera verstorbenen Grisette in einer Kalkgrube zusammen mit anderen eingescharrt hatte, packten. Wie im Traume sprach er es vor sich hin:

Arme Königin des Spottes
Mit dem Diadem von Koth,
Bist gerettet jetzt durch Gottes
Ew'ge Güte, du bist tot!

Wie die Mutter, so der Vater
Hat Barmherzigkeit geübt,
Und ich glaube, dieses tat er,
Weil auch du so viel geliebt!

Grimmig lachte er vor sich hin. Er kehrte nach Hause zurück und machte sich an die durch den Karneval und die mitten in ihn hereinbrechende Seuche und Todesfurcht unterbrochene Arbeit. Einen großen Plan, mit dessen Ausführung er schon seit Monden unablässig beschäftigt war, hatte er gefaßt. Er wollte so etwas wie der geistige Vermittler zwischen Deutschland und Frankreich werden. Und diese Zeit schien ihm für sein Vorhaben die allergünstigste zu sein. Nach allem, was er bislang hier in Paris gehört und gesehen, wußten diese Franzosen blutwenig von seinem Vaterlande, von dessen führenden Geistern und großen Dichtern. Und so plante er zwei große Werke, die das Spiegelbild der religiösen und philosophischen, der literarischen und künstlerischen Entwicklung des deutschen Volkes für die Franzosen werden sollten: seine Abhandlungen „Zur Geschichte der Religion und der Philosophie in Deutschland“ und „Die romantische Schule“.

Seit Wochen brannte ein quälender Schmerz in seinem Innersten. Noch immer hatte er es nicht ganz begriffen, was er in den letzten Tagen des März dieses verhängnisvollen Jahres aus Deutschland gehört hatte, noch immer war er nicht dazu imstande gewesen, es in die richtigen Worte zu kleiden. Goethe war tot! Es war, als hätte die geistige Welt, in der auch er selbst groß geworden, zu der er selbst gehörte, mit einem Schlage die Achse verloren, um die sie sich sechs lange Jahrzehnte gedreht hatte. Was sagten die in Berlin, die in Weimar dazu: Goethe war tot! Ein grenzenloses Heimweh packte ihn, da er jetzt in dieser Stunde, als ihm die Schrecken des Todes in der Fremde vor Augen getreten waren, vor seinem Schreibtisch saß und in seinen begonnenen Schriftstücken wühlte. Und dieser ganze Schmerz hauchte sich aus in dem einen Worte, das er sich immer und immer wieder sagte: Goethe ist tot!

Aus dem Nebenzimmer tönte das Wimmern und Stöhnen des Kranken. Anfangs hatte er daran gedacht, wegen der Gefahr der Ansteckung auszuziehen, aber in diesen Tagen allgemeiner Verwirrung war das ein Ding der Unmöglichkeit in Paris, und wohin man auch kam, in jedem Zimmer, in jedem Bette konnte ein Cholerakranker gelegen haben. Und dann, eigentlich kannte er inmitten all' dieser Särge und Leichenwagen die Furcht vor dem Tode nicht. Es war sonderbar, es war beinahe so, als sei ihm der Tod ein von Jugend an Vertrauter, einer, von dem er ganz genau wußte, daß er niemals vor der festgesetzten Stunde und nicht ohne vorhergehende Anmeldung zu ihm kommen werde, denn der Tod gehörte doch gewissermaßen zu seinen Freunden, zu seinen alten Bekannten, und ein solcher überrumpelte ihn nicht. Und er hatte noch so viel zu tun und zu schaffen, noch war es also nicht an der Zeit! Plötzlich dachte er an Berlin, bei Lutter und Wegener sah er sich. Auch ihm würde der Tod ein Zeichen geben, wie er einst dem Musikdirektor Hoffmann ein solches gegeben hatte: Sicher, sicher, das würde

er! Mit solchen Gedanken, die ihn wirklich über die Gefahr, in der er sich in diesem choleradurchseuchten Paris befand, ein wenig beruhigten, machte er sich an die Arbeit.

Sein Blick flog über die von seiner sauberen Handschrift bedeckten Blätter hin. Schon viel hatte er in den vergangenen Wintermonaten geschrieben, ehe ihn die Nachricht von dem Tode Goethes aus Weimar getroffen. Mancherlei, was die Franzosen verschlingen sollten, mancherlei, was man aber auch im deutschen Vaterlande voll Staunen lesen würde. Sie sollten nicht recht behalten, seine Feinde, die schon jetzt in den Blättern behaupteten, daß er in Paris verlottere, daß er nichts mehr schreiben könne und daß es mit seiner Poesie zu Ende sei. Das sollten sie nicht! Staunen würden sie über die Schärfe seines immer noch blanken Witzes und über die Bitterkeit seiner unantastbaren Wahrheitsliebe!

So wie er hatte das noch keiner gesagt. Das was er da niedergeschrieben hatte und nun in seinen Händen hielt, das war nicht mehr und nicht weniger, als die große Prophezeiung dessen, was sich jetzt in Deutschland vorbereitete, was sich dort nach seinem Wissen und Willen, nach seiner felsenfesten Überzeugung vorbereiten mußte. Blitze zuckten in seinen klaren Augen, Feuer rötete seine Wangen, als sein Blick wieder und wieder darüber hinglitt:

„Der deutsche Donner ist freilich auch ein Deutscher, und ist nicht sehr gelenkig und kommt etwas langsam herangerollt. Aber kommen wird er und wenn Ihr es einst krachen hört, wie es noch niemals in der Weltgeschichte gekracht hat, so wißt, der deutsche Donner hat endlich sein Ziel erreicht. Bei diesem Geräusche werden die Adler aus der Luft tot niederfallen und die Löwen in der fernsten Wüste Afrikas werden die Schwänze einkneifen und sich in ihren königlichen Höhlen verkriechen. Es wird ein Stück aufgeführt werden in Deutschland, wogegen die französische Revolution nur eine harmlose Idylle erscheinen möchte. Jetzt ist es freilich ziemlich still, und gebärdet sich auch dort der eine oder andere

etwas lebhaft, so glaubt nur nicht, diese würden einst als wirkliche Akteure auftreten. Es sind nur die kleinen Hunde. die in der leeren Arena herumlaufen und einander anbellen und beißen, ehe die Stunde erscheint, wo dort die Schar der Gladiatoren anlangt, die auf Tod und Leben kämpfen sollen.

Lächelnd schob er das Blatt zurück. Ein anderes, ein begonnenes und noch nicht vollendetes fiel in seine Hand: „Das ist der Finger Goethes," las er. Und nachdem er es noch einmal sorgfältig durchgesehen, ließ er die Feder über das Papier gleiten und schrieb in der tiefen Stille seines Zimmers, die nun nicht mehr von dem Stöhnen des Todkranken, der am Ende gestorben sein mochte, gestört wurde, bei der schwälenden Lampe:

„Les dieux s'en vont. Goethe ist tot. Es ist, als sei der Tod in diesem Jahre plötzlich aristokratisch geworden. Kein einziger König ist in diesem Jahre gestorben. Les dieux s'en vont, aber die Könige behalten wir!"

Trübe brannte die Lampe auf seinem Schreibtisch. Ein Tag des reifen August mit heller Sonne und blinkender Landstraße stieg da plötzlich aus den Jahren der, wie es ihm schien, ach schon so fernen Jugend empor, aus dem Schoße der Vergangenheit, der Tag, an dem er zu Fuß von Jena nach Weimar gewandert, und dann der folgende, da er zum einzigen Male in seinem Leben Goethe gesehen und gesprochen hatte.

Und Goethe war tot!

Er stützte den Kopf in die Hand. Immer düsterer brannte die Lampe, deren Öl zu Ende gehen mochte, und in dem fernen Paris nagte das bittere Heimweh, das sich, ach, schon so oft gemeldet hatte, das er vergeblich zu betäuben und niederzukämpfen bemüht war, an seinem Herzen. Deutschland, die Freunde, die Jugend, die Mutter, die Schwester, die Brüder, des Vaters Grab auf dem stillen Kirchhof in Ottensen, das alles stieg vor ihm auf!

Er bezwang sich. Sonst hätte er laut vor sich hingeschluchzt. Da zuckte schon wieder der bittere Spott um seinen Mund.

Was hatte er neulich Angélique, die er von der Tafelrunde des Cénacle in der Cuvette am meisten bevorzugte, in ihr Album geschrieben, wie hieß das doch? Richtig!

Lachend sagte er die Verse vor sich hin:

Wenn ich, beseligt von schönen Küssen,
In deinen Armen mich wohlbefinde,
Dann mußt du mir nie von Deutschland reden,
Ich kann's nicht vertragen . . . es hat seine Gründe.

Ich bitte dich, laß' mich mit Deutschland in Frieden,
Du mußt mich nicht plagen mit ewigem Fragen,
Nach Heimat, Sippschaft und Lebensverhältnis,
Es hat seine Gründe, ich kann's nicht vertragen.

Die Eichen sind grün, und blau sind die Augen
Der deutschen Frauen, sie schmachten gelinde,
Und seufzen von Liebe, Hoffnung und Glauben,
Ich kann's nicht vertragen, es hat seine Gründe.

Die Lampe erlosch. Noch einmal lachte Harry unbändig vor sich hin, aber dieses Lachen war nur der Vorläufer des wehen Schluchzens, das nun seinen ganzen Körper erschütterte.

Nebenan begann der Kranke wieder zu stöhnen. Er erinnerte ihn an Paris und dessen furchtbare Wirklichkeit. Ein Lied, das er einst, ein fröhlicher und doch so schwermütiger Student, in Bonn am Rheine gedichtet, fuhr durch seinen Kopf, Malys unvergessenes Bild stand wieder vor seiner Seele. Ein junges, siebzehnjähriges Ding, das er neulich in der Cuvette getroffen und das sich Jenny genannt, das hatte ihn so lebhaft an die Maly seiner ersten Hamburger Tage erinnert. Und wie war das? Der grüne Rhein bei Bonn mit den sieben Bergen war plötzlich an die Stelle des grauen

Hamburg getreten! So hießen jene Verse, richtig, so hießen die:

„Oben Lust, im Busen Tücken,
Strom, du bist der Liebsten Bild,
Die kann auch so freundlich nicken,
Lächelt auch so fromm und mild!“

Das war doch so ganz anders, als das Gedicht, das er Angélique ins Album geschrieben. Hatten seine Feinde in Deutschland dennoch recht und war es aus mit seiner Poesie?

XXX.

Die Schrecken der Cholera waren in dem raschlebigen Paris bald vergessen. An Stelle der Todesfurcht und blassen Angst schritt nun der Geist des Aufruhrs durch die Metropole, denn die Julirevolution hatte auch auf geistigem Gebiete ihre reifen Früchte gezeitigt. Schon vor Jahren war ein großer Sonderling aufgetreten und hatte der Menschheit sein neues Christentum gepredigt. Claude Henri de St. Simon war aus der Schule des Philosophen d'Alembert hervorgegangen. Er plante nichts Geringeres, als eine fundamentale soziale Revolution. Das Erbrecht und die Ehe sollten abgeschafft, die Wiederherstellung des Fleisches, das dem alten Glauben zum Opfer gefallen war, eingeführt, die Nächstenliebe des Evangeliums in die Tat umgesetzt, der Himmel auf Erden errichtet werden.

Eine Schar begeisterter Jünger dieser neuen Lehre hatte sich nach dem Tode des Meisters zusammengefunden. Auf seinem Sterbebette hatte er ihnen zugerufen: „Die Religion kann nicht von der Erde verschwinden, sie verändert sich nur, vergeßt es nicht und erinnert Euch, daß zur Verrichtung großer Dinge die Leidenschaft notwendig ist."

Und im geeigneten Momente hatten sich die Schüler dieser Worte ihres Meisters erinnert. Die „exposition de la doctrine de St. Simon" wurde in Paris ins Leben gerufen und erfaßte bald Seelen und Köpfe von Tausenden. Des Meisters treueste Schüler Barthélemy Prosper Enfantin und Saint Amand Bazard traten an die Spitze der neuen Bewegung.

In einem alten Hause der Rue Taranne hielten sie ihre Versammlungen ab, die von Hunderten, die der Saal kaum zu fassen vermochte, besucht wurden. Und gar bald genügte der Raum nicht mehr. Es galt, die Lehre des Meisters in

die Wirklichkeit zu übersetzen, Haushaltungen auf gemeinsame Kosten zu führen, Schulen und Werkstätten für die Anhänger des neuen Glaubens zu gründen, und das Prinzip der freien Liebe, das heißt Weiber- und Männergemeinschaft, zur Tat werden zu lassen.

Schon wurden viertausend Arbeiter in den St. Simonschen Werkstätten beschäftigt und vierzigtausend Gläubige in deren Lehrsälen und Schulen unterrichtet. Und weitere fünf neue Schulen hatten die Jünger des Apostels im Laufe eines einzigen Sommers in Paris ins Leben gerufen.

Einer der begeistertsten Anhänger der neuen Lehre war Harry. Schon in der Rue Taranne und weit öfter noch später hatte er den bald von Enfantin, Bazard, Chevalier. Duveyrier, Barrault oder Rodrigues geleiteten Versammlungen beigewohnt. In den Reden dieser Apostel und ihren Zielen hatte er ein gut Teil seines eigenen Wollens, seiner eigenen sozialen Anschauungen wiedergefunden. Und wenn auch St. Simon in der Praxis zu Ende des August des Jahres 1832 durch die Verurteilung seiner Hauptverkünder zu Gefängnis- und Geldstrafen, durch die behördliche Auflösung der Gemeinde, Schiffbruch gelitten hatte, so klangen doch seine Lehren mächtig nach in den Herzen derer, die sie mitangehört hatten, und nicht zum mindesten in Harrys Innerstem.

Die Emanzipation des Fleisches, das neue Christentum, das Himmelreich, das schon auf Erden errichtet werden sollte, das alles beherrschte fortan sein ganzes Dichten und Denken.

Und noch ein Moment kam hinzu. Auch die neufranzösische Romantik, die ihre glänzendsten Vertreter in Viktor Hugo und Alfred de Musset fand, wandelte ähnliche Bahnen. Kampf dem Klassizismus, Vernichtung des Altüberlieferten und Hergebrachten hatte die auf dem Gebiete der Kunst auf ihre Fahnen geschrieben.

So kamen Harrys Bücher „de l'Allemagne“, die die Gedanken „zur Geschichte der Religion und Philosophie“ und

die „romantische Schule" enthielten, gerade im rechten Augenblicke und fanden auch in diesem Paris gerechte Würdigung. Denn schon stand der deutsche Dichter mit allen literarischen Größen des damaligen Frankreich, die sich in Paris zusammengefunden hatten, in lebhaftestem Verkehr. Das Buch „Le grand", die „Bäder von Lucca", die „Harzreise" erschienen in französischer Sprache, und Harrys Schilderung der „Französischen Zustände" wurde eifrig besprochen. Die französische Kritik und das literarische Paris stellten ihn in jenen Tagen an die Seite Goethes und Hoffmanns.

Aber je größere Anerkennung er in der Fremde fand, desto schlimmer spielte man ihm in der unvergessenen und geliebten Heimat mit. Die Zensurverbote wurden immer unerträglicher, die Kritik der deutschen Blätter immer gehässiger.

Hatte sich doch in der kurzen Zeit, die Harry nun auf Frankreichs Boden weilte, auch Deutschlands literarisches Leben von Grund auf geändert. Eine neue Bewegung setzte ein, die Harry nur aus der Ferne und daher niemals richtig zu beurteilen vermochte. Die scharfe Waffe, die er einst als einer der ersten in Deutschland blank geschliffen, wandte man nun gegen ihn. Denn auch jenseits des Rheins hatte die Geburtsstunde des Journalismus geschlagen. Dahin waren die Tage Goethes und der alten Romantik, die Flugschrift, die Zeitung, das politische Gedicht traten jetzt in ihre Rechte.

Mit seiner Prophezeiung an die Franzosen, daß sich bald eine geistige Revolution in Deutschland erheben werde, behielt Harry recht. Und das „junge Deutschland", das nun in der Tat wie eine Schar todesmutiger Gladiatoren in die Arena trat, aus der die belfernden Hunde entweichen mußten, war, ohne daß es selbst damals eine Ahnung davon hatte, Harrys eigenstes Kind, denn es stand ganz im Banne seiner Schreib- und Denkweise.

Neue, von Harry noch niemals gehörte Namen drangen

über den Rhein an sein Ohr und zum Teil kamen die Träger dieser Namen selbst nach Paris und suchten den Dichter in seinem Exil auf. Die Tage der Laube und Gutzkow, der Wienbarg, Mundt und Kühne waren im Anzug, und drunten in Stuttgart schwang der unerbittliche Wolfgang Menzel, den Harry einst besucht und der sich völlig von ihm abgewandt hatte, die kritische Geißel.

Was St. Simon einst in Paris verkündigt, erhitzte nun auch in Deutschland die Gemüter und Menzels vernichtende Kritik über Gutzkows Roman „Wally die Zweiflerin“ lenkte die Blicke der Behörden auf diese Dichter, die gekommen waren, die Welt aus den Angeln zu heben, die Kirche und den Thron zu stürzen. Und so faßte denn am 10. Dezember 1835 der Deutsche Bundestag den verhängnisvollen Beschluß, das „junge Deutschland“ durch das Zensurverbot, durch Verfolgungen und Gefängnisstrafen zu vernichten.

Und nicht nur gegen das „junge Deutschland“, das ihm selbst durchaus nicht sympathisch gegenüber stand, nein, auch gegen Harry richteten die deutschen Behörden ihren Kampf. Zwei harmlose Schriften seiner Feder: „Die florentinischen Nächte“ und die „Elementargeister“, wurden kurzerhand von der Zensur verboten. Der Teutomane Wolfgang Menzel schimpfte in allen Tonarten über den vaterlandslosen Juden, der in Frankreich die deutsche Sache an den Erbfeind verrate. Und die jungen Dichter, die sich von dem allmächtigen Kritiker abhängig fühlten, zogen mit Menzel an einem Karren. Eine große und bittere Enttäuschung, nicht nur eine Kränkung seiner Eitelkeit, bedeutete es für Harry, als infolge des Menzelschen Einflusses sein Bild, das für einen neuen Musenalmanach bestimmt gewesen, in letzter Stunde nicht zur Veröffentlichung gewählt wurde. In seinem „Schwabenspiegel“ setzte er denen, die ihm diese Schmach zugefügt hatten, das Denkmal seiner Verbitterung.

Die Antwort ließ nicht auf sich warten. Pfizer und Ruge, ja sogar sein alter Freund Rousseau, brachten Artikel, in

denen es hieß, daß es mit Harrys Poesie ein- für allemal zu Ende sei. Und was das Schlimmste war, Metternich in Wien, der sich einst an seinen Liedern begeistert hatte, griff in den Kampf gegen Harry und das „junge Deutschland" ein. Gentz hatte ihn auf die drohende Gefahr aufmerksam gemacht, und das traurige Resultat, zu dem alle diese feindlichen Maßnahmen der Gegner gelangten, war die wirtschaftliche und literarische Lahmlegung des in die Fremde verbannten deutschen Poeten.

Und er selbst! Er selbst empfand alles dieses in jenen Tagen gar nicht in solchem Maße. Denn er wandelte wieder einmal wie ein Träumer, ein echter Phantast, durch die Gassen von Paris. Die Verse, mit denen er einst vor seinem Abschied aus Hamburg den „neuen Frühling" eingeleitet, schwirrten durch seinen Kopf und zwitscherten wie im Lenze heimgekehrte Schwalben:

„In Gemälde-Galerien
Siehst du oft das Bild des Mann's,
Der zum Kampfe wollte ziehen,
Wohlbewehrt mit Schild und Lanz'.

Doch ihn neckten Amoretten,
Raubten Lanze ihm und Schwert,
Binden ihn mit Blumenketten,
Wie er auch sich mürrisch wehrt.

So in holden Hindernissen,
Wind' ich mich mit Lust und Leid,
Während and're kämpfen müssen
In dem großen Kampf der Zeit."

Ja, er war wieder einmal verliebt, und diesmal war es ernst, bitter ernst, das fühlte er. Er war jetzt über fünfunddreißig Jahre alt, und der Schmerz um Mallys Verlust war sanfter geworden, der Leichtsinn der Jugend wohl für immer verraucht. Der Zufall hatte ihm die Frau in den

Weg geworfen, von der ihm eine dumpfe Ahnung schon heute sagte, daß sie das Schicksal seines ganzen Lebens werden sollte. Monatelang trug er diesen Gedanken in sich, monatelang kämpfte er mit einem Entschlusse.

An einem schönen Oktoberabend war es gewesen, einem jener Abende, die der Beginn des Lebens in der dem Winter sich entgegensehnenden Großstadt ganz besonders reizvoll macht. Da war er nichtsahnend durch eine kleine Gasse in der Nähe des Palais de Justice geschlendert und vor einem kleinen Laden, in dem eine ältliche Frau Schuhwaren feilhielt, stehen geblieben. „Madame Maurel, chaussures, raccomodages“ hatte dort an der Glasscheibe der Eingangstür gestanden. Und er selbst hatte nicht gewußt warum, wie durch einen Wink des Schicksals selbst gerufen, war er in den Laden getreten und hatte nach dem Preis eines Paars Pantoffel gefragt, die es ihm angetan haben mochten.

„Was kosten diese Pantoffel, Mathilde“? hatte da Madame Maurel in die dem Laden benachbarte Stube hineingerufen.

Und da war das Schicksal seines Lebens im Rahmen der Tür erschienen.

Ein leiser Ausruf des Erstaunens und der Bewunderung war auf seine Lippen getreten. Das matte Licht der im Laden brennenden Öllampe hatte ein allerliebstes Gesichtchen beleuchtet. Das war das echte und rechte Franzosengesichtchen, mit der kleinen Stumpfnase, den freundlich und schalkhaft lächelnden, sich immer wie zum Kusse wölbenden Lippen, den hellen, braunen Augen, in denen es unausgesetzt schalkhaft blitzte, dem Kinn und den Wangen, in die der Schelm der Aphrodite selbst seine Grübchen gemeißelt zu haben schien. Voll und drall war die Gestalt der sicher noch nicht Neunzehnjährigen, und die ein wenig verschlampte Taille, die sie wegen der fehlenden Knöpfe nicht vollständig zu schließen vermochte, der Rock, an dem der abgetretene Blattschlag herunterhing, erhöhten für Harry damals nur den

Reiz, der von der saloppen Erscheinung dieses Mädchens aus dem Volke auf ihn ausging.

„Das ist wohl Ihre Tochter, Madame Maurel?“ hatte er die alte Schuhwarenhändlerin gefragt.

„Meine Nichte, Monsieur,“ hatte die gleich ganz vertraulich erwidert, „das heißt . . .“

„Das heißt . . .“ Er war in der Tat neugierig, etwas Näheres über diese entzückende Evastochter zu hören, die ihm da der blinde Zufall in einer der schmutzigsten Gassen des alten Paris in einem Schuhwarenladen dritter Güte beschert hatte.

„Meine Nichte,“ so hatte der Bericht der Alten weiter gelautet, „ist noch nicht lange hier in Paris, mein Herr. Sie hilft mir beim Verkaufen, und, seitdem ich diese Hilfe habe, geht das Geschäft noch einmal so gut!“

Harry hatte gelacht.

„Das will ich meinen, Madame Maurel! Vor allem die Herrenkundschaft wird sich verdoppelt haben!“

„Verdreifacht, mein Herr!“

Und schon damals war es wie eine leise Regung der Eifersucht durch Harrys Herz gezogen, obwohl er die schöne Verkäuferin noch nicht einmal gesprochen hatte.

„Also, was kosten diese Pantoffel, Madame Maurel?“

„Fünf Francs, mein Herr!“

Mit dem entzückendsten Lächeln der Welt, so wollte es Harry wenigstens bedünken, hatte das junge Mädchen den Preis genannt.

„Ist das nicht zu teuer?“

„Aber ich bitte, mein Herr!“

„Für ein Paar Pantoffel!“

Es hat sie mancher weit teurer erkauft, mein Herr!“

Harry hatte geschmunzelt. Und sie selbst war in ein herzliches Gelächter ausgebrochen, bei dem sie zwei Reihen tadelloser weißer Zähne zeigte.

„Sie sind auch wundervoll gestickt, die Pantoffel!“

„Von Ihnen, entzückende Schöne?"

Er war gleich in dieser ersten Minute ganz in ihrem Bann.

„Leider nein. Aber die Stickerei ist so sinnig!"

„In der Tat, zwei weiße Tauben, die sich schnäbeln, auf einem Paare scharlachroter Pantoffel, das ist ja sehr vielversprechend!"

„Finden Sie auch?"

„Das finde ich ganz gewiß!"

Harrys Blick hatte sich tief in ihre blitzenden, hellen, braunen Augen versenkt. Und sie hielt seinem Blicke stand.

„Wie heißen Sie, Schönste der Schönen?" war es keck von seinen Lippen gekommen.

„Mathilde Mirat!"

„Ein schöner Name!"

„Warum?"

„Es mag von admirer kommen, von miroir oder sonst woher! Die Trägerin des Namens verdient ihn. Je vous admire. Ich bewundere Sie, Mathilde!"

Er hatte die Börse gezogen und ein Fünffrancsstück auf die Theke gelegt.

„Ich darf doch wiederkommen, Mathilde, für den Fall, daß mich die Pantoffel drücken sollten?"

„Aber ganz gewiß, mein Herr!"

Schon hatte er sich zum Gehen gewandt.

„Und wenn die Pantoffel nicht drücken sollten?" hatte sie ihm nachgerufen.

Da war er, mutig gemacht, wieder in den Laden zurückgetreten, zumal da sich Madame Maurel schon längst in die Stube zurückgezogen hatte.

„Dann komme ich erst recht wieder!"

„Das ist lieb von Ihnen. Ich langweile mich in dem Geschäft der Tante. Hier ist nichts los! Es ist so weit von den Boulevards!"

„Das kann ich mir denken, daß Sie sich als Pariserin

in dieser boutique langweilen müssen, Mademoiselle Mathilde!"

„Ich bin ja gar keine Pariserin!"

„Richtig. Ihre Tante hat das ja vorhin schon gesagt. Und ich wäre jede Wette darauf eingegangen."

„So irrt man sich. Ich stamme aus einem ganz kleinen Nest. Aber die Tante hat mich schon mit fünfzehn Jahren nach Paris kommen lassen, weil ich in Vinot vor lauter Langeweile gestorben wäre!"

„Und hier in Paris, da gefällt es Ihnen?"

„Ich möchte nirgends anders sein. Nur nicht hier im Laden! Du lieber Gott, Tante sagt immer, das mache das vornehme Blut, das in mir steckt, daß ich mich so schwer an das Leben einer armen Schuhwarenverkäuferin gewöhnen kann!"

„Vornehmes Blut?"

Mathilde war ganz ernst geworden, als ob es ihr heiligstes Besitztum zu verteidigen gegolten hätte.

„Sie glauben das wohl nicht, mein Herr! Meine Mutter, die ist wohl ein armes, ungebildetes Mädchen gewesen, aber mein Vater, Tante sagt immer, das sei ein ganz vornehmer, ein großer, ein reicher Herr!"

„Das wird ja ganz romantisch!"

„Jawohl, ich schwärme für die Romantik!"

„Ei, sieh mal einer an! Dann lesen Sie wohl Hugo und Musset, während Sie auf die Kunden warten, die sich Pantoffel anzuschaffen gesonnen sind?"

Ein herzhaftes Gelächter war Mathildes Antwort.

„Ich, mein Herr, ich kann weder lesen noch schreiben, das habe ich in Vinot nicht gelernt!"

„Sie können weder lesen noch schreiben?" hatte da Harry voll Enthusiasmus ausgerufen. „Dann sind Sie ja die geborene Frau für einen Dichter!"

„Was ist das, ein Dichter?"

„Das wissen Sie nicht? Und womöglich haben Sie noch nie von einem Gedicht gehört?"

„Ach, Sie machen sich über mich lustig! O, das ist nicht hübsch von Ihnen. In Frankreich gibt es viele schöne Mädchen, die nicht lesen und schreiben können, aber ...“

„Aber?“

In Mathildes Augen hatte es gefunkelt.

„Küssen können Sie und lieben können sie ...“

Gerade in diesem Augenblicke war Madame Maurel zur rechten Zeit wieder in dem Rahmen der Tür erschienen, sonst wäre es gleich bei der ersten Begegnung zu einer sehr verständlichen Erklärung gekommen.

So hatte Harry noch ein paar gleichgültige Worte gesagt und war gegangen.

Aber die Pantoffel hatten in der Tat gedrückt.

Kein Abend war ins Land gezogen, an dem ihn sein Weg nicht vorüber am Palais de Justice durch die alte Gasse und in die Passage geführt hätte, in der Madame Maurels Lädchen lag. Und nach wenigen Wochen war die Tante mit Mathildes Geschäftsführung im höchsten Grade unzufrieden. Das Mädchen ging zeitig des Abends, kam spät des Morgens, war zerfahren und nicht mehr bei seiner Sache, seitdem es des Nachts in den Armen seines begeisterten, wieder einmal der Welt entrückten Dichters lag.

Es war etwas Wunderbares, diese Mathilde, dies Mädel aus Vinot, das weder lesen noch schreiben konnte, dessen Gesichtchen wie der Sonnenschein eines warmen Apriltages, dessen Lachen wie Lerchengezwitscher in der blauen Höhe war! Die Gesellschaft und die Welt, seine literarische und politische Mission, alles, alles war vergessen, wenn er an Mathildes Seite in einem verschwiegenen Restaurant soupierte und dann endlich des Abends, den Arm um ihre Hüfte gelegt, die schmale Treppe zu seiner Wohnung emporschlich, leise, leise auf den Zehen, damit sie niemand überraschen sollte, denn Mathilde behauptete, sie hielte was auf ihren guten Ruf.

Endlich war es auch der Tante zu bunt geworden.

Sie sollten sich entscheiden, hatte sie eines Tages resolut erklärt. Das ginge so nicht weiter, halb bei dem Doktor und halb im Laden, darunter litte ihr Geschäft.

Mathilde war der Entschluß nicht schwer gefallen.

Und Harry, der ohne sie, wie er sich immer und immer wieder vorredete, nicht mehr leben konnte, mietete eine größere Wohnung, in der er alles behaglich für sie einrichten ließ.

Aber vorerst hatte er sie denn doch nach Chaillot zu einer Madame Parte, die jungen Damen Unterricht in gesellschaftlichen Formen erteilte, in Pension gegeben, denn, wenn einer seiner literarischen Freunde, wenn gar eine Dame der Gesellschaft kam, in der er nun verkehrte, so ging das beim besten Willen nicht!

Und so saß er denn jetzt mutterseelenallein in Paris und harrte der Stunde, da Madame Parte Mathildens Bildung vollendet haben und sie zu ihm nach der Hauptstadt als seine kleine Frau zurückkehren werde.

Sie gehörte ihm und er ihr mit Leib und mit Seele. Und wenn es denn einmal ein schlimmes Ende nehmen mußte, und es würde ein schlimmes Ende nehmen, so wollte doch auch e r e i n m a l in seinem Leben ganz glücklich gewesen sein!

In der Tat hatte Madame Parte Mathilde wenigstens die Anfangsgründe im Lesen und Schreiben mühsam beigebracht, so daß Harry ab und zu ein Briefchen aus Chaillot erhielt. Es war geschrieben in Buchstaben, die an die ersten Übungen eines Kindes erinnerten, in einem fürchterlichen Französisch, über das Harry jedesmal in unbändiges Gelächter ausbrach. Und dennoch führte er diese kleinen Lebenszeichen seiner Mathilde zärtlich an die Lippen, denn sie dufteten nach dem Leibe der fernen Geliebten, die weit draußen im Exil die Wonne und der Schmerz, der Trost und die Qual seiner ärgerreichen Tage und einsamen Nächte werden sollte.

XXXI.

Harry kam heute wieder einmal viel zu spät in die Salons seiner Freundin und Gönnerin Caroline Jaubert. So etwas ähnliches wie das, was die Rahel einst in Berlin den Romantikern gewesen, war diese seltene Frau der werdenden Literatur jener Tage in Paris. In ihrem gastfreien Hause verkehrten die „Unsterblichen". Künstler und Dichter, Schriftsteller und Akademiker waren ihre erlesenen Gäste, und den Mittelpunkt dieses außerordentlichen Kreises, in dem Harry nun schon seit Monaten ein gern gesehener Gast war, bildete die wundervolle italienische Fürstin Belgiojoso, die jetzt in Wort und Schrift für ihr unterdrücktes Vaterland kämpfte und später auch durch die Tat für die Befreiung und Einigung des geknechteten Italien auftreten sollte.

Der große Viktor Hugo und der geniale Alfred de Vigny waren gerade dabei, sich von Madame Jaubert zu verabschieden, als Harry in den Salon trat.

In einer Nische gewahrte er die entzückende Belgiojoso im eifrigen Gespräch mit Alexander Dumas, während Sainte Beuve, Prosper Mérimée und Balzac vor dem flackernden Kaminfeuer eine Gruppe bildeten und sich sehr angelegentlich über eine literarische Tagesfrage unterhielten.

Etwas abseits von dieser Gruppe saß in einem Fauteuil Sandeau. Er war mit seiner Freundin Georges Sand in eifriger Diskussion begriffen.

Flüchtig hatte Harry die übrigen Auserwählten, die Stammgäste in Madame Jauberts Salon waren, begrüßt. Sue und Janin, Michelet, Mignet und Thiers, Quinet, Berlioz und Halévy hatte er rasch die Hand gedrückt. Die übrigen, die er noch hier vermutet hatte, Adam, Robert, Girardin, Blanc, Gautier, Nerval, Karr und, wie sie sonst alle heißen mochten, schienen schon gegangen zu sein.

Madame Jaubert quittierte gerade eine Liebenswürdigkeit des im Abschied begriffenen Größten unter den Großen, als Harry an sie herantrat.

Hugo und Vigny grüßten ihn mit einer leichten Verneigung, ehe sie gingen.

„Ei sieh' da, Sie auch noch, Herr Doktor!"

Mit diesen nicht ohne einen leisen Ton des Vorwurfs gesprochenen Worten, wandte sich Madame Jaubert an Harry. „Ich dachte schon, wir sollten an diesem Abend wohl oder übel auf Ihre Gesellschaft Verzicht leisten!"

„Das haben Sie in der Tat nicht gedacht, teuerste Freundin," lautete Harrys Antwort . . . „Sie wissen . ."

„Ich weiß, daß unser Doktor seit ein paar Monaten für seine besten Freunde kaum mehr zu haben ist."

Harry seufzte.

„Sehen Sie, wie recht ich habe, Herr Doktor! Dieser Seufzer des Schmerzes oder auch der Erleichterung bestätigt mir das, was ich soeben behauptet habe. Aber hübsch ist sie, das muß man ihr lassen, und wenn eine Frau hübsch ist, dann verzeiht man ihr in Paris alles!"

„Haben Sie mich jemals bei einer Geschmacksverirrung ertappt, beste Freundin?"

Wieder zuckte das spöttische Lächeln um Harrys Lippen, als er die Vermutungen seiner Freundin Jaubert so unumwunden zugab.

„Das wohl kaum, wenigstens nicht auf dem Gebiete der Frauenschönheit, indeß . . ."

„Indeß . . .?"

„Kommen Sie mit mir in die lauschige Kaminecke. Wie ich sehe, haben sich die Herrschaften soeben in den Musiksalon begeben. Ich vermute, Monsieur Berlioz wird dort eine seiner neuesten Kompositionen spielen, die zum besten zu geben, ihn die Fürstin Belgiojoso vor wenigen Minuten gebeten hat!"

„Aber ich will Sie nicht abhalten, sich auch diesem Genusse zu widmen, beste Freundin!"

„Und ich bin froh, Sie endlich wieder einmal für mich zu haben, Doktor, heute müssen Sie mir beichten! Was machen die Zeitgedichte, deren Vorlesung Sie mir schon vor Monaten versprachen?"

„Ach, du lieber Himmel!" seufzte Harry.

„Sehen Sie, wie recht ich habe! Ich wette, daß die Gedichte, die Sie mir doch so fest zusagten, auch noch nicht um eine Zeile weiter gediehen sind! Kommen Sie, ich muß Ihnen eine ernstliche Strafpredigt halten."

Harry lächelte. Er folgte der Freundin nach dem Diwan, der vor dem flackernden Kaminfeuer stand.

„Nehmen Sie diesen Fauteuil, Doktor, und beichten Sie mir!"

Der Salon war leer. Aus einem der Nebenräume klang der Ton des Pianoforte, das unter der Meisterhand Berlioz' erklang.

„Man hat Sie gestern mit dieser entzückenden Brünette im Théâtre français gesehen."

„Wer man?"

„Das tut nichts zur Sache, Doktor, in Paris sieht und hört man eben alles. Sie soll sehr, sehr elegant sein, obwohl sie die großen Toiletten noch nicht zu tragen versteht!"

Harry lachte.

„Aber zu kaufen, Madame, mein Geldbeutel wüßte davon ein Lied zu singen, für jeden Theaterbesuch eine neue Robe und jede Woche einen andern Hut!"

„Und Sie hungern dabei, bester Freund, wirklich, Sie sehen in der Tat schlecht aus!"

Madame Jaubert warf einen prüfenden Blick auf Harrys auffallend fahles und ein wenig eingefallenes Gesicht.

„Aber ganz im Gegenteil, teuerste Freundin!" berichtete Harry, „wir dinieren und soupieren höchst opulent in der Rue de Valois, wo Silvain wacker ankreidet!"

Madame Jaubert erhob drohend den Finger.

„Und wie lange soll denn dieser Rausch noch dauern, bester Freund?"

Harry seufzte.

„Da fragen Sie mich zu viel, das wissen die Götter, die meine Schritte zuerst in die Passage hinter dem Palais de Justice lenkten. Diese Verbindung, Madame Jaubert, muß ja einmal ein trübes Ende nehmen, das weiß ich schon heute, und darum ist es heilsam, dergleichen vorher zu wissen, um nicht von dunklen Augenblicken bezwungen zu werden!"

„Sie fassen die Sache ja ungeheuer ernst und tragisch auf, Doktor, das bin ich an Ihnen durchaus nicht gewöhnt."

„Das mag schon sein. Ich bin Ihnen Offenheit schuldig, beste Freundin, nach alledem, was Sie an mir schon in den wenigen Jahren, die ich nun in Paris bin, getan haben!"

„Aber ich bitte Sie, Doktor, das ist doch der Sinn der Freundschaft und unter Freunden wohl kaum der Rede wert."

„Freilich sollte das der Sinn aller Freundschaft sein," erwiderte Harry in ernstestem Tone, „aber leider ist diese Freundschaft heutzutage so selten, wie seit meiner Bekanntschaft mit Mathilde die Louisdor in meiner Westentasche."

„Mathilde heißt sie?"

„Mathilde Mirat. Sie behauptet, die Tochter eines Kavaliers aus Vinot in der Normandie zu sein, Madame! Ich kenne von ihren Verwandten nur Madame Maurel, ihres Zeichens Schuhwarenhändlerin in der Passage hinter dem Palais de Justice. Aber . . ."

„Aber? . . ."

„Ob Tochter eines Kavaliers oder eines Arbeiters, sie ist mein Alles, Madame Jaubert!"

„Dann allerdings!"

„Allerdings! Sehen Sie, während ich hier sitze und mit Ihnen plaudere, weilen meine Gedanken bei Mathilde in unserem kleinen Ménage."

„So weit sind Sie also schon!"

„So weit. O, ich habe sie in Pension geschickt, damit sie etwas lernt und vor meinen Freunden bestehen kann. Seit sechs Wochen ist sie wieder in Paris."

„Und Sie haben sie nicht mitgebracht? Wenn sie Ihr Alles ist, dann wäre es doch in Ordnung gewesen, daß Sie mir wenigstens Mathilde vorgestellt hätten. Wenn Sie es erlauben, werde ich Mathilde besuchen!"

„O, wenn Sie das tun wollten, teuerste Freundin!"

„Aber ganz gewiß werde ich das tun."

„Ich danke Ihnen, von ganzem Herzen danke ich Ihnen, Madame Jaubert!"

„Und dann, noch eins muß ich Sie fragen, Doktor, aber Sie versprechen mir vorher, es nicht übel zu nehmen."

„Hätte ich Ihnen jemals etwas übel genommen?"

„Nein, niemals. Nur die Sorge um Sie und meine Freundschaft zu Ihnen lassen mich reden."

„Das weiß ich. Also!"

„Man hat Sie in den letzten Wochen des öfteren an der Börse gesehen, Doktor!"

„Auch das wissen Sie!"

„Auch das! Ein Angestellter des Hauses James Rothschild hat mir verraten, daß Sie sich auf gewagte Spekulationen eingelassen haben. Als Ihre beste Freundin warne ich Sie!"

Harry sah vor sich hin. Er traute sich gar nicht, das Gesicht zu Madame Jaubert zu erheben, wußte er doch, daß er keinen Menschen in Paris hatte, der es besser mit ihm meinte!

„Sie antworten nicht? Sie haben Verluste gehabt, Doktor, große Verluste, auch das hat man mir aus dem Hause Rothschild erzählt. Sie kaufen Papiere, die über kurz oder lang wertlos sein werden. Sie hoffen auf eine Hausse! Kostet denn Ihre Mathilde Sie solch' ungeheures Geld? Schon darum, um Ihretwillen, werde ich sie besuchen und mit ihr reden, Doktor!"

„Wenn Ihnen das gelänge, beste Freundin! Diese ewigen Anschläge, dies Bitten und Betteln, dem ich nun einmal nicht widerstehen kann, Diners, Soupers, Badereisen, Bälle, Theater, Konzerte, Kleider, Hüte, als ob ganz Paris nur da wäre, um für Mathilde aus meinem Beutel gekauft zu werden!“

„Und Sie geben nach, gehen Sie, Sie sind ein Schwächling!“

„O, Sie haben noch nicht gehört, Madame, wie Mathilde bitten kann. Wie ein kleines Kind von sechs Jahren kann sie die zarten Händchen falten und bitten und betteln. Das ist ja meine große Freude an ihr, daß sie das große Kind geblieben ist. Wie sie das kleidet, Madame, reizend, Sie sollten einmal sehen, wie sie das kleidet!“

„Aber Sie werden doch auch die Vernunft zu Worte kommen lassen, Doktor!“

„Liebe und Vernunft, haben Sie die beiden einmal unter einen Hut gebracht, Madame Jaubert?“

„Mit Ihnen wird man nicht fertig, Doktor, da ist Malz und Hopfen verloren, wie Ihre Landsleute in Deutschland zu sagen pflegen. Aber mit Mademoiselle Mathilde Mirat werde ich sprechen. Das ist nach dem, was ich gehört habe, nur meine Pflicht! Doch da kommen die andern!“

Madame Jaubert erhob sich, denn die Herrschaften traten aus dem Musiksalon wieder ein.

„Berauschend, teuerster Berlioz!“ log sie, obwohl sie keine Note gehört hatte. Und Berlioz nahm das durchaus nicht übel. Er hatte an diesem Abend so viele Schmeicheleien von Berufenen gehört, daß er ruhig auf Madame Jauberts Urteil verzichten konnte.

Die Sand, die sich nach einem Tête-à-Tête mit Chopin sehnte, behauptete, noch eine Verabredung mit einem Verleger in einem Boulevardcafé zu haben und gab so das Zeichen zum allgemeinen Aufbruch. Harry bat, die Fürstin Belgiojoso, für die er immer geschwärmt hatte, begleiten zu dürfen, was ihm auch huldvollst gewährt wurde.

Es war schon spät in der Nacht, als er in seinem ménage, das er heute zum ersten Male ohne Mathilde des Abends verlassen hatte, anlangte.

Klopfenden Herzens stieg er die zwei schmalen Wendeltreppen zu seiner Wohnung hinauf.

Auf sein Läuten antwortete niemand.

Mathilde schien schon fest zu schlafen. Er zog den Schlüssel aus seiner Tasche und öffnete die Tür. Er wollte sie überraschen. Als er das Licht angezündet hatte, blickte er sich erstaunt um, im Salon von Mathilde keine Spur. Sicher hatte es ihr zu lange gedauert und sie war zu Bett gegangen. Leise öffnete er die Tür des Schlafgemaches, das große, zweischläfrige Pariser Bett war leer. Niemand in der Wohnung. Nur draußen auf der Stange der elende Vogel, ihr ganzer Schwarm, Cocotte, der Papagei, und der rief mit lauter Stimme gerade jetzt, als wenn er ihn foppen wollte: „Bon soir, monsieur!“

Eine namenlose Angst erfaßte ihn da. War ihr etwa etwas zugestoßen? Und dann war es wieder diese blinde Eifersucht, die ihn packte. Zu langweilig war es ihr in ihrem Heim gewesen und sie war einfach auf eigene Faust ihrer Wege gegangen.

Ingrimmig lachte er vor sich hin. „Dieser Liebe toller Fasching,“ rief er mit lauter Stimme. Eigentlich war er jetzt so recht in der Laune. Mathilde mochte noch lange bleiben, wenn die sich erst von dem nächtlichen Paris umgaukelt sah!

Er setzte sich an seinen Schreibtisch, der zwischen den beiden Fenstern des Salons stand und im Scheine der Lampe, die er nun anzündete, kreischte Cocotte wieder:

„Bon soir, monsieur!“

„Malefizviech!“ knurrte Harry.

Doch dann mußte er selbst lachen. Er dachte an Mathilde. Böse konnte er ihr unmöglich sein. Wenn sie nur erst wieder glücklich zu Hause und in seinen Armen war!

Aber toll trieb sie es. Auch das noch, einfach wegzulaufen, wenn er seinen Verpflichtungen nachkam und seit Wochen und Monaten wieder zum ersten Male zu der Jaubert ging. Was hatte er mit ihren Launen nicht schon alles ausgestanden in diesem Ehestand, der just so moralisch wie der beste in Krähwinkel war! War er umsonst bei den St. Simonisten in die hohe Schule des neuen Christentums gegangen, daß er nun eifersüchtig wie ein törichter Obersekundaner grollte? Hatte er nicht sein Lebtag unter „Weib" etwas anderes verstanden, als eine durch Geldmäkler und Pfaffen angekuppelte Ehefrau? Und nun wollte er sich über Mathilde, dies frische, ungekünstelte Kind des Volkes, das sich nichts übelnahm, weil es solches gar nicht verstand, wundern, über Mathilde, deren munteres Lachen köstlicher war, als der reinste Trank aus unseres Herrgotts jungfräulichster Gebirgsquelle? Halb im Ärger, halb belustigt über sich selbst, ließ er sich auf seinem Schreibsessel nieder und kritzelte auf das vor ihm liegende Papier:

„Glaube nicht, daß ich aus Dummheit,
Dulde deine Teufeleien,
Glaub' auch nicht, ich sei ein Herrgott,
Der gewohnt ist, zu verzeihen!

Deine Nücken, deine Tücken,
Hab' ich freilich still ertragen,
And're Leut' an meinem Platze,
Hätten längst dich totgeschlagen.

Schweres Kreuz, gleichviel, ich schlepp' es,
Wirst mich stets geduldig finden,
Wisse, Weib, daß ich dich liebe,
Um zu büßen meine Sünden!

Ja, du bist mein Fegefeuer,
Doch aus deinen schlimmen Armen,
Wir geläutert mich erlösen
Gottes Gnade und Erbarmen."

Er hatte das Gedicht noch nicht überflogen, da stand Mathilde hinter ihm. Leise war sie eingetreten. Nun hielt sie ihm neckend beide Hände vor die Augen und rief:

„Wer bin ich?"

Und er, momentan voll von Seligkeit, die wieder zu haben, um deren Verlust er stündlich bangte, jubelte:

„Mathilde, Mathilde!"

Da ließ sie die Hände von seinen Augen und er sah sie an:

„Aber wo warst du denn, Mathilde, ohne mich, wie siehst du denn aus? Das ist ja schon wieder ein neues Kleid!"

„Ich habe es diesen Abend in der Rue de Rivoli gesehen! Ich konnte nicht vorbei!"

„Und hast mir doch versprochen . . ."

„Ich weiß, Henri, nur noch dieses eine Mal. Es kostet ja nur hundertundfünfzig Francs!"

„Nur hundertfünfzig?"

„Ja, nur hundertfünfzig! Und Madame Parmentier hat es mir aufschreiben lassen. Sie ist doch eine gute Bekannte aus Vinot!"

„Aber wo warst du denn, Mathilde? Ich habe dir doch ausdrücklich verboten, des Abends in Paris ohne mich, allein auszugehen. Du bist ein Kind, Mathilde, und kennst die Gefahren des nächtlichen Paris nicht!"

„Aber ich war ja gar nicht allein, Henri!"

„Nicht allein? Wohl mit Tante Maurel? Der Umgang paßt jetzt nicht mehr für dich, Mathilde!"

„Wer sagt dir denn, daß ich mit Tante Maurel gewesen bin? Mit Jacques war ich im Cirque, es war wundervoll."

„Mit Jacques!" Wie Unmut rollte es in Harrys Stimme.

„Bist du böse? Du bist doch nicht eifersüchtig, Henri? Jacques ist doch ein grüner Junge, er ist doch mein Vetter. . . ."

„Aber ein recht entfernter, wie mir Tante Maurel anvertraut hat!"

Einen Augenblick schmollte Mathilde. Sie war an Cocotte herangetreten, kraulte den Vogel in seinem dunkelgrünen Gefieder und der rief in einem zu: „Cocotte, Cocotte, Cocotte!"

„Du sollst dich nicht so von ihm nennen lassen, Mathilde. das kann ich nicht hören, auch nicht aus dem Schnabel dieses dummen Vogels!"

„Cocotte ist nicht dumm, er ist sehr, sehr lieb, ich liebe Cocotte."

„Das bleibt dir unbenommen! Also, du hast dich im Cirque gut unterhalten?"

„Es war wundervoll! Dann waren wir soupieren in der Rue de Valois."

„Wer, wir?"

„Jacques und ich!"

„Aber Mathilde, du kompromittierst doch mich und dich selbst, wenn du mit Jacques und mit mir in das gleiche Restaurant gehst! Hast du denn kein Gefühl dafür, Mathilde?"

Da greinte sie.

„Du hast mir doch nur zwei Francs Taschengeld gegeben. Und Silvain kreidet doch alles an!"

„Ach so, auch das Couvert des Monsieur Jacques! Das ist wirklich einzig."

„Der arme Junge, du brauchst dich nicht über ihn lustig zu machen. Er ist Concierge im ministère des travaux publiques und hat sechzig Francs den ganzen Monat, die bekommst du für ein paar Seiten, die du schreibst!"

Harry lächelte.

„Was hast du denn da geschrieben, Henri?" forschte Mathilde und deutete auf das auf dem Tische liegende Blatt.

„Ein wahres Glück, daß du so vorzüglich Deutsch sprichst, Mathilde, und so viel Ahnung davon hast, was ein Dichter ist!"

„Du machst dich über mich lustig, Henri!"

„O nein, das ist ein Liebesgedicht für dich, Mathilde, das alle Aussicht hat, unsterblich zu werden!"

„Wirklich?"

Sie war selig, sie küßte ihn und dann tanzte sie mit ihm im Zimmer herum.

„Wirklich unsterblich, Henri, wirklich unsterblich?"

„Wirklich!"

Sie lief nach der Tür, wo sie ihren Abendmantel an den Kleiderhaken gehängt hatte und zog eine Flasche aus dessen Tasche.

„Das hab' ich dir zum Lohn von unserem Souper mitgebracht, Henri!"

Harry kratzte sich hinter den Ohren.

„Champagner, die Flasche zu fünfzehn Francs?"

„Champagner. Trink' mit mir, Henri!"

„Zu fünfzehn Francs," wiederholte er noch einmal.

„Silvain hat ihn angekreidet. Die Aktien werden doch einmal steigen. Sei vergnügt, Henri!"

Sie setzte sich auf seine Knie und schmiegte sich wie ein Kätzchen an ihn. Und er, der diesen tannenschlanken und samtweichen Mädchenleib nicht mehr lassen konnte, jubelte, indem er die Flasche entkorkte: „Mathilde, Mathilde, mon adorée!"

Mathilde stand auf. Aus dem kleinen Buffet, das sich im Salon einer jeden Pariser möblierten Wohnung befindet, holte sie die Kristallkelche, die sie neulich für Harry und sich in dem ersten Glasgeschäft der Rue du Bac erstanden hatte, und jubelte wie er: „Je t'aime de tout mon coeur!"

XXXII.

Die Aktien der Gouinschen Bank, in denen Harry seine kärglichen Ersparnisse angelegt hatte, sanken und sanken, sie wurden beinahe wertlos und mußten eines Tages gegen ein Spottgeld mit ungeheuren Verlusten verkauft werden. Nur Mathildes Verschwendungssucht und Leichtsinn hielten sich auf der gleichen Höhe. Harry war der Verzweiflung nahe.

Wieder einmal, wie schon so oft in seinem Leben, pochte die Not an seine Tür. Aber diesmal war es schlimmer, als es je gewesen. Er hatte jetzt nicht nur für sich, sondern auch für Mathilde, von der er nicht lassen konnte, die er mit eifersüchtigen Augen bewachte, zu sorgen. Und sie war nicht seine Frau. Durch kein gesetzliches Band an ihn gefesselt, war sie nur durch die Liebe und Zärtlichkeit, durch das Eingehen auf ihre Launen, durch die Verwöhnung, mit der er sie, als sei sie wirklich ein kleines Kind, umgab, zu halten, und er fürchtete, sie werde sich eines schönen Tages von ihm abwenden, dem ersten besten, der ihre Wünsche befriedigen konnte, in die Arme fallen, und er säße allein in dem ungeheuren Paris, ohne sie, er wäre gezwungen, ein Leben fortzusetzen, das er sich, von ihr getrennt, gar nicht mehr denken konnte.

Sorgenvoll, den Kopf in die Hand gestützt, saß er auch heute wieder vor seinem Schreibtisch, an dem er das erste Lied für Mathilde, mit dem sie gewiß recht unzufrieden gewesen wäre, wenn sie es verstanden hätte, zu Papier gebracht. Vor wenigen Tagen war ein Brief Onkel Salomons aus Hamburg eingetroffen, an den er sich ... zum wievielten Male wußte er eigentlich selbst nicht ... mit der Bitte um Befreiung aus seiner finanziellen Bedrängnis gewandt hatte. Es war wieder einmal, wie schon des öfteren, eine Absage.

„In reiflicher Erwägung aller Umstände, insonderheit der Tatsache, daß es für einen Menschen wie dich nicht leicht ist, den Tatsachen des praktischen Lebens Rechnung zu tragen ... so schrieb der Onkel ... habe ich dir eine jährliche Rente von viertausend Francs ausgesetzt, die nach wie vor in Raten von vierhundert Francs bei meinem Pariser Bankhause Fould & Co. von dir erhoben werden kann. Ich will noch einen kleinen Schritt weiter gehen und diese Rente auf viertausendachthundert Francs erhöhen. Damit kannst du in Paris leben, und weiter erwarte von mir nichts! Wenn du Schulden machst und Geld an der Börse verlierst, dann trage die Konsequenzen. Das ist mein letztes Wort!"

Harry lächelte, als er eben diese Zeilen wieder und wieder überflog.

Sein letztes Wort! Wie oft hatte der gutmütige Onkel in Hamburg das letzte Wort gesprochen und immer war wieder ein allerletztes nachgefolgt.

Aber heute war ihm in der Tat kaum zum lächeln zu Mute. Er brauchte sich nur in der Stube, wo er saß, umzusehen. Das Wenige, was da von Büchern und Möbeln ihm gehörte, trug das Siegel des Huissiers. Und wenn es ihm nicht bald gelang, zu Geld zu kommen, und wenn es durch ein Wunder geschah, dann war es ihm unmöglich, Mathilde seine Lage länger zu verbergen, dann erschien der Huissier zum zweiten Male und seine Habseligkeiten wanderten in die Maison de vente zur öffentlichen Zwangsversteigerung.

Da war in der Tat guter Rat teuer. Wenn Mathilde davon erfuhr, wer wußte, ob ihre Liebe diesem Ansturm stand halten würde? Er hatte es kommen sehen und hatte sich daher schon vor Wochen an Campe in Hamburg wegen eines neuen Vertrages in betreff des Verlags seiner Schriften gewandt. Aber die Antwort ließ lange auf sich warten, die Feindschaft der deutschen Kritik und die Zensurverbote der Regierungen schienen auch Campe vorsichtig und stutzig gemacht zu haben. Wenn er die Bilanz des vergangenen

Jahres durchsah, dann mußte er zu seinem Schrecken feststellen, daß die Einnahmen aus seiner literarischen Tätigkeit wenig mehr als dreitausend Francs betrugen, und das Schuldkonto, das Schuldkonto war in der Zwischenzeit auf zwanzigtausend Francs gestiegen. Es war eine verteufelte Situation!

Er rechnete und rechnete. Durch den Kopf dessen, der sich sein Lebtag so wenig um Zahlen gekümmert hatte, huschten heute nichts als drei- und vier- und fünfstellige Ziffern. Er ging mit dem Plan um, in Paris eine deutsche Zeitung ins Leben zu rufen. Ein reicher Freund hatte sich sogar bereit erklärt, die Summe von hundertfünfzigtausend Francs in dieses Unternehmen zu stecken, hatte aber diese Beteiligung davon abhängig gemacht, daß man Harrys Zeitung ungehinderten Eingang nach Deutschland verschaffe. Und er und alle seine Schriften unterstanden der Zensur und dem Verbote durch den Deutschen Bundestag. Es war unmöglich, einen Ausweg aus dieser Lage zu erklügeln, kein Mensch würde sich in Berlin finden, der Harrys Plan bei der preußischen Regierung befürwortete, das Projekt, so glänzend es auch aussehen mochte, mußte er aus diesem Grunde fallen lassen. Nirgends, nirgends ein Ausweg!

Diesen trüben Betrachtungen hatte sich Harry völlig überlassen, als Suzanne, die femme de chambre, die Mathilde zu allem Unglück auch noch gemietet hatte und der man schon lange genug den Lohn schuldig geblieben war, in das Zimmer trat und, eine Karte in der Hand, meldete, ein Herr wünsche den Herrn Doktor zu sprechen.

„Alphonse Caillot, chevalier de la légion d'honneur," las Harry.

„Ich bitte, den Herrn hereinzuführen," erwiderte er dann rasch auf Suzannes ungeduldige Frage, was sie denn dem Besuche sagen solle.

Die Tür ging auf und Harry sah sich einer eleganten Erscheinung, die in ihrem ganzen Äußeren der richtige Vertreter des Paris Louis Philipps war, gegenüber.

„Ich bitte Sie, Platz zu nehmen, mein Herr," leitete Harry das Gespräch ein, „womit kann ich Ihnen dienen?"

Caillot setzte sich. Er ließ die Augen, grauen Augen lange durch den Raum schweifen. Harry bemerkte wohl, daß seine Blicke an den kleinen Siegeln hafteten, die der Huissier in diesen Tagen einigen Möbelstücken aufgeklebt hatte, eine Prozedur, von der Mathilde in ihrer Unwissenheit Gott sei Dank so gut wie keine Ahnung hatte und die er ihr als eine vorübergehende Maßnahme der Polizei wegen eines Prozesses, den er gerade führe, erklärt hatte.

Caillot räusperte sich und begann:

„Es ist eine sehr diskrete Angelegenheit, Herr Doktor, die mich zu Ihnen führt. Wie Sie aus meiner Karte ersehen wollen, bin ich Ritter der Ehrenlegion, und . . ."

„Und? Ich bin in der Tat auf das äußerste gespannt!"

„Und Geheimagent der Regierung Seiner Majestät unseres allergnädigsten Königs Louis Philippe," fügte nun Caillot mit einer unnachahmlichen Würde hinzu. „Ich habe die Ehre, im Kabinett Seiner Majestät die diskreten Angelegenheiten zu bearbeiten und zusammen mit anderen einen Fonds zu verwalten, den die Regierung Seiner Majestät für bestimmte ihr notwendig erscheinende Maßnahmen ausgeworfen hat!"

Bei dem Worte Fonds war Harry aufmerksamer geworden. Den ganzen Morgen hatten ihm diese schrecklichen Zahlen keine Ruhe gelassen, und nun sprach dieser Besuch ganz unvermittelt von einem Fonds, der sich doch auch in Zahlen ausdrücken lassen mußte."

„Ich bitte Sie, fortzufahren, mein Herr!"

„Ich muß Sie zunächst darauf aufmerksam machen, Herr Doktor, daß mein Besuch zunächst nur ein Sondieren bedeutet, das heißt, die bescheidene Anfrage, ob Sie überhaupt und unter welchen Umständen geneigt wären, auf die von mir zu unterbreitenden Vorschläge der Regierung Seiner Majestät des Königs einzugehen."

„Erst muß ich diese Vorschläge kennen."
„Allerdings!"
„Sie leben noch nicht lange in Paris, Herr Doktor?"
„Doch, schon einige Jahre."
„Und Sie verfolgen die französische Politik?"
„So weit mir das in meiner Eigenschaft als Fremder möglich ist, allerdings ja, Herr ... wie war doch Ihr Name?"
„Caillot!"
„Allerdings, Herr Caillot!"
„Nach den Ereignissen der letzten Jahrzehnte wissen Sie wohl, daß jede Regierung in Paris mehr oder weniger mit einem unterminierten Boden zu rechnen hat und sich danach einrichten muß."
„Nach der Revolution kann ich mir das recht gut vorstellen!"
„Sie haben wohl auch schon davon gehört, daß die Karlisten wieder am Werke sind, auch wohl davon, daß es Leute in Paris gibt, die von einer Republik träumen?"
„Gewiß!"
„Nun, Herr Doktor, Ihre Schriften werden im Inland und in der Fremde, vor allem in Deutschland und England, viel gelesen. Sie haben sich in Ihren Publikationen über die französischen Zustände sehr offen über die Regierung Seiner Majestät des Königs ausgesprochen."
„Wie das meine Pflicht war, Herr Caillot."
„Nicht aber, wie das der Regierung Seiner Majestät des Königs wünschenswert erscheinen kann. Die Regierung Seiner Majestät des Königs verfügt über einen Fonds, der dazu bestimmt ist, Männer zu belohnen, die sich um diese Regierung verdient gemacht haben, Herr Doktor! Gewesene Minister, Generäle, Fürsten, Grafen, Barone, Priester beziehen aus diesen Mitteln von der Regierung Seiner Majestät des Königs eine Pension. Sie haben sich durch die offene Darlegung in Ihren Schriften unzweifelhaft ein Ver=

dienst um die Regierung Seiner Majestät des Königs erworben, Herr Doktor! Und dieses Verdienst soll nicht unbelohnt bleiben."

Harry war starr.

Sollte sich das Wunder in der Tat ereignen, von dem er noch vor einer Viertelstunde als von etwas Unmöglichem geträumt hatte?

„Sie ehren mich, Herr Caillot, aber ich weiß in der Tat nicht!"

Caillot zog seine Notizen aus der Tasche. Er blätterte eine Weile. „Sie stehen hier mit der Summe von viertausendachthundert Francs jährlich vorgemerkt, Herr Doktor. Würde Ihnen das zusagen?"

„Aber ich weiß ja gar nicht . . ."

„Sie werden alles Nötige von mir erfahren, Herr Doktor, sobald ich die Gewißheit habe, daß ich Ihnen mit der Gewährung dieser jährlichen Pension einen Dienst erweisen kann."

„Und die Gegenleistung?"

„Ist bereits erfolgt, Herr Doktor! Seine Majestät der König haben Ihre Aufsätze über das Bürgerkönigtum, wie Sie sich ausdrücken, mit dem allergrößten Interesse gelesen, und . . ."

„Wenn ich den neuen Band . . ."

„Gerade darüber wollte ich mit Ihnen sprechen, Herr Doktor! Man hat diesen Fonds ein großes Almosen genannt. Das ist es in diesem Falle durchaus nicht, ein Almosen, welches das französische Volk an viele Tausende von Fremden spendet, die sich durch ihren Eifer für die Sache der Revolution mehr oder minder glorreich kompromittierten und an dem gastlichen Herde Frankreichs eine Freistätte suchen!"

„Das ist sehr schön gesagt, Herr Caillot, aber ich verstehe immer noch nicht . . ."

„Sie werden sogleich verstehen, wenn ich Ihnen sage, daß man einer Regierung nicht nur durch Schreiben, sondern auch durch Schweigen einen großen Dienst erweisen kann. . ."

„Ich habe Sie jetzt vollkommen verstanden!"
Harry hatte sich erhoben.
„Und Ihr Bescheid, Herr Doktor?"
„Den erhalten Sie, Herr Caillot, sobald ich mit mir selbst über diese Angelegenheit ins reine gekommen bin."
„Ich zweifle keinen Moment daran, Herr Doktor, daß dieser Bescheid von seiten eines so geistreichen Mannes" ... er machte eine tiefe Verbeugung, und Harry senkte leise lächelnd den Kopf ... „daß dieser Bescheid von seiten eines so geistreichen Mannes, der doch weiß, daß er die Gastfreundschaft einer mächtigen Regierung genießt, ganz im Sinne der Regierung Seiner Majestät des Königs ausfallen wird! Ich habe die Ehre, Herr Doktor!"
Caillot schüttelte ihm vertraulich die Hand und ging.
Und Harry war sich sofort über alles klar.
Man stellte ihn hier vor die Alternative, entweder Annahme der Pension mit der Verpflichtung, nichts mehr über die Regierung Seiner Majestät des Königs, die schon wieder bedenklich zu wackeln schien, zu schreiben, oder aber die Aussicht, über kurz oder lang die mühsam errungene Zuflucht in Paris verlieren und mit dieser aller Wahrscheinlichkeit nach auch Mathilde aufgeben zu müssen. Und hier standen die Möbel, auf die der Huissier bereits seine Siegel gedrückt hatte.
Es war ja in der Tat eine Aristokratie von Berühmten des Talents und des Unglücks, für die die Regierung Seiner Majestät des Königs diesen Fonds in Bereitschaft hielt. Des Unglücks, allerdings! Und in diesem entscheidungsvollen Augenblicke seines Lebens, da er sich entschließen sollte, ob er die Freiheit seines Wortes verkaufen durfte, ob er die die Verpflichtung des Stillschweigens und Gutheißens, die er der eigenen Regierung in der Heimat gegenüber niemals anerkannt hatte, der fremden gegen eine schnöde Entschädigung in Geld und die Sicherheit, in der Stadt, die er so lieb gewonnen hatte, bleiben zu dürfen, zubilligen sollte, trat Mathilde, schön und reizend wie immer, zu ihm in den Salon.

Ihre Wangen waren hochgerötet, fliegend ging ihr Atem, so rasch war sie die schmalen Treppen zu der gemeinsamen Wohnung hinaufgeeilt.

„Was ist dir, Mathilde?“

„Was mir ist?“ rief sie. „O, das hätte ich nie von dir gedacht, Henri, du hast mich angelogen! Ich weiß, ich weiß jetzt alles, was uns bevorsteht!“

„Aber um Gotteswillen, was steht uns denn bevor, Mathilde?“

„Ja, du brauchst es nicht mehr zu leugnen, alles weiß ich! Madame Broche hat mir alles gesagt.“

„Wer ist Madame Broche?“

„Die Frau des Concierge!“

„Habe ich dir nicht schon hundertmal verboten, Mathilde, daß du mit diesen Leuten verkehrst. Schrecklich, Madame Broche und Monsieur Broche, der in den Halles getrocknete Fische aus Boulogne feilhält!“

Sie hörte gar nicht auf seinen Vorwurf.

Sie lief im Zimmer umher, von Stuhl zu Stuhl, von Möbelstück zu Möbelstück, und warf wütende Blicke auf die Siegel, die der Huissier vor einigen Tagen befestigt hatte.

„O, ich weiß jetzt alles!“ schluchzte sie.

„Aber, Mathilde, was weißt du denn?“

„Ich weiß jetzt, daß diese Siegel, von denen du gesagt hast, daß sie wegen deines Prozesses hier angebracht worden seien, die Siegel des Huissiers sind. Man wird kommen, im Auftrage deiner Gläubiger wird man kommen und alles wegnehmen. Jawohl, das hat mir Madame Broche gesagt! Und wenn wir die Miete noch einmal schuldig bleiben, dann wird man uns vor die Tür setzen! Und dein Geld bei Fould hat man schon mit Beschlag belegt, auch das hat mir Madame Broche gesagt!“

„Aber Mathilde!“

„Nichts, aber Mathilde! Es ist wahr, ich gehe fort, zu Madame Parte nach Chaillot fahre ich oder zu Tante Maurel

gehe ich wieder in den Laden, oder mit Jacques gehe ich. verstehst du mich, Henri!"

Und er, er konnte ihr gar nicht böse sein. Er mußte nur über sie lächeln. Wie sie das alles in einen Topf warf und in einem Atem nannte, die Parte und Tante Maurel und Jacques und ihn selber. Sie war zu entzückend. Ihn, der mit Hugo und Musset verkehrte, in den Salons der Jaubert an der Seite der Fürstin Belgiojoso saß, dessen Lieder ganz Deutschland kannte, dessen Gedichte ewig und unsterblich waren, wie er das schon in Hamburg Maly feierlich verkündet hatte, ihn mit der Parte und der Maurel und mit Jacques!

„Nun, du gibst mir ja keine Antwort!"

„Ich kann dir gar keine Antwort geben, Mignonne, gar keine, als diesen Kuß auf deine rosenroten Lippen und dir versichern, daß dich der Zorn entzückend kleidet, göttliche Mathilde, nur das Loch in dem Ellenbogen dieser Robe für hundertfünfzig Francs, die du von deiner Freundin aus Vinot in der Rue de Rivoli gekauft und noch immer nicht bezahlt hast, solltest du dir stopfen!"

Er hielt sie schon in seinen Armen.

„Ach, laß' mich, wenn der Huissier kommt und ich wieder zu Tante Maurel in den Laden muß!"

„Aber du bist doch ein Kindskopf, Mathilde! Der Huissier wird ja gar nicht kommen!"

„Doch, die Broche hat es gesagt, du kannst kein Geld mehr auf der Bank holen, man hat alles mit Beschlag belegt!"

„Außer dem, was man nicht mit Beschlag belegen k a n n, Mathilde!"

Es leuchtete schon wieder in ihren hellbraunen Augen.

„Das ist wahr, Henri, du hast noch Geld, das der Huissier noch nicht mit Beschlag belegt hat!"

„Siehst du, so gefällst du mir schon wieder viel besser. Mathilde. Und mit der Parte und der Maurel und Jacques gibt es nichts!"

„Aber, Henri, wo werde ich denn, so lange du Geld hast!"

„Du bist wenigstens offen, Mathilde, eine Eigenschaft, die ich leider bei den deutschen Frauen und Mädchen immer vermißt habe. Eine Offenheit ist der anderen wert. Es kostet mich nur einen Federstrich, Mathilde, und ich habe wieder Geld! Doch, klopft man da nicht an die Tür?"

„So gib doch acht, meine Frisur."

„Entrez!" rief Mathilde.

Madame Broche stand auf der Schwelle.

„Er sagt, das alles sei nicht wahr, Madame Broche!" triumphierte Mathilde.

„Aber, Kind, du wirst doch nicht Madame Broche ... was wollen Sie übrigens?"

„Ein Brief für den Herrn Doktor!"

Unter ihrer Schürze zog Madame Broche ein Schreiben hervor, auf dem man die Spuren ihrer Hände recht deutlich bemerken konnte.

„Und das Porto?"

„Ich habe es schon ausgelegt, ich dachte der Herr Doktor ..."

„Sie hatten recht, Madame Broche, ganz recht," erwiderte Harry im gemütlichsten Tone der Welt. „Sie hätten mir in der Tat erst ein Billet von hundert Francs wechseln müssen!"

„Das habe ich mir auch gedacht, Herr Doktor!"

Mit diesen Worten ging die Broche.

Harry betrachtete den Brief.

„Der kommt aus Hamburg," sagte er dann, „und ich hoffe, er kommt wie gerufen!"

Harry erbrach das Schreiben. Es dauerte lange, lange, Mathilde wollte es eine Ewigkeit dünken, die er da las.

„Er ist nicht auf den Kopf gefallen, der Campe, diese Blüte aller Verleger," sagte er endlich.

„Was ist das, Campe?"

„Das verstehst du ja doch nicht, Herzchen! Aber schlau

ist er, das muß man ihm lassen. Er nützt die Lage aus. Elf Jahre, alle meine Werke für zwanzigtausend Francs! So viel Schulden hab' ich gerade. Elf Jahre, 'ne lange Zeit. Aber das Geld kann sogleich bei Rothschild erhoben werden, bei Rothschilde frères in der Rue Lafitte, sobald meine Zusage in Hamburg ist! Machen wir! Mensch bezahle deine Schulden!"

Er pfiff vor sich hin.

„Die Götter haben noch keinen ihrer Lieblinge im Stich gelassen, mein Kind. Noch keinen! Und alles schenken die Götter, die unendlichen, ihren Lieblingen ganz, sagt der große Goethe, alles, die Freuden, die unendlichen, alle die Schmerzen, die unendlichen, ganz! Hurra, Mathilde, der Huissier wird nicht kommen, deine Nippes und Bibelots bleiben unangetastet und ich beziehe einen Ehrensold von der französischen Regierung und werde Staatsbeamter mit einem Einkommen von neuntausendsechshundert Francs!"

Mathilde hatte nichts als diese Zahl begriffen.

„Neuntausendsechshundert Francs!" wiederholte sie noch einmal ganz ungläubig.

„In der Tat, Mathilde, so viel macht das, was mir dieser Ehrenmann von Caillot angeboten hat zusammen mit dem, was ich der Güte meines Onkels in Hamburg verdanke! Wenn du das Loch in deinem Ellenbogen gestopft hast, Mathilde, dann fahre ich mit dir ins Bois und wir dinieren im Freien! Es ist heute das herrlichste Wetter!"

„Ach ja, Henri!"

„Aber erst stopfst du das Loch! Du sollst dich endlich einmal an Ordnung gewöhnen, denn so geht das auf die Dauer nicht weiter, Mathilde!"

Mathilde schmollte.

Aber diesmal bestand er darauf. Er war unerbittlich, bis das Kleid völlig in Ordnung war. Einmal mußte er ihr doch auch die Zähne zeigen, damit sie wußte, wer Herr im Hause war!

XXXIII.

Caroline Jaubert hielt Wort. Sie besuchte Mathilde und fand Gefallen an dem naiven und munteren Mädchen, das auserfehen war, das einsame Exil des von der Heimat verstoßenen Dichters mit seinem glockenhellen Lachen zu erheitern, mit seiner Liebe erträglich zu machen. Und was noch wichtiger für Harry war, Caroline, die an Erfahrung reiche, die eine glühende Verehrung seiner Poesie mit wahrhaft mütterlicher Sorge für seine Person einte, gewann einen wohltuenden und bestimmenden Einfluß auf Mathilde. Unter ihrer weisen Führung und Anleitung, der sich Mathilde um des Geliebten willen gerne fügte, legte die Angebetete seines Herzens langsam das Grisettenhafte, das sie sich als Pariser Ladnerin angewöhnt hatte, ab. Im Umgang mit Caroline, die einen tiefen Einblick in die zerrütteten Verhältnisse des Paares gewonnen, entwickelte sich Mathilde im Laufe eines Jahres zur kleinen Hausfrau, infolge von Carolines steten Vorhaltungen kehrten Ordnung und Maßhalten in dem kleinen Ménage Parisien ein. Langsam ging es wieder bergan. Mit dem von Campe pünktlich gesandten Gelde wurden die drückendsten Schulden aus der Welt geschafft, die Pension, zu deren Annahme Harry sich so leichten Herzens entschlossen, reichte zusammen mit dem von Onkel Salomon erhöhten Zuschuß für den Lebensunterhalt der beiden aus und die beinahe verloren geglaubte Schaffenslust und Arbeitskraft hielten in Harrys Innerem aufs neue ihren Einzug.

Neben dem so berühmt gewordenen Fragment des Rabbi von Bacharach brachte der „Salon“ nebst anderem die geistreiche Abhandlung über Ludwig Börne.

Der Frankfurter Kritiker, mit dem Harry einst in den alten Gassen am Maine so tiefsinnige Gespräche über Juden-

und Hellenentum geführt hatte, weilte gleich ihm schon seit Jahren in Paris. Aber die politischen und literarischen Gegensätze zwischen den beiden, die ein so ähnliches Lebensschicksal haben sollten, hatten sich im Laufe der Jahre vertieft und verschärft. Auch Börne schwärmte gleich Harry in seinen Schriften für die politische Emanzipation Europas, wie sie . . . eine Folge der Julirevolution . . . von den Vertretern des „jungen Deutschland“ gefordert wurde und sich unter der Hegemonie Frankreichs vollziehen sollte. Aber auch er war wie Menzel und die Hauptvertreter der jungen deutschen Dichtergeneration in das Harry feindliche Lager übergegangen. Auch in ihm sah Harry einen der vielen Feinde, die es ihm durch ihre ungerechte Kritik unmöglich machten, in Deutschland aufs neue den so heißumstrittenen Boden zu gewinnen. Und nun war Ludwig Börne am 12. Februar 1837 in Paris an einer Brustfellentzündung gestorben, und Harry hielt vor aller Öffentlichkeit im „Salon“ das Totengericht über ihn und seinen Charakter ab.

Wie einst die Anhänger des Grafen Platen von Hallermünde die „Bäder von Lucca“, so versetzte jetzt die Freunde des Dahingeschiedenen das Buch „Ludwig Börne“ in unbeschreibliche Wut. Madame Strauß, die Freundin Ludwig Börnes, die den großen Schriftsteller der Freiheit bis in seine letzten Tage auf das aufopferndste gepflegt hatte, war durch Harrys Veröffentlichung dem Gerede preisgegeben, und der mit ihr auf das tödlichste beleidigte Gatte sann auf Rache.

Harry stand gerade im Begriffe, zusammen mit Mathilde eine ihm wegen seiner Kopfschmerzen von dem Arzte angeratene Badereise nach Cauterets anzutreten, als er, sei es durch Zufall oder Absicht, Salomon Strauß, den Gatten der von ihm beleidigten Dame, auf der Straße traf.

„Hier muß man Sie also suchen, Sie unverschämter Lümmel!“ hörte sich Harry plötzlich angeredet.

„Was wollen Sie, ich kenne Sie nicht!“

„Aber i ch kenne Sie, den sauberen Patron, der Tote verunglimpft und eine anständige Frau, die er kaum kennt, dem Gerede preisgibt!“

„Von wem sprechen Sie?“

„Von dem armen Börne, der sich Ihrer Unflätigkeiten nicht mehr erwehren kann, und von meiner Frau, Sie Elender!“

Harry bewahrte seine eisige Ruhe.

Er zog ein Kärtchen aus der Tasche und überreichte es Strauß.

„Wenn Sie etwas von mir wünschen, mein Herr, dann haben Sie hier meine Adresse, schicken Sie mir Ihre Zeugen in meine Wohnung! Aber behelligen Sie mich nicht auf offener Straße! S i e haben diesen Menschenauflauf herbeigeführt, nicht i ch. Und I h r e Schuld ist es, wenn die Blätter nun über diesen Vorfall berichten. Mir kann es ja gleich sein!“

Verächtlich zuckte er mit den Schultern, sodaß Strauß in immer größere Wut geriet.

Aber Harry ließ sich nicht aus der Fassung bringen, trotzdem dem anderen der Schaum vor dem Munde stand.

„Also, wie gesagt, mein Herr, ich bitte um den Besuch Ihrer Zeugen. Im übrigen reise ich heute nach Cauterets in die Pyrenäen, und zwar auf Anraten meines Arztes!“

„Das sieht Ihnen ähnlich!“ spottete nun Strauß aufs höchste aufgebracht, „daß Sie auch noch so feige sind, sich durch die Flucht den Folgen Ihres Treibens und dieses Auftritts zu entziehen! Aber ich fasse Sie, verlassen Sie sich darauf, ich fasse Sie!“

Harry würdigte den, der ihn auf offener Straße brüskiert hatte, keines weiteren Wortes und fuhr in Gesellschaft Mathildens noch am Abend desselben Tages nach dem Süden.

Aber sein Aufenthalt in Cauterets sollte nicht von langer Dauer sein. Er hatte Mathilde von dem peinlichen Vorfall mitten auf einem der belebtesten Pariser Boulevards ab-

sichtlich nicht ein Sterbenswort erzählt. Er kannte sie zur Genüge, wie sie gleich bei dem geringsten Anlasse in Weinen und Jammern ausbrach, und er wußte, daß sie von dem Grund des Streites so gut wie nichts verstehen würde.

Und er selbst! Wie so vieles, so nahm er auch diesen Herrn Strauß und seine Anrempelung auf die leichte Schulter. Scherzend und lachend, wie fast immer, saß er an Mathildes Seite auf der Terrasse des Hotels in dem herrlichen Cauterets, dessen immergrüne Gärten die linde Luft des Südens erfüllte, als ihm der Kellner eine deutsche Zeitung überbrachte, die soeben für ihn angekommen war.

Er ahnte sofort, daß nichts Gutes in dem Blatte stehen konnte. Mathilde, die heute wieder entzückend in der neuen Robe aussah, die er ihr für den Badeaufenthalt in Cauterets hatte anfertigen lassen, schob den Teller zurück, auf den sie sich gerade eine tüchtige Portion Orangenmarmelade geladen hatte, denn Süßigkeiten schleckte sie für ihr Leben gern. War es doch wie eine Wolke über Harrys Stirn gezogen, und zuckten doch um seine Lippen Bitterkeit, Spott und tötliche Verachtung.

„Was hast du, Henri?“ forschte sie besorgt.

„Da, lies! Ach so, du kannst es ja nicht lesen, Mathilde, und wirst es auch niemals lernen. Verzeih', ich hatte das einen Moment vergessen. Wir fahren noch heute nach Paris zurück. Packe die Koffer!“

„Aber, Henri, die teure Reise! Wir sind doch erst vorgestern glücklich in Cauterets angekommen! Und der Arzt!“

„Zum Teufel mit dem Arzt, Mathilde! Ich sage dir noch einmal, wir fahren noch heute nach Paris zurück. Das kann ich nicht auf mir sitzen lassen!“

„Was ist denn? Es wird schon nicht so schlimm sein, Henri, der Arzt hat doch gesagt, daß du wenigstens vier Wochen die Kur gebrauchen mußt, wenn du dein Kopfweh los werden willst!“

„Mein Kopfweh, beste Mathilde.“

Harry lachte.

„Am Ende werde ich mein Kopfweh und alles Weh der Welt jetzt rascher los, als ich jemals zu hoffen gewagt habe, wenn dieser Herr Strauß ebenso voran mit seiner Pistole wie mit seinem frechen Maulwerk ist!"

„Aber um Gotteswillen, Henri, Pistole, was sagst du denn da von einer Pistole?"

„In diesem Blatte, meine beste Mathilde, das überall in meinem geliebten Vaterlande gelesen wird, steht klar und deutlich, ein gewisser Herr Salomon Strauß, der Gatte der Madame Strauß, die ein Verhältnis mit dem von mir nicht gerade glorifizierten Börne gehabt hat, hätte mich in Paris auf offener Straße geohrfeigt, und ich sei vor ihm hierher nach Cauterets geflohen. Das kann ich nach deutschen Ehrbegriffen und auch kaum nach französischen nicht auf mir sitzen lassen. Da gibt es nur einen Ausweg. Piff. . . . Paff . . .!"

Mathilde heulte los.

„Aber davon hast du mir ja gar nichts erzählt, Henri?"

„Sollte ich? Die Reise hierher und die beiden ersten Tage in diesem Paradiese haben dir doch so gut gefallen, meine beste Mathilde! Und dann die Geschichte mit der Ohrfeige ist eine freche, von meinen Feinden in Deutschland in die Welt gesetzte Lüge. Ich habe diesen Herrn Strauß einfach aufgefordert, mir, da er mich auf offener Straße zu beleidigen versuchte, seine Zeugen zu schicken, und war allerdings der Ansicht, daß er sich den Fall noch einmal gründlich überlegen würde! So, aber so!"

„Was willst du tun, Henri?"

„So werde ich ihm zuvorkommen und ihn fordern. Meine Freunde Gautier und Royer sollen ihm meine Bedingungen übermitteln. Noch heute schreibe ich an sie und dann reisen wir ab."

„Und was soll aus mir werden, Henri, wenn dieser Strauß dich erschießt? Das überlebe ich nicht!"

Händeringend, laut schluchzend lief Mathilde über die Terrasse, so daß Harry trotz des Ernstes der Situation hell auflachte und dann sagte:

„Du ruinierst deine neue Robe, Mathilde, die Nähte platzen, wenn du fortfährst, dir solche gymnastischen Übungen bei deiner beginnenden Körperfülle zuzumuten. Und dann . . . für dich wird die Sache in jedem Falle nur von Vorteil sein. . . .“

„Für mich von Vorteil . . .?“

„Aber gewiß, Mathilde. Nimm den schlimmsten Fall, meine Witwe steht sich noch immer besser, als meine kleine Freundin, die keinerlei Rechte hat! Komm mit nach Paris, mein Kind, ehe ich mich der Gefahr aussetze, die in Tat umgesetzten Gedanken des Herrn Strauß als Fremdkörper in meinem erleuchteten Schädel zu verspüren, soll dein Beichtvater, Kind, der runde Abbé Barrande, der dir schon so lange wegen deiner wilden Ehe in deinen schönen Ohren liegt, seines Amtes walten.“

„Wirklich, Henri, wirklich, das wolltest du?“

Mathildes Tränen waren versiegt. Sie klatschte in die Hände, als ob sie den gefährlichen Anlaß, der Harrys Entschluß plötzlich zur Reife gebracht hatte, schon wieder vergessen hätte.

„Das wolltest du, Henri?“ rief sie noch einmal.

„Dich zur Witwe machen, schönes Kind, du wirst dann ungemein begehrt sein, verlaß' dich drauf,“ erwiderte er.

„Aber nein! Siehst du, du weißt ja, Henri, ich bin immer ein wenig abergläubisch gewesen. Wenn der Abbé Barrande uns erst eingesegnet hat, dann kann dir nichts mehr passieren, dann prallt die Kugel dieses Strauß von dir ab, denn Barrande hat so wundervolle Hände, die das Heil des Himmels in sich tragen!“

„Das beliebtest du auch schon wieder zu bemerken, Mathilde? Ich hätte nicht übel Lust, dem Abbé das Haus zu verbieten, du machst mich eifersüchtig!“

„Aber Henri, Barrande ist doch hoch in den sechzig."

„Das wäre kein Hinderungsgrund, Mathilde. Die Priester der katholischen Kirche pflegen sich infolge der vor der Welt zur Schau getragenen Enthaltsamkeit sehr gut zu konservieren!"

„Sorge nicht! Abbé Barrande war mir immer wie ein Vater!"

„Na, na!"

Harry hatte sich erhoben.

Mathilde am Arm, promenierte er über die Terrasse des Hotels und blieb vor dem Thermometer stehen, das an einem der Pfeiler befestigt war, die das zum Schutze gegen die Sonne ausgespannte Segeltuch trugen.

„Die Sonne meint es gut in Cauterets, beste Mathilde."

„Ja, es ist heiß."

„Vierzig Grad im Schatten. Zum Heiraten eigentlich zu heiß!"

Mathilde lachte. Wie Glockenklang traf es wieder sein Ohr.

Von einem wahren Glückstaumel erfaßt, schloß er sie stürmisch in seine Arme und sagte:

„Möchte mich der allmächtige Gott stets bei gleich erhöhter Temperatur für dich erhalten, mein Kind!"

Und sie scherzte:

„Strauß wird daneben schießen. Verlaß' dich drauf!"

Es war ein herrlicher Sommer. Als Harry und Mathilde in Paris ankamen, wölbte sich über der Hauptstadt derselbe tiefblaue Himmel, den sie am Fuße der Pyrenäen so sehr bewundert hatten. Abbé Barrande war über den endlich gefaßten Entschluß, dessen eigentlichen Anlaß er natürlich nicht kannte, hocherfreut, und auch Caroline Jaubert billigte Harrys Vorgehen, nachdem sich Mathilde nun unter ihrer Anleitung so trefflich gemacht hatte, und als sie erfuhr, daß Harrys Tage unter Umständen gezählt sein könnten.

„Ich habe bei meinem alten Freunde Silvain in der Rue de Valois ein exquisites Hochzeitsdiner bestellt, liebste

Mathilde," sagte Harry zu seiner Frau, als sie eben die Kirche von St. Sulpice, wo Abbé Barrande die Trauung vorgenommen hatte, verließen und in den Wagen mit den schneeweißen Pferden stiegen. Schneeweiß mußten sie sein, darunter hatte es Mathilde nicht getan.

„Und wen hast du eingeladen, Henri?"

„Nur diejenigen meiner Freunde, teuerste Mathilde, die bislang wie ich eine süße Freundin und keine kleine Frau ihr eigen nannten. Ich möchte ihnen so gern ein gutes Beispiel geben und sie dazu bewegen, gleich mir diesen allerletzten Schritt zu wagen!"

„Da hast du recht daran getan, Henri!"

Als sie in später Abendstunde von dem Diner in die durch Madame Jaubert und andere Freunde herrlich mit Blumen geschmückte Wohnung zurückkehrten, jubelte Mathilde:

„Das war ein Fest!"

Harry erwiderte nichts.

Während Mathilde die Lampe auf seinem Arbeitstisch anzündete, stand er an dem geöffneten Fenster und blickte hinauf nach dem von Tausenden von Sternen besäten Sommerhimmel dieses letzten Augusttages, der der Tag seiner Vermählung mit Mathilde geworden war.

„Es sind die Tage der Tränen des heiligen Laurentius, Mathilde," sagte da Harry auf einmal. „Wenn ein Stern vom Himmel fällt, dann kannst du dir etwas wünschen, und der Wunsch geht in Erfüllung!"

Mathilde trat an seine Seite.

Er legte den Arm um ihre Hüfte.

So standen sie lange und blickten zum Himmel empor. Wußte er doch, daß sie allen seinen Worten unbedingtes Vertrauen schenkte und daß das Wunder aus ihrer kindlichen Seele noch lange nicht ausgeschaltet war.

Dort fällt einer, Henri!"

Sekundenlang verfolgten beide die feurige Bahn des in die Tiefen ungeahnter Welten versinkenden Meteors.

„Hast du gewünscht, Mathilde?“

„Daß die Kugel ihr Ziel verfehlt, Henri,“ hauchte sie.

Leise erschauernd küßte er sie auf die Stirn. Ihm war, als habe ihn in diesem Momente der Tod gestreift, als sei er an ihm vorübergeschritten und er selbst nun unverwundbar.

Und Mathilde im Arm, erzählte er:

„In einer solchen Nacht hab' ich es einst niedergeschrieben.“

Sie hing mit den Augen an seinen Lippen und konnte doch kein Wort von dem begreifen, was er da sprach. Aber wie Musik klang es auch ihr. Es mußte etwas Wundervolles sein für den, der es verstand.

Mathilde, sein Weib, seine Freundin, seinen Trost, im Arm in dem fernen Paris, dachte er auch in dieser Stunde wieder Malys und Hamburgs, und darum kam es nun von seinen Lippen wie der Orgelton versunkener Tage:

„Es fällt ein Stern herunter
Aus seiner funkelnden Höh',
Das ist der Stern der Liebe,
Den ich dort fallen seh'.

Es fallen vom Apfelbaume
Der Blüten und Blätter viel,
Es kommen die neckenden Lüfte
Und treiben damit ihr Spiel.

Es singt der Schwan im Weiher
Und rudert auf und ab,
Und immer leiser singend
Taucht er ins Flutengrab.

Es ist so still und dunkel,
Verweht ist Blatt und Blüt',
Der Stern ist knisternd zerstoben,
Verklungen das Schwanenlied.“

„Das muß sehr traurig gewesen sein, Henri, das Lied, es kam mir so vor."

„Das mag schon sein, liebste Mathilde!"

Fest drückte er sie an sich.

„Die Tage der Tränen des heiligen Laurentius sind da, Mathilde! Und dann kommt der September und mit ihm der Herbst," sagte er ernst. „Trotz aller Sommerschwüle, es liegt schon wie ein fernes Lied des Abschieds draußen in der Luft!"

Er schloß das Fenster.

Sollte, konnte, würde er es jemals vergessen? Vergessen in Mathildes Armen, die heute vor aller Welt seine Frau geworden war? Vergessen in Paris, wo man seine Sprache und seine Lieder nicht verstand?

Acht Tage später verlebte Mathilde den furchtbarsten Tag ihrer jungen Ehe mit Harry. An einem leuchtenden Septembermorgen, die Sonne war gerade aus dem Dunkel der Nacht emporgestiegen, fuhr Harry mit seinen Zeugen in das Tal von St. Germain, wo endlich der Ehrenhandel mit Strauß ausgetragen werden sollte.

Caroline Jaubert leistete der fast verzweifelten jungen Frau Gesellschaft.

Wie Schnecken krochen die Zeiger der zierlichen Rokokouhr, die, Harrys Entzücken, auf dem Kamin stand, an diesem Vormittage voran.

Die beiden Frauen sprachen kaum ein Wort miteinander. Jede war zu sehr ihren eigenen Gedanken überlassen, und diese Gedanken weilten unausgesetzt bei Harry.

Es wurde zehn Uhr, halb elf! Keine Nachricht!

„Es muß einen schlimmen Ausgang genommen haben, Madame Jaubert," sagte Mathilde. „Ich halte es nicht mehr aus. Kommen Sie, wir wollen einen Wagen nehmen und in das Tal von Saint Germain hinausfahren!"

„Wenn Sie meinen, teure Freundin, ich bin bereit. Ich muß sagen . . ."

„Sie fürchten auch, Madame, sagen Sie, sagen Sie . .

nein, sagen Sie es nicht! Sagen Sie lieber, daß Sie noch einen Funken Hoffnung haben!"

„Ich kleide mich rasch an!"

„Tun Sie das!"

Mathilde stand schon wieder am Fenster.

Jeder Wagen, der kam, bereitete ihr entsetzliche Qual. In einem jeden sah sie den zum Tode verwundeten Harry, wenn der überhaupt noch am Leben war und sie noch einen letzten, brechenden Blick von ihm erhaschen konnte.

Und wieder rollte ein Fuhrwerk durch die Straße.

„Madame Jaubert!" rief Mathilde.

„Da bin ich!"

Mathilde riß das Fenster auf.

Und da tönte es ihr auch schon von unten herauf:

„Bon jour, Mathilde!"

„Henri, Henri, Henri!"

Eine ganze Menschenseele mit allen Tiefen ihres Glückes und Leides lag in diesem Namen.

„Gott sei gelobt!" sagte Madame Jaubert.

Harry kam die Treppen heraufgestürmt. Und die Arme der beiden Frauen breiteten sich ihm entgegen.

„Mein Portemonnaie hat mir das Leben gerettet," rief er. „Wer hätte das jemals von meinem fast immer leeren Portemonnaie gedacht? Ich trug es in der Brusttasche und Strauß' Kugel ist an einem Fünffrankentaler Louis Philippes abgeprallt, das nenne ich einmal im Leben gut angelegtes Geld! Sapristi! Vor lauter Freude habe ich selbst in die Luft geschossen!"

Er faßte Mathilde und tanzte jauchzend mit ihr im Zimmer herum!

„Du hast nicht vergebens die Hilfe des heiligen Laurentius angerufen, teuerste Mathilde!" jubelte er.

Dann mußte auch Caroline daran. Ohne Rücksicht auf ihre Korpulenz drehte sie Harry im Kreise.

„Heute verzeihe ich Ihnen alles, Doktor!"

„Es waren furchtbare Stunden und so lange hat es gedauert, Henri!“ schluchzte Mathilde.

„Nicht weinen, nicht weinen, Madame! Sei froh. Es hat dir einen unsterblichen Namen eingetragen, ha, ha! Ich habe diesem Herrn Strauß rasch eine Ehrenerklärung abgegeben. Madame ist vor aller Welt rehabilitiert, dies Kind kein Engel ist so rein, und ich bin den Schwindel los! Wir dürfen Sie doch zum Déjeuner bitten, Madame Jaubert, zum ersten in unserem legitimen Haushalt!“

„Ich nehme keine Einladung lieber an, als diese, Doktor!“

„Was hast du gekocht, Mathilde?“

„Ich, Henri?“

„Ach so! So weit sind deine Studien unter Madame Jauberts Leitung noch nicht gediehen? Zur Feier des Tages wollen wir heute noch einmal in die Rue de Valois gehen. Aber von morgen ab! Die Führung der Küche gehört mit zu den Pflichten einer legitimen Ehefrau, Mathilde! Nicht wahr, Madame Jaubert?“

„So viel man mir von Deutschland erzählt hat, gewiß, Doktor!“

„Also voran in die Rue de Valois! Eine Flasche Wein habe ich heute wohl verdient, da ich zum erstenmale Pulver gerochen habe. Das Fünffrankenstück Louis Philippes, das mir noch einmal mein kostbares Leben rettete, soll in Silvains Tasche wandern!“

XXXIV.

Der Schwanengesang der untergehenden Romantik war erklungen. Er stammte aus Harrys Feder und hieß „Atta Troll". Das war das spöttisch traurige Lied eines großen, von seiner Zeit unverstandenen, seine Mitwelt nicht mehr begreifenden, in die Ferne verbannten Dichters, der von den großen Idealen seiner Jugend für immer Abschied nahm.

Ein soeben in Zürich gedrucktes Buch, von dem wieder einmal ganz Deutschland sprach, war vor wenigen Tagen in Harrys Hände gelangt, und nun saß er vor seinem Arbeitstische, den Kopf nachdenklich in die Hand gestützt, und las.

„Gedichte eines Lebendigen", so hieß der stolze Titel.

Bitter lächelte Harry vor sich hin.

Das, was er da las, war für seine Begriffe das Ende aller Poesie.

Wie Marketenderinnen der Freiheit, wie Wäscherinnen der christlich germanischen Nationalität schienen die Musen in vaterländische Dienste getreten zu sein, und die Tage des großen Goethe waren ein für allemal vorbei.

Und doch ein ganz seltsamer Ton, einer, der ihm selbst einst nicht fremd gewesen, einer, der ihm gar nicht fremd sein konnte, klang ihm aus diesen Gedichten eines Lebendigen entgegen, deren Verfasser er eben zum erstenmale in seinem Leben nennen hörte.

Harry blätterte in dem Buche, das ihn lockte und lockte, so wenig er sich damit einverstanden erklären konnte, daß hier die Dichtkunst zur Verherrlicherin der Gesinnung geworden war, so wenig er es in Paris begriff, daß das patriotische Gefühl in Deutschland nun Trumpf geworden war.

Aber eine Gewalt, der er sich schlechterdings nicht zu entziehen vermochte, lag in diesen Liedern, von denen manche

dastanden, als wenn sie aus Erz gegossen, als wenn sie aus Marmor gemeißelt seien.

Er las:

„Es ist ein Berg auf Erden,
Der steht zu Mainz am Rhein,
Mit trutzigen Gebärden
Schaut er ins Land hinein.

Da schaut er, was wir treiben,
Vom Rheine bis ans Meer,
Da liest er, was wir schreiben
Im weiten Land umher.

Zu schanden heißt er werden
Der Raben schwarzes Werk,
Der beste Berg auf Erden,
Das ist der Gutenberg!"

Lächelnd blätterte er weiter. Daß es noch solche Schwärmer für die Sache der Freiheit in Deutschland gab! Und er? Wo war seine Begeisterung hin? War er wirklich in Paris ein Fremdling oder war er alt geworden? Mit diesem konnte er nicht mehr mit. Und dennoch gefiel ihm so manches. Wieder haftete sein Auge auf einer Seite des Buches, und die Verse ließen ihn nicht. Was stand da? An die deutschen Dichter! Hatte er nicht selbst vor Jahren ähnliches gefühlt, da er sich im Stolze gegen den Krämergeist der Hamburger Philister aufgelehnt? Wie sagte der in seinen Liedern eines Lebendigen?

„Seid stolz, es klingt kein Gold der Welt,
Wie Euer Saiten Gold,
Es ist kein Fürst so hoch gestellt,
Daß Ihr ihm dienen sollt!"

Und trotz allem! Wundervolle Strophen waren darunter. Von der einen, in der er das eigene Schicksal lebendig geworden sah, vermochte sich Harry kaum loszureißen. Wieder

und wieder las er sie mit lauter Stimme, ein über das andere mal sagte er sie vor sich hin:

„Ich sah im Hohenpriesterkleide
Die Unvernunft,
Gleich Rohr zerbrechen ihre Eide,
Die Henkerzunft,

Ich sah von schnöden Hunden
Der Freiheit Edelwild gejagt
Und wusch ihm still die Wunden,
Ich hab's gewagt!"

Harry legte das Buch nieder. Das Manuskript seiner Zeitgedichte lag in vielen einzelnen Blättern vor ihm auf dem Tisch. War am Ende doch noch nicht alles verloren, wenn solche Dichter wie dieser in Deutschland zur Harfe griffen? War es noch nicht so, wie er das gestern in seinem Gedichte „Die Weber", erfüllt von bitterstem Pessimismus, der Welt verkündet hatte. Noch nicht so weit?

„Deutschland, wir weben dein Leichentuch,
Wir weben hinein den dreifachen Fluch,
Wir weben, wir weben!"

Da nahm er ein weißes Blatt zur Hand. Und halb von Begeisterung für den Verfasser der Gedichte eines Lebendigen, halb von lächelndem Mitleid erfüllt, schrieb er darauf:

„An Georg Herwegh!

Herwegh, du eiserne Lerche,
Mit klirrendem Jubel steigst du empor
Zum heiligen Sonnenlichte!
Ward wirklich der Winter zunichte,
Steht wirklich Deutschland im Frühlingsflor?"

Einen Augenblick hielt Harry inne. Dann trat eine Träne in sein Auge, und resigniert, wie immer in diesen Tagen, vollendete er auch diesmal wieder:

„Herwegh, du eiserne Lerche,
Weil du so himmelhoch dich schwingst,
Hast du die Erde aus dem Gesichte
Verloren. . . . Nur in deinem Gedichte
Lebt jener Lenz, den du besingst!“

Gerade, als Harry den letzten Vers niedergeschrieben, trat Suzanne in die Stube und meldete: „Ein Herr aus Deutschland wünscht den Herrn Doktor zu sprechen!“

„Hat er Ihnen seinen Namen genannt, Suzanne?“

„Er sagte, er sei dem Herrn Doktor nicht unbekannt. Er habe eine Poesie des Herrn Doktor in Musik gesetzt!“

„Und wie heißt er?“

„Hier ist seine Karte!“

Harry las:

„Richard Wagner. Mir eine völlig unbekannte Größe! Doch halt, der hat mal die beiden Grenadiere komponiert! Lassen Sie den Herrn herein, Suzanne!“

Ein noch recht jugendlich aussehender, fast bartloser und schmächtiger Mann trat über die Schwelle. Bei näherem Zusehen bemerkte Harry, daß er doch wohl einige Jahre älter sein konnte, als er ihn im ersten Augenblicke geschätzt hatte, und daß seine Kleidung recht heruntergekommen war. Leidenschaft und Hunger schienen ihm aus diesen scharfen und verbitterten Zügen zu sprechen.

„Verzeihen Sie, Herr Doktor, wenn ein fast noch ganz Unbekannter es wagt, Ihre kostbare Zeit in Anspruch zu nehmen, allein . . .“

„Allein . . .? Bitte, nehmen Sie Platz!“

„Die Tatsache, daß ich eine Ihrer berühmten Balladen . . .“

„Ich weiß, ich erinnere mich, die beiden Grenadiere, Herr Wagner, was führt Sie zu mir?“

„Eine große Bitte, Herr Doktor!“

„Ich stehe zu Ihrer Verfügung.“

„Um meinen Schritt zu entschuldigen, erlauben Sie wohl, daß ich Ihnen einiges aus meinem Leben erzähle, Herr Doktor!“

„Ich ersuche Sie darum.“

„Ich irre seit einigen Monaten als Fremdling durch Paris!“

„Das kenne ich, mein Freund!“

„Eben aus diesem Grunde komme ich zu Ihnen, Herr Doktor!“

„Ich bin gespannt! Sie sind Musiker von Beruf?“

„Jawohl, Herr Doktor! Ich schreibe Artikel für eine Reihe von Zeitschriften, recht schlecht bezahlte Artikel, und arrangiere die Opern anderer Leute. Sie kennen Meyerbeer?“

„Gewiß, den großen Meyerbeer,“ scherzte Harry. „Oder haben Sie was dagegen einzuwenden, Herr, wie war gleich Ihr Name, Herr Wagner? Sie können wohl bessere Opern schreiben, als Meyerbeer?“

„Gewiß, Herr Doktor, aber sie werden nicht aufgeführt! Das war es, was ich Ihnen erzählen wollte! In Deutschland ist kein Platz für mich, die deutschen Opernhäuser genügen mir nicht! Da wollte ich an der Oper in Paris mein Glück versuchen! Aber Meyerbeer steht mir im Wege! Ich wollte Sie um eine Empfehlung an ihn bitten!“

„Das soll geschehen, Herr Wagner. Haben Sie denn eine Oper fertig, wie heißt sie?“

„Meine Oper heißt Rienzi, Herr Doktor! Aber ich habe sie nicht anbringen können. Wie gesagt, Meyerbeer steht mir im Wege. Doch ich plane ein neues Werk.“

„Und was soll das werden?“

„Ich habe die Absicht, das Libretto meiner neuen Oper, das ich, wie alle meine Libretti, selbst schreibe . . . denn ich bin auch Dichter. . . .“

Harry lächelte.

Wagner bemerkte es wohl.

„Ich bin der letzte der Romantiker, Herr Doktor!“

„Ich zweifle nicht daran, daß Sie davon vollkommen

überzeugt sind, Herr Wagner, doch bitte, womit kann ich Ihnen dienen?"

„Ich habe das Libretto meiner neuen Oper in einem Ihrer Bücher gefunden, Herr Doktor, und wollte Sie bitten, mir die Benutzung dieses Stoffes zu gestatten!"

„In einem meiner Bücher?"

„Ja, Herr Doktor! In den Memoiren des Herrn Schnabelowopski!"

„Was haben Sie dort gefunden?"

Ihre wunderbare Geschichte von dem fliegenden Holländer. Seit ich die gelesen, lebt das neue Werk in meinem Innern. Ihr Held erzählt da von einem Stück, das er im Theater zu Amsterdam gesehen, und dieses Kapitel, Herr Doktor, möchte ich mir für meine neue Oper ausgebeten haben!"

„So machen Sie meinen Schnabelowopski unsterblich. Herr Wagner, Sie letzter der Romantiker!"

„Es soll an mir nicht fehlen. Und dann, bitte, noch eine Zeile von Ihrer Hand, die mich bei Meyerbeer einführen soll."

„Zu Diensten, Herr Wagner!"

Harry schrieb ein paar Zeilen.

Als der Besuch draußen war, schüttelte er den Kopf. Der letzte der Romantiker, sagte er vor sich hin. Für den habe ich mich immer gehalten. Was man in Paris nicht alles erlebt! Aber seine Komposition der beiden Grenadiere ist nicht übel gewesen. Was aus dem wohl noch wird? Ob ich das erlebe? Der letzte der Romantiker! Das war in der Tat originell!

Wochen vergingen, ohne daß Harry auch nur die kleinste Nachricht von Wagner erhielt. Er hatte dessen Besuch und den „letzten der Romantiker" im Trubel des Pariser Alltags und seiner literarischen Arbeit fast wieder vergessen, da erschien das so schmächtige Männchen mit dem verhungerten Gesichte zum zweiten Male in seiner Wohnung. Er trug ein dickes Buch unter dem Arm.

„Nun, Herr Wagner," redete Harry ihn an, „haben Sie noch einen Wunsch in Bezug auf den Herrn Schnabelewopski?"

„Nein, Herr Doktor. Ich komme nur noch einmal, mich bei Ihnen für Überlassung dieses wunderbaren Stoffes zu bedanken! Der fliegende Holländer ist fertig."

„Ist fertig? Wie lange ist es denn her, daß Sie bei mir gewesen sind, Herr Wagner?"

„Heute sind es gerade sieben Wochen!"

„Und . . ."

„Und in diesen sieben Wochen habe ich ununterbrochen Tag und Nacht geschrieben. Aber Meyerbeer steht mir im Wege!"

„Trotz der Empfehlung?"

„Trotz der Empfehlung! Er beherrscht den Spielplan der Oper. Der Rienzi ist abgelehnt worden. Ich werde es jetzt in Dresden und Berlin versuchen, Herr Doktor! Ich habe den Rienzi nach Dresden gesandt und der Holländer geht morgen nach Berlin, obwohl unsere deutschen Opernbühnen meinen Anforderungen nicht gewachsen sind."

„Das läßt sich hören. Die Theater in Dresden und Berlin genügen Ihnen nicht. Und die Oper in Paris?"

„Kaum, ich träume von einem neuen romantischen Nationaltheater, Herr Doktor!"

„Das ist ja interessant. Wollen Sie mir davon erzählen, Herr Wagner?"

„Gerne! Meine Oper soll der versinkenden Romantik letzte Zufluchtsstätte sein. Das sage i ch dem Dichter des Atta Troll!"

„Sie haben meinen Atta Troll gelesen, Herr Wagner?"

„Wie alle Ihre Werke, Herr Doktor! Und durch diesen Atta Troll zittert das Weh einer großen, dem Untergang geweihten Zeit!"

„Da können Sie recht haben. Wie nannten Sie sich neulich, Sie letzter der Romantiker?"

„Ich habe recht. Aber in dem, was ich plane, wird die Romantik noch einmal, und zum letzten Male, in dem alles überstrahlenden Kleide ihrer Sterbestunde erscheinen und die Welt für sich erobern, Herr Doktor, wenn ich nicht vorher dem Hunger zum Opfer gefallen bin!“

„Sie haben Schweres durchgemacht?“

„Lassen Sie sich erzählen, Herr Doktor. Mein Vater war Polizeiaktuar in Leipzig und starb fünf Monate nach meiner Geburt. Meine Mutter verheiratete sich wieder, diesmal mit einem Schauspieler. Als ich noch ein Knabe war, da tat Webers Freischütz es mir an. Aber das steht nicht auf der Höhe, die ich jetzt für die deutsche Oper plane. Ich wollte Dichter werden. Da lernte ich die Simfonien Beethovens im Leipziger Gewandhaus kennen, nachdem auch meiner Mutter zweiter Mann gestorben war. Ich studierte Philosophie und Ästhetik und trieb Musik. Ich begann zu komponieren, fand Beachtung, aber zu einem Erfolge, wie ich ihn erträumte, wie ich ihn nötig habe, um meine und meiner Frau Existenz zu sichern, kam ich nicht, Herr Doktor. Meyerbeer steht mir im Wege!“

„Und da hat Sie Ihr Geschick von Leipzig nach Paris geführt?“

„Auf Umwegen, Herr Doktor! Ich bin zur See von London nach Paris gekommen und habe mir überall das bißchen erbärmliche Leben zu fristen gesucht. Am Würzburger Theater war mein Bruder engagiert. Dorthin habe ich mich vor Jahren geflüchtet, wo ich glücklich als Chordirektor beschäftigt worden bin. Dort schrieb ich meine erste Oper, die kein Mensch aufgeführt hat.“

„Wie heißt Ihre erste Oper?“

„Die Feen, Herr Doktor, ich habe den Text nach Gozzis Erzählung La donna serpente geschrieben!“

„Und Sie haben sich nicht um die Aufführung dieser Oper bemüht?“

„Kein Mittel habe ich unversucht gelassen, Herr Doktor.

Ich habe meine Stellung in Würzburg drangegeben, bin selbst nach Leipzig gefahren, die Aufführung dort durchzusetzen, vergebens! Dann kam ich als Kapellmeister endlich nach Magdeburg. Ich führte ein zweites vollendetes Werk mit mir. Es hieß das Liebesverbot. Ich habe den Text mit Benutzung der Shakespeareschen Komödie Maß für Maß geschrieben. Man gab es in Magdeburg in miserabler Besetzung am Ende der Saison! Es war ein Mißerfolg."

„Aber den Mut haben Sie nicht verloren, Herr Wagner?"

„Nein, Herr Doktor, ich werde mich durchringen, und wenn ein Wunder geschehen muß! Das bin ich der Auferstehung der Romantik in Deutschland, wie ich sie mir denke, schuldig!"

„Erzählen Sie weiter!"

Mein Unstern führte mich nach Königsberg!"

„Ihr Unstern?"

„Ich habe dort geheiratet, Herr Doktor. Das sagt wohl alles."

„Wie meinen Sie das?"

„Wenn einer mit solchen Plänen, mit solchen Einnahmen und solchen Ansprüchen heiratet, so meine ich das! Ich hielt es noch kein Jahr in Königsberg aus und ging nach Riga. Dort sah ich endlich ein, daß diese kleinen Bühnen meinen Untergang bedeutet hätten, und so fuhr ich per Schiff von Rußland nach England, von England nach Boulogne und nun bin ich hier!"

„Und Paris?"

„Meyerbeer steht mir im Wege!"

„Und was gedenken Sie jetzt zu tun?"

„Abzuwarten, bis mein Stern zu leuchten beginnt. Herr Doktor! Denn einmal muß es anders werden. Es ist eine neue Bewegung im Gange. Ich habe meinen Unmut über den Geist der versinkenden Zeit in meiner Ouvertüre zu Goethes Faust den musikalischen Ausdruck verliehen. Und wenn . . ."

„Und wenn?"

„Wenn es nicht anders werden sollte, dann wird man auch mich in den Reihen der politischen Kämpfer sehen!"

Harry lächelte.

„Jawohl, Herr Doktor! In den Reihen der politischen Kämpfer! Es bereitet sich etwas vor, langsam, aber unaufhaltsam, auch in Deutschland! So kann, so darf es nicht weiter gehen! Das ist wie die Schneeflocke, die sich zusammen mit ihren Genossen zum Balle eint und endlich donnernd und alles mit sich fortreißend als Lawine zu Tal stürzt. Eine neue Zeit kommt, die Zeit der Einigung Deutschlands!"

Harry lachte bitter vor sich hin.

„Sie glauben noch an dieses Märchen, Herr Wagner?"

Da fühlte er sich von den hellblauen Augen des ihm gegenübersitzenden jungen Künstlers in durchbohrendem Blicke gemessen.

„Sie würden es auch glauben, Herr Doktor. Wunder werden Sie sehen, wenn Sie den Fuß wieder auf deutschen Boden setzen wollten. Wie es dort grünt und sproßt. Haben Sie Herwegh gelesen?"

„Schon vor Wochen. Wenn ich mich recht erinnere, dann war ich gerade dabei, als Sie mir Ihren ersten Besuch machten. Aber was wollen Sie mit dem?"

„Er ist ein Symptom der anbrechenden Zeit, deren Dichter und Sänger ich werden will, ich werde, Herr Doktor!"

„Ein hohes Ziel haben Sie sich in der Tat gesetzt!"

„Das habe ich, ich werde es erreichen oder daran zu Grunde gehen. Die Stunde ist nicht mehr fern, da Herweghs Worte zur Wahrheit werden!"

„Welche Worte?"

„Warten Sie. So, so heißt es:

„Wie dich die Lande anerkennen,
Soll auch das Meer dein eigen sein,
Das alle Zungen benedein
Und einen Purpur nennen.

Er soll nicht mehr um Krämerschultern brennen,
Wer will den Purpur von dem Kaiser trennen,
Ergreif' ihn, er ist dein!"

„Ein bißchen viel der Schwärmerei! Und Sie glauben daran, Sie hoffen solches?"

„Ich werde es erleben, Herr Doktor. Den Purpur des Kaisers werde ich einst nach langen Jahren mit den glühenden Rosen der Dichtung und Musik umkränzen, wenn diese Tage des Jammers für immer vorübergegangen sind. Aber auch Sie, auch Sie sollten nach Deutschland zurückkommen!"

„Offengestanden, ich plane schon lange eine solche Reise. Am Ende führe ich sie doch noch aus, am Ende kehre auch ich noch einmal zurück!"

Ein zuckend weher Schmerz klang aus diesen Worten Harrys.

Wagner hatte sich erhoben.

„Sie werden von mir hören, Herr Doktor! Vielleicht schon bald, vielleicht erst nach Jahren. Sobald die Stunde ersehnter Einheit für uns schlägt, ein Fürst den deutschen Purpur trägt und einem Herrschermunde ein Volk vom Po gehorchet bis zum Sunde! Wenn keine Krämerwage mehr, wie Pfunde, Europas Schicksal wägt!"

„Ich will Ihnen diesen schönen Traum nicht zerstören," sagte Harry bitter, ich habe ihn lange ausgeträumt."

Wagner reichte ihm die Hand.

„Leben Sie wohl, Herr Wagner, und grüßen Sie das zerrissene Deutschland, wenn Sie dahin zurückkehren sollten!"

„Und ich, ich danke Ihnen noch einmal für den Stoff zu meinem Holländer!"

Ein paar Jahre später las Harry, daß der Rienzi und der Fliegende Holländer am Hoftheater in Dresden einen großen Sieg errungen, und da dachte er der seltsamen Worte seines Besuchs.

XXXV.

Onkel Salomon aus Hamburg weilte in Paris. Eine Geschäftsreise hatte ihn nach Frankreich geführt und nun stattete er dem berühmten Neffen und dessen Frau einen Besuch ab. Harry war herzlich froh, seinen alten Gegner und Wohltäter, dessen er doch all' sein Lebtag nicht entbehren konnte, wieder einmal bei sich zu haben, zumal da ihn die Sorge um Mathildes Zukunft unablässig plagte. Und nun schien ihm das Glück günstig zu sein. Wider alles Erwarten hatte der allerdings stets für das Internationale schwärmende Onkel Gefallen an Frau Mathilde gefunden. Die liebevolle Sorgfalt, mit der sie den in die Fremde verbannten großen Neffen umgab, ihre nie versiegende Munterkeit, ihre sprudelnde Laune, die drollige Art und Weise, mit der sie ihre paar Brocken Deutsch radebrechte, bereiteten Salomon viel Vergnügen. Schon das Urkomische:

„Bitte, nehme Sie Plaß," mit dem sie ihn in der ersten Minute, wie jeden Deutschen, der ihren Henri besuchte, angeredet, hatte ihn im ersten Augenblicke gefangen genommen und die paar Tage, die Salomon in Gesellschaft des Paares in Paris verbrachte, erzeugten eine Herzlichkeit des Verhältnisses zwischen Onkel und Neffen, die beide noch niemals im Leben gekannt hatten.

Am Vorabend von Salomons Abreise aus Paris hatte Harry mit dem Onkel eine ernste Besprechung. Wie immer, drehte sie sich wieder um seine finanzielle Lage, und Salomon, der nun Million auf Million gehäuft hatte, bekam in der Tat eine Anwandlung von Großmut.

Er verpflichtete sich, Harry die jährliche Pension von viertausendachthundert Francs bis an das Lebensende des Dichters auszahlen zu lassen. Ja, er ging noch einen Schritt weiter. Mathilde hatte sein Herz erobert und der Gedanke,

daß sie einmal nach Harrys Tode mittellos dastehen könnte, vermochte ihn zu der Zusage, die Auszahlung der Hälfte dieser Pension auch Harrys Witwe für den Rest ihrer Tage zuzubilligen.

Dieses wichtige Gespräch zwischen Onkel und Neffen fand in einem kleinen Restaurant statt, wohin Salomon den berühmten Dichter und den gefeierten Komponisten Meyerbeer gebeten hatte. Am folgenden Morgen reiste Salomon ab.

„Also auf Wiedersehen in Deutschland, bei uns in Hamburg, Harry!“ das waren seine letzten Worte, als er dem Verwandten, der ihn in Mathildes Gesellschaft begleitet hatte, die Hand reichte.

Und der glühende Wunsch, das Vaterland und die Heimat, den Rhein und Hamburg, die alte Mutter und die Schwester, die Brüder und Freunde wiederzusehen, gewann in Harrys Innerm von Woche zu Woche, von Monat zu Monat immer größere Gewalt. Nur um Mathilde war ihm bange. Wo sollte er mit ihr während einer Reise nach Deutschland, die Wochen und Monate dauern konnte, hin? Sie mitnehmen? Wie oft hatte er daran gedacht! Aber wenn er sich die kecke Pariserin, dieses Mädchen aus dem Volke, der sein ganzes Herz gehörte, im Kreise der Hamburger Philister vorstellte, dann verwarf er immer wieder diesen Gedanken, der ihm manchmal so verlockend und reizvoll erschien. Denn wie gerne hätte er der alten Mutter, der geliebten Schwester die Frau gebracht, die nun doch das Schicksal seines ganzen Lebens geworden war und bleiben sollte. Sie allein in Paris zurücklassen? Der Gedanke war ihm unerträglich. Er kannte sich und seine maßlose Eifersucht, er kannte Mathilde und deren Sorglosigkeit, mit der sie sich noch immer wie einst von jenem Jacques trotz aller Hausfrauentugenden, die sie unter Madame Jauberts Leitung glücklich angenommen, von fremden Männern den Hof machen ließ. Keine ruhige Stunde hätte er in der deutschen Heimat gehabt, wenn er Mathilde allein in Paris wußte.

Endlich fand er einen Ausweg. Er überredete sie, während seiner Reise den Pariser Haushalt ganz aufzulösen, Suzanne nach Hause zu deren Eltern zu schicken und sich selbst in Chaillot bei der alten Freundin Madame Parte einzuquartieren, die ihr einst vor Jahren den ersten Unterricht in den Manieren der großen Welt erteilt hatte, wie Harry sich auszudrücken beliebte. Und Mathilde willigte ein. Sie hatte wieder einmal Lust, den Lärm der Hauptstadt mit dem gemütlichen Leben auf dem Lande zu vertauschen. Die unbezwingliche Sehnsucht, das Heimweh, Onkel Salomons freundliche Einladung und nicht zum mindesten die Worte Wagners: „Auch Sie sollten nach Deutschland zurückkehren," hatten es ihm angetan.

Und so war es denn im traurigen Monat November des Jahres 1843, die Tage wurden trüber und der Wind riß das Laub von den Bäumen, daß Harry in das alte Vaterland fuhr. Zuerst an die Ufer des Rheins, von dem er sagte, daß er durch unveräußerliches Geburtsrecht ihm selbst zugehöre. Stand doch an des Rheines Ufer auch seine Wiege und nannte er sich doch in jenen Tagen des freien Rheins weit freieren Sohn!

Dreizehn lange Jahre waren es jetzt her, daß er den Rhein und die Stätten seiner Kindheit und Jugend nicht wieder gesehen hatte. Und als er nun im Wagen sich der deutschen Grenze näherte, als die ersten Laute der Muttersprache wieder an sein Ohr drangen, da fühlte er ein seltsames Klopfen in seiner Brust, da stieg es heiß empor zu seinen Augen und ihm war, als blute langsam und leise das alte Herz.

Über Aachen nach Köln ging die Fahrt. Und von dort nach kurzer Rast weiter nach Hagen. Durch den Teutoburger Wald nach Paderborn führte ihn der Weg. Und endlich kam er über Minden und Harburg in Hamburg an.

Sein erster Besuch galt der Schwester, in deren Hause er die Mutter traf. Charlotte war jetzt Mitte der vierzig.

Als eine blühende und glückliche junge Frau hatte er sie vor dreizehn langen Jahren verlassen, und nun war der Reiz ihrer Jugend für immer dahin, weiße Fäden zeigten sich seinem scharfen Auge an den Schläfen der Schwester, und auf dem Scheitel der zweiundsiebzigjährigen Mutter, die ihm die zitternden Hände entgegenstreckte, lag des Alters bleicher Schnee.

Kein Wort kam von Charlottes Lippen, als sie ihn in die Stube der Mutter führte, wo Frau Peiercke, die Brille auf der Nase, in dem alten Lehnstuhl saß.

„Harry, Harry!“ stammelte sie. „So bist du doch noch einmal im Leben wiedergekommen, Harry, Harry, es war an der Zeit! Ich bin zweiundsiebzig!“

Und er schluchzte:

„Mutter, Mutter!“

Vor dem Lehnstuhl der alten Frau sank er in die Knie und barg den Kopf in deren Schoß. Er sah auf.

„Was macht Ihr denn den lieben langen Tag, Mutter?“ fragte er auf einmal ganz unvermittelt.

„Ich zehre von der Vergangenheit, Harry,“ gab die alte Frau zur Antwort und streichelte ihres Ältesten nun auch schon grau gewordenes Haar. „Ich freue mich meiner Kinder und meiner Enkelkinder, Harry, ich freue mich, daß du ein großer und berühmter Dichter geworden bist, wenn wir dich auch verloren haben!“

„Nicht, Mutter, nicht!“

„Doch, doch, Harry! Warum hast du uns Mathilde nicht mitgebracht? Ich hätte sie so gern ein einziges Mal im Leben gesehen, meines Harrys muntere Mathilde!“

„Sie kann sich so schwer von Paris losreißen, Mutter,“ erwiderte er. „Sie kann kein Wort deutsch, auch das . . .“

„Ich verstehe, Harry!“

„Aber im nächsten Jahre komme ich bestimmt wieder, Mutter, und dann, das verspreche ich dir, dann bringe ich Mathilde mit, wenn das dein Wunsch ist!“

„Im nächsten Jahre? Die Jahre zählen nun wie Jahrzehnte bei mir, Harry. Bist du glücklich?“

„Ach, Mutter!“

Das ganze Weh seiner jahrelangen Verbannung klang aus diesem einen Worte. Frau Peierche verstand ihn wohl.

Schweigend richtete Charlotte die tränengefüllten Augen auf Harry und die Mutter. Hatte sie doch damals richtig geahnt, daß der Abschied von Hamburg und der Heimat eine Trennung für viele, lange, schwere Jahre bedeuten mußte!

„Ihr lest viel, Mutter?“

Harry deutete auf ein vergilbtes Buch, das neben der Mutter Lehnstuhl auf dem kleinen Tische lag.

„Dein Buch der Lieder, Harry. Ich weiß ja auch, daß vor dir niemand in Deutschland solche Lieder geschrieben hat, daß sie nach dir keiner mehr schreiben wird! Ich kann sie alle auswendig, Harry, in den langen Jahren der Trennung habe ich sie wieder und wieder gelesen und eines nach dem anderen behalten. Aber nur eines, Harry, ist es, auf das die Tränen meines Mutterschmerzes gefallen sind.“

„Welches, Mutter?“

„Du wirst die Seite leicht finden, Harry. Sie ist ganz fleckig. Tränen der Liebe und des Schmerzes hätten deine Strophen verwischt, Harry, wenn sie sich verwischen ließen, wenn sie nicht unsterblich wären, mein Kind!“

Harry schlug das Buch auf.

„Ich will es aus deinem Munde noch einmal hören, Harry, bitte, bitte, lies es deiner alten Mutter vor!“

Tiefe Stille herrschte in der Stube. Charlotte bezwang ihre Tränen und Frau Peierches Augen leuchteten in seligem Glücke, in einem ewigen, wie weltentrückten Stolze, als Harry mit brechender Stimme las:

„Ich bin's gewohnt, den Kopf recht hoch zu tragen,
Mein Sinn ist auch ein bißchen starr und zähe,
Wenn selbst der König mir ins Antlitz sähe,
Ich würde nicht die Augen niederschlagen.

Doch, liebe Mutter, offen will ich's sagen,
Wie mächtig auch mein stolzer Mut sich blähe,
In deiner selig süßen, trauten Nähe
Ergreift mich oft ein demutsvolles Zagen.

Ist es dein Geist, der heimlich mich bezwinget,
Dein hoher Geist, der alles kühn durchdringet
Und blitzend sich zum Himmelslichte schwinget?

Quält mich Erinnerung, daß ich verübet
So manche Tat, die dir das Herz betrübet,
Das schöne Herz, das mich so sehr geliebet?"

In stummem Verzeihen drückte Frau Peierche ihres Harrys Hand.

„Lies weiter, Harry!"

Und er, von dem Schmerze der jahrelangen Trennung und der bitteren Freude des so späten Wiedersehens ganz überwältigt, fuhr er nun in einem Tone, den noch kein Mensch an ihm vernommen hatte, fort:

„Im tollen Wahn hatt' ich dich einst verlassen,
Ich wollte geh'n die ganze Welt zu Ende,
Und wollte seh'n, ob ich die Liebe fände,
Um liebevoll die Liebe zu umfassen.

Die Liebe suchte ich auf allen Gassen,
Vor jeder Türe streckt' ich aus die Hände
Und bettelte um g'ringe Liebesspende,
Doch lachend gab man mir nur kaltes Hassen.

Und immer irrte ich nach Liebe, immer
Nach Liebe, doch die Liebe fand ich nimmer,
Und kehrte um nach Hause krank und trübe.

Doch da bist du entgegen mir gekommen,
Und ach, was da in deinem Aug' geschwommen,
Das war die süße, langgesuchte Liebe!"

Harry lag in den Armen der Mutter und küßte und herzte die alte Frau.

„Ja, Mutter, ja, Mutter," rief er ein über das andere Mal, „die süße, langgesuchte Liebe! Ach ja, Mutter!"

„Ich habe sie dir in Treuen bewahrt, mein Harry, ich werde sie dir bewahren, bis sich dies Herz zum letzten Schlage hebt!"

Fast sechs Wochen weilte Harry im Hause der Schwester in Hamburg bei der alten Mutter. Mathildes anfangs sehr vernünftige Briefe wurden im Laufe der Zeit immer launenhafter. Die Langeweile, die sie in Chaillot empfand, die Ungeduld, nach Paris zurückzukehren und Harry wieder zu haben, sprachen aus jeder Zeile. Wenige Wochen vor Weihnachten, am 6. Dezember, trat Harry die Rückreise nach Paris an. Aber der Mutter und Schwester schwur er hoch und heilig, im nächsten Sommer wiederzukommen und Mathilde mitzubringen. Und er hielt Wort. Aber vorher traf in Hamburg ein Manuskript ein, das er gleich nach seiner Rückkehr nach Paris im Januar vollendet hatte. Es war sein bedeutendstes und später berühmtestes, am meisten angefeindetes satirisches Gedicht und führte den Titel: „Deutschland, ein Wintermärchen".

Charlotte bat er, es der Mutter vorzulesen und es dann Campe zu übermitteln, der es zusammen mit den nun endlich vollendeten Zeitgedichten unter dem Titel: „Neue Gedichte" herausgeben sollte. Es waren genußreiche Stunden, aber auch Stunden der Angst, die Mutter und Schwester mit der Lektüre dieses Gedichtes verbrachten, denn sie fühlten, daß es den alten Feinden ihres Harry nur wieder neue hinzufügen mußte. Aber ein wundersamer Stolz ging durch Charlottes Stimme, als sie der Mutter den Schluß des Gedichtes vorlas, und ein verklärtes Lächeln glitt über Frau Peierches einst so schöne, nun von den Falten des hohen Alters tiefdurchfurchten Züge beim Anhören dieser von höchstem Selbstgefühl getragenen Verse:

Es wächst heran ein neues Geschlecht,
Ganz ohne Schminke und Sünden,
Mit freien Gedanken, mit freier Lust,
Dem werd' ich das alles verkünden!

Schon knospet die Jugend, welche versteht,
Des Dichters Stolz und Güte,
Und sich an seinem Herzen wärmt,
An seinem Sonnengemüte!"

„Ach, lies das noch einmal, Charlotte," bat die Mutter. „Das ist er ganz, mein Harry, das von seinem Sonnengemüte!"

Charlotte entsprach dem Wunsche der Mutter. Und dann meinte sie, „aber die folgende Strophe ist doch noch schöner, Mutter, so schön, als sie wahr ist." Und sie las:

„Mein Herz ist liebend wie das Licht,
Und rein und keusch wie das Feuer,
Die edelsten Grazien haben gestimmt
Die Saiten meiner Leier!"

„Liebend wie das Licht und rein und keusch wie das Feuer!" Frau Peierche sprach es voll Begeisterung, höchstes Mutterglück im Herzen, vor sich hin.

„Wenn sie ihn alle kennen könnten und kennen würden, wie du und ich, Charlotte," sagte sie dann.

„Das wird leider niemals möglich sein, Mutter!"

„Warum, Charlotte?"

„Weil nur wir beide ihn mit den Augen der Liebe betrachten!"

„Und doch habe ich eine Ahnung, Charlotte, und ich glaube, meine Ahnung lügt mir nicht! Es wird, es muß eine Zeit kommen, Charlotte, wo ihn Hunderte, wo ihn Tausende gleich uns mit den Augen der Liebe betrachten werden!"

„Das glaubt Ihr, Mutter?"

„Davon bin ich überzeugt. Jahrzehnte werden freilich

darüber hingehen, er selbst wird es wohl kaum erleben, denn erst der Tod pflegt dem Dichter den letzten Kuß der Weihe für sein Volk auf die Stirn zu drücken. Aber am Ende erlebst du es noch, Charlotte, wenn dir Gott ein langes Leben schenkt. Dann werden die Menschen zu dir pilgern, Charlotte, dich werden sie besuchen und dich fragen, was du an reiner Erinnerung an unseren Harry bewahrt hast! Dann wird alles Irdische von ihm abgefallen und nichts wird geblieben sein, als die kleinen Lieder, die die Kinder singen und von denen Mädchen und Jünglinge in ihrer Liebe Frühling träumen werden, Charlotte! Und den Schatz der gemeinsamen Kindheit, den trägst du dann in dir!"

„Weißt du noch, Mutter?"

„Was, Charlotte?"

„Erinnerst du dich noch an den Tag, da Harry mir in Düsseldorf meinen Aufsatz machte, da Schallmeyer dann zu dir kam und alle sagten, daß aus ihm ein großer Dichter würde? Das ist nun in Erfüllung gegangen, Mutter!"

„Ja, Charlotte, es ist in Erfüllung gegangen, aber so, wie ich es damals in banger Sorge ahnte, um den Preis von Harrys Glück!"

Harrys Sommeraufenthalt in Hamburg war nicht von langer Dauer. In seiner Begleitung befanden sich diesmal Mathilde und Cocotte, der grüne Papagei. Harry hatte das Tier, das er schon mehr als einmal zu allen Teufeln gewünscht hatte, zu einem Pariser Vogelhändler in Pension geben wollen, aber Mathilde hatte nicht locker gelassen. Sie könne ohne Cocotte nicht eine einzige Nacht ein Auge zutun, hatte sie behauptet, sie trenne sich nie und nimmer von ihrem Freunde, und Harry gab, wie in allem, so auch endlich in diesem nach.

Schon die lange Fahrt mit ihr und dem Vogel von Paris bis nach Hamburg war eine Pein. Sie hatte noch nie eine so weite Reise ins Ausland gemacht. Alles war ihr nicht

recht, alles bereitete ihr Qual, so daß Harry schließlich der Verzweiflung nahe war.

Auch in Hamburg hielt sie es nicht aus. Die Betten, das Essen, die Luft, alles, alles war anders, als in Paris.

Nachdem Mutter und Schwester ihre Bekanntschaft gemacht hatten, reiste sie nach knapp vierzehn Tagen mit Cocotte, dem man auch nicht die nötige Sorgfalt und Aufmerksamkeit entgegenbrachte, wieder ab. Sie begab sich wie damals zu ihrer Freundin Madame Parte und Harry blieb allein zurück.

Aber durch das Verhalten Mathildes war ihm die nötige Stimmung genommen. Allein gefiel es ihm nicht in der alten Umgebung. Und dann: er sehnte sich nach Mathilde. Er konnte ohne diese Frau nicht leben, und die alte Eifersucht auf irgendwelche Nebenbuhler in Paris nagte wieder an seinem Herzen. So brach er denn selbst, nachdem er endlich seine Geschäfte mit Campe abgewickelt hatte, nach kurzem Aufenthalte wieder auf und kehrte, um niemals wiederzukommen, nach Paris zurück.

XXXVI.

Im Januar des Jahres 1845 traf in Paris eine Nachricht ein, die Harrys und Mathildes ganze Existenz in Frage stellte. Onkel Salomon war in Hamburg gestorben. Die Eröffnung des Testamentes ergab, daß der vielbeschäftigte Millionär die Erwähnung der Harry und dessen Frau feierlich versprochenen Pension vergessen hatte, und Vetter Karl, Salomons Sohn, Haupterbe und Testamentsvollstrecker, weigerte sich, weitere Zahlungen zu leisten. Kein gütliches Mittel ließ der in der Fremde der Verzweiflung nahe Dichter unversucht, um seinen Verwandten umzustimmen und ihn zur weiteren Bewilligung des ihm unentbehrlichen Geldes zu bewegen. Er rief das Zeugnis des berühmten Meyerbeer, der jener Unterredung zwischen Onkel und Neffe beigewohnt hatte, an und sandte dessen schriftliche Erklärung nach Hamburg. Vergebens! Campes Vermittlung wurde in Anspruch genommen. Harry schickte ihm eine notarielle Erklärung, die ihn zu jedem Mittel, dem Dichter zu seinem Rechte zu verhelfen, ermächtigte, umsonst! Schließlich ließ er sich selbst zum äußersten herbei. Er schrieb einen langen und zur Versöhnung auffordernden Brief an den unerbittlichen Vetter, in dem er ihn für alles, was der Familie von seiner Seite an Leid widerfahren sein könnte, um Verzeihung bat, in dem er sich verpflichtete, nie mehr eine Zeile gegen seine Angehörigen zu veröffentlichen. Ohne Erfolg!

Karl erklärte sich zu einer einmaligen Abfindung in Höhe von zehntausend Francs bereit und verweigerte die Fortzahlung der Pension aufs neue.

Jetzt kannte Harrys Wut keine Grenzen mehr. Es war unmöglich, in diesen Tagen mit ihm zu verkehren. In der Schublade seines Schreibtisches lagen die begonnenen Me-

moiren, die seine eigene Leidensgeschichte, die das Verhalten und Gebahren seiner Hamburger Verwandten erzählten, und er drohte mit deren Veröffentlichung.

Nach zwei langen Jahren, die ihn ein gut Teil seiner schon reichlich erschütterten Gesundheit gekostet hatten, kam es endlich zwischen ihm und Karl zu einer Verständigung. Der reiche Vetter sagte die von seinem Vater bewilligte Zahlung der Pension bis an Harrys Lebensende zu und verpflichtete sich, die Hälfte der vereinbarten Summe nach Harrys Tode an Mathilde gelangen zu lassen gegen die schriftlich gegebene Erklärung, daß die Veröffentlichung der Memoiren unterblieb und Harry feierlich versprach, niemals wieder eine Zeile gegen seine Familie drucken zu lassen.

Das Geld war gerettet. Aber diese Rettung hatte Harry seine Gesundheit gekostet und die schaudervolle Katastrophe seines Lebens trat nun ein.

Plötzlich, wie der Blitzstrahl aus heiterem Himmel, war die Krankheit gekommen, hatte der Tod viele Jahre vor seinem wirklichen und endlichen Erscheinen seine Visitenkarte bei Harry abgegeben, wie das einst vor Jahren in Berlin bei seinem Freunde und Genossen Hoffmann der Fall gewesen war.

Harry saß vor seinem Schreibtisch und war mit dem Ordnen seiner Briefe und Manuskripte beschäftigt.

Mathilde, die in der Zwischenzeit schon recht rundlich und bequem geworden war, trat in die Stube.

„Hast du vor, diesen Nachmittag auszufahren, Henri?“ fragte sie ihn.

Sie erhielt keine Antwort.

Erschrocken trat sie näher.

„Was ist dir denn, Henri, warum antwortest du mir nicht?“

Er versuchte zu sprechen. Aber im ersten Augenblicke wollte ihm das kaum gelingen. Es waren nur lallende, unverständliche Laute, die er über die Lippen brachte.

„Henri, Henri!" schrie Mathilde.

Zitternd stand er auf. Er konnte gehen. Aber es war ihm, als ob er die Beine wie leblose Bleiklumpen mit sich herumschleppe.

„Schicke zum Arzt, Mathilde!" Das brachte er nun wieder einigermaßen verständlich hervor.

„Was hast du denn, was ist denn mit deinem Auge, Henri?" fragte Mathilde. Sie sah ihn an und brach in heftiges Schluchzen aus.

„Mit meinem Auge?"

An der Wand seines Arbeitszimmers hing ein Spiegel. In diesen fiel sein Blick. Nun sah er es selbst. Das linke Auge war beinahe geschlossen. Er war außerstande, das Lid zu heben, denn dieses gehorchte seinem Willen nicht mehr.

„Das ist eine Lähmung, Mathilde, armes, armes Weib," sprach er tonlos. „Und meine Brust, du lieber, lieber Himmel, meine Brust!"

Außer sich rannte Mathilde in die Küche und gab Suzanne den Auftrag, zu dem in der Nähe wohnenden Dr. Gruby zu laufen. Der Herr sei plötzlich unwohl geworden.

Als sie die Stube wieder betrat, wand sich Harry in namenlosen Schmerzen.

Mathilde wußte sich keinen Rat. Nach langem und bangem Warten erschien der Arzt.

Mit energischen Worten forderte ihn Harry, in dessen Befinden eine plötzliche und erstaunliche Besserung eingetreten war, auf, ihm die volle Wahrheit zu sagen, und Dr. Gruby, der ihn schon kannte, hielt mit seiner Ansicht nicht zurück. Er bestätigte Harrys Befürchtung, daß es sich um einen Schlaganfall handelte, von dem zunächst das linke Auge und ein Teil der Brust betroffen worden war.

„Und wie lange wird es noch mit mir dauern, Herr Doktor?" Das war die erste Frage, die Harry an den Arzt richtete.

Dr. Gruby geriet in Verlegenheit.

„Davon ist doch jetzt überhaupt nicht die Rede," wich er aus.

„Sie wollen damit sagen, daß das Jahre dauern kann?"

„Unsere ärztliche Wissenschaft ist darüber nicht unterrichtet, Herr Doktor! Das war eine leichte Affektion, deren Folgen Sie wohl wieder überwinden werden. Ruhe, keine Aufregung, keinerlei geistige Anstrengung, frische und gute Luft, am besten fern von Paris auf dem Lande, das wären die Ratschläge, die ich da zunächst zu erteilen hätte!"

In sich zusammengesunken saß Harry auf dem Schreibsessel und brütete dumpf vor sich hin. Mathilde weinte leise.

„Sie machen mich also mit kühlen Worten zu einem lebendig Toten, Doktor," sagte er plötzlich. „Wie haben Sie gesagt, keine geistige Anstrengung, wovon meinen Sie denn, daß unsereins existiert, Menschenskind?"

Gruby gab keine Antwort.

Er wandte sich an Mathilde.

„Sie müssen dafür sorgen, Madame, daß er zunächst wieder zur Ruhe kommt. Wir haben jetzt Frühjahr. Ich rate Ihnen, Paris mit Ihrem Herrn Gemahl so bald wie möglich zu verlassen und auf dem Lande, vielleicht in Montmorency oder sonstwo, ganz seiner Gesundheit zu leben.

Ein unsagbar trauriges Lächeln glitt über Harrys in dieser Stunde marmorblasses Gesicht. Er erhob sich. Phantastischen, schwankenden Ganges wankte er im Zimmer auf und nieder. Plötzlich griff er sich an die Stirn:

„Und wenn ich meinen Verstand verliere, Doktor, wenn hier mit einem Schlage eines schönen Tages auf einmal alles zu Ende ist, was dann?"

„Das ist nicht anzunehmen," lautete Grubys Antwort. „Eine Affektion der Brust und des Augenlides spricht dagegen. Wenn es Ihnen, Herr Doktor, und Ihrer Frau Gemahlin zur Beruhigung dient, dann will ich morgen in Begleitung eines Kollegen wieder kommen. Wir werden

dann eine eingehende Untersuchung vornehmen und unsere Verordnungen treffen."

„Ach ja!" bat Mathilde, in deren Augen schon wieder ein Hoffnungsstrahl zu leuchten begann. Aber Harry antwortete nichts. Er hatte sich wieder vor seinem Schreibtisch niedergelassen und murmelte jetzt zwischen den Zähnen:

„Da wird es noch viel zu tun geben, wenn ich vor Torschluß mit meinen Plänen zu Ende kommen will."

Als Dr. Gruby sich verabschiedet hatte und draußen war, sagte Harry:

„Weißt du was, Mathilde. Das beste wird sein, wenn ich gleich, so lange es mir noch so geht, nach Deutschland fahre."

Entsetzt starrte ihn Mathilde an.

„Aber du kannst doch so nicht reisen, Henri!"

„Aber Mathilde, am Ende so noch besser, als später, wenn sie mich erst in einen Matratzenwagen packen müssen. Das kommt wieder, verlaß' dich drauf, das kommt wieder! Und dann. Dann wird es ganz unmöglich sein. Ich möchte die Ansicht des Professors Dieffenbach in Bonn hören."

„Aber so habe doch ein wenig Geduld, Henri, so warte doch, bis es ein bißchen besser geworden ist, warte, was Gruby und sein Kollege morgen sagen!"

„Besser wird," wiederholte Harry. „Heute habe ich ihn erkannt, Mathilde, den Elegant mit dem schlanken Stöckchen, der einst bei meinem Freunde Hoffmann in Berlin gewesen ist, der scheint jetzt zur Abwechslung ohne Gepäck auf der Durchreise in Paris zu sein. Der hat mir heute seine erste Anstandsvisite gemacht."

„Von wem sprichst du, Henri?"

„Von dem großen Freunde und Tröster aller wahren Menschen, teuerste Mathilde, von einem gewissen Monsieur Thanatos, mit dem ich schon einmal in Berlin Schmollis getrunken habe, mit dem ich seit Jahren auf du und du bin. Und weil ich seit Jahren mit dem Herrn auf du und du bin,

wird er nicht so unanständig sein, mich zu überrumpeln, wird er höflich genug sein, erst leise, aber vernehmlich, an der Tür meiner Behausung anzupochen, wie das heute auch geschehen ist!"

Mathilde verstand ihn nicht. Sie dachte, dieses Irrereden, für das sie Harrys Worte hielt, sei eine Folge seines Anfalls und ließ ihn jetzt gewähren.

Und Harry wandte sich wieder den Papieren auf seinem Schreibtisch zu und setzte mit zitternden Händen die Feder an. Schreiben konnte er noch, Gott sei Dank. Die rechte Hand war völlig unversehrt geblieben.

„Was tust du, Henri?"

„Ich schreibe, wie du siehst."

„Aber du sollst dich doch schonen!"

„Das wird wenig Zweck und Sinn mehr haben, beste Mathilde!"

Schluchzend schlang sie beide Arme um seinen Hals.

„Aber du sollst mir alles sagen, Henri! Ich bleibe bei dir im Leben wie im Tode, du hast doch keinen Menschen auf der Welt, als mich."

„Mutter, Mutter!" schluchzte da Harry.

Das Bild der alten Frau in Hamburg trat wieder vor seine Seele, die Idee, nach Deutschland zu fahren, Dieffenbach zu konsultieren, die Mutter noch einmal zu sehen, beherrschte ihn wieder ganz.

Mathilde empfand wohl, daß seine Gedanken nicht bei ihr weilten, und deshalb stammelte sie:

„Liebst du mich nicht mehr, Henri?"

„Aber Mathilde! Ich dich, du mich, die wir eins geworden sind in Schmerz und Leid, an Leib und Seele! Arme, arme Mathilde! Wenn ich daran denke, daß ich dich allein in diesem Jammertale, in Paris, bei diesen Menschen zurücklassen muß! Und weißt du, was das Schlimmste ist, Mathilde?"

„Was?"

„Meine Eifersucht. Ich glaube, ich steige aus dem Grabe wieder auf und hole dich zu mir, Mathilde, aus lauter Eifersucht, weil ich dich doch nicht allein in Paris lassen kann!“

Durch Tränen lächelte sie.

Sie kannte ihn, sie wußte, daß diese pittoresken Gedanken, mit denen er so gern spielte, die leuchtendsten Edelsteine seines reichen Herzens waren, denn, wenn sie seine Gedichte auch nicht lesen und dem Schwunge seiner Gedanken nicht folgen konnte, so kannte sie doch dieses Herz, das für sie geschlagen hatte und noch schlug, das den erbitterten Kampf mit den Verwandten, der nun zu diesem Ausgang führte, um ihretwillen in erster Linie aufgenommen.

„Ich begleite dich, Henri,“ sagte sie, „ich lasse dich nicht, wenn du wirklich nach Deutschland fährst!“

„Ja, Mathilde, aber jetzt will ich schreiben.“

Sie wehrte ihm nicht mehr.

Und er schrieb mit unsagbarer Anstrengung einen Brief nach Berlin an die Adresse Alexander von Humboldts und fragte bei diesem an, ob er ihm die Zusicherung geben könne, daß er während einer wegen seines Gesundheitszustandes notwendig gewordenen Reise nach Deutschland keinerlei Belästigungen vonseiten der preußischen Polizei ausgesetzt sein werde.

Die Antwort Alexander von Humboldts war ebenso trostlos, wie das Resultat der Konferenz zwischen Gruby und dessen Kollegen. Die Reise nach Deutschland wurde aufgegeben. Harry verbrachte den Sommer in Mathildes Gesellschaft in Montmorency und Barèges. Und die seinen armen Körper verwüstende Krankheit nahm unerbittlich ihren Gang.

Als Harry gegen den Herbst nach Paris zurückkehrte, war er noch dazu imstande, auszugehen. Aber die Leute auf der Straße blieben stehen und sahen ihm lange nach. Wie ein Sterbender huschte er durch die einst so geliebte Stadt, sich hier und da, wenn ihn die Sinne zu verlassen drohten,

wenn er zu schwach wurde, an der Mauer eines Hauses haltend. In Montmorency, wo die Ärzte und Mathilde Besserung gehofft, war es nur schlimmer geworden. Nur noch einen Schatten der Gegenstände vermochte er zu erkennen, wenn er mit Hilfe der Hand das Lid des rechten Auges hob. Das linke war völlig geschlossen. Eingefallen wie die eines Schwindsüchtigen waren seine Wangen, scharf traten die Knochen aus den fleischlosen Tiefen seines Gesichtes hervor, das nun zu dem eines Kindes zusammengeschrumpft war. Der Bart, den er schon lange nicht mehr pflegte, gab ihm ein gespensterhaftes Aussehen, er machte den Eindruck eines Gefolterten, den der Hunger zerfleischt und den man an den Marterpfahl gebunden hat. Wie der Gekreuzigte selbst sah er an manchen Tagen aus, und wie ein ruheloser Ahasver irrte er durch die Straßen und Gassen, denn eine furchtbare Ahnung schien ihm zu sagen, daß der Tag nicht mehr fern sei, da er sich überhaupt nicht mehr bewegen konnte, da er liegen mußte und liegen, liegen wie ein lebendig Begrabener im Sarge, über den die Zeit und das Leben noch vor seinem Verscheiden hinweggeschritten sind.

Und fieberhaft, allgewaltig, nicht durch die Wucht der Schmerzen, nicht durch das Teuflische seiner Krankheit niederzuzwingen, arbeitete sein alles umfassender und alles durchdringender Geist. Bitter und witzig war der, wie er nur in den Tagen seines besten Wohlbefindens gewesen. Der furchtbare Spott, die Hauptwaffe seines Lebens, mit der er seine Feinde tötlich getroffen hatte, wandte sich nun gegen die Krankheit und den Tod, gegen die Verwandten in Hamburg, von denen er glaubte, daß sie ihm dieses letzte angetan hätten.

Noch einmal trat die Muse, die schon verloren geglaubte, an seine Seite und sandte ihr holdes und doch furchtbares Lächeln über die Blätter, die Harry in der fiebernden Hast, mit der er dem Tode die letzten Jahre seines Lebens abzuringen suchte, schrieb.

Hamburg und die Heimat, Gott und die Welt, die Freiheit und der Glaube, Mathilde und Maly, die schnöde Sippe daheim, Mutter und Schwester, sie alle reichten sich vor seiner nie erlahmenden Phantasie noch einmal die Hände und huschten wie Gespenster durch diese Lieder, die ein fast Toter im Exil im fernen Paris seinem deutschen Volke sang.

Es galt, ja es galt, die letzte Ernte einzuholen, ehe der Wetterstrahl des Himmels niederbrach und die Eiche fällte, die nur noch ein morsches Gefäß aus Rinde, aber mit immer noch grünenden und Früchte tragenden Zweigen war.

Und eines Vormittags hielt eine Droschke vor der Wohnung Caroline Jauberts. Ein junger, starker Mensch in der Livrée eines Dieners stieg aus. Mit Hilfe des Kutschers lud er eine Last, die einem Menschen ähnlich sah, auf die Schultern und stieg mit dieser die zwei Treppen zu Caroline hinauf.

Was der Mann auf dem Rücken trug, das war Harry.

Caroline, die ihn lange nicht gesehen hatte, brach in einen Schrei des Entsetzens aus.

„Tragen Sie mich in den Salon, mein Freund," sagte Harry, „und Sie erlauben doch, Madame, legen Sie mich dort auf die Chaiselongue!"

„Aber, Doktor, das hätten Sie doch nicht tun dürfen," stotterte Caroline.

„Doch, Verehrteste, man wird mich in den nächsten Tagen in die Maison de Santé des Herrn Faultrier nach der Rue de Lourcine bringen, und ich zweifle sehr daran, ob ich von dort aus den Besuch machen kann, den ich Ihnen, teuerste Freundin, doch noch schuldig bin!"

Er versuchte zu lächeln.

Aber die Anstrengung der Fahrt und dieser Weg die Treppen hinauf auf dem Rücken des Dieners, das war doch zu viel gewesen. Er lag auf der Chaiselongue, sein Gesicht verzog sich, entsetzensvolle Schreie lösten sich aus seinem Munde, denn der schauerliche Krampf, den er kannte, vor

dem er sich wahnsinnig fürchtete, den nur das Morphium zu stillen vermochte, setzte jetzt ein und lief vom Rückgrat bis in die Fußspitzen hinunter.

Caroline wußte sich keinen Rat.

„Machen Sie eine Injektion, Pierre," winselte Harry den Diener an. Und nun sah Caroline zum erstenmale in ihrem Leben das Grausige in seiner ganzen Furchtbarkeit. Sein Arm, den der Diener jetzt entblößte, war nur noch ein von schlapper, gelber Haut überzogener Knochen, aber in dieser Haut reihte sich Nadelstich an Nadelstich, durch die das beruhigende, aber die letzten Kräfte verheerende und aufsaugende Gift den Weg in den dem Tode verfallenen Körper gefunden hatte.

Keines Wortes mächtig, starrte Madame Jaubert Harry an. Was war aus ihm geworden, aus dem fröhlichen Dichter, der vor Jahren der Ausgelassensten einer in ihrem literarischen Salon gewesen? Wie der Körper eines Kindes von zehn Jahren sah das aus, was sich hier in wildem und wahnsinnigem Schmerze auf dem Sofa wand. Kein Leben mehr in diesen Füßen, die völlig abgestorben zu sein schienen, die verdreht waren, so daß sich die Fersen an der Stelle der Reihen zeigten.

Endlich ließ der Krampf nach. Das Gift tat seine Wirkung.

„Morphine, meine letzte Freundin und Liebe," stöhnte Harry. „Wenn du nur nicht so teuer wärest! Fünfhundert Francs habe ich in den letzten Monaten für dich verbraucht! Aber, Madame Jaubert, Sie kommen in die Maison de Santé und Sie besuchen mich!"

„Aber gewiß, Doktor, das verspreche ich Ihnen!"

Caroline dankte dem Himmel, als der Diener ihn wieder glücklich hinuntergetragen hatte, ohne daß ein zweiter Krampfanfall eingetreten war.

So nahm Harry Abschied von Caroline Jaubert. So nahm er ein paar Stunden später Abschied von Mathilde und bezog ein Krankenzimmer bei Doktor Faurrier.

Und erst wenige Wochen weilte er dort, von der erhofften Besserung zeigte sich keine Spur, da erscholl der Sturm des Aufruhrs aufs neue in den Gassen von Paris.

Der große Freund der Freiheit, der hier reglos in den Kissen ruhte, der sich jetzt nicht mehr allein zu erheben vermochte, hatte nur ein müdes Lächeln für den Völkerfrühling, der nun anzuheben schien.

Johlende und singende, schreiende und jauchzende Haufen durchzogen die Rue de Lourcine, in deren Krankenhause ein Märtyrer der Freiheit mit dem Tode rang.

Die Februarrevolution des Jahres 1848, welche die Geburtsstunde von Deutschlands Parlamentarismus werden sollte, war in Paris ausgebrochen.

Und zum drittenmale in seinem Leben vernahm Harry das hohe Lied des Rouget de Lisle.

Da schluchzte er völlig fassungslos geworden in seine Kissen. Er vermochte sich nicht zu regen. Die Klänge des Marsches trafen sein Ohr, sie drangen in sein Herz, aber sie weckten kein Zucken mehr in seinen Gliedern, die das Rückenmarksleiden, an dem er langsam dahinsiechte, für immer zerbrochen hatte.

„Allons, enfants de la patrie!“

Er konnte nicht mehr mit. Seine Kraft war dahin. Nur noch schluchzen und weinen konnte er wie ein Kind!

Kalt lief es ihm über den Rücken, wie stechende Nadeln, tausend, hunderttausend an der Zahl, bohrte sich der Schmerz in seine fleischlosen Arme.

„Gesund muß man sein oder tot, aber nicht so,“ schluchzte er, „ich habe keine Kraft mehr für die Revolution!“

XXXVII.

Die durch den Ausbruch der Revolution verursachte Unruhe in Paris war nichts für den Kranken. Auf Anraten der Ärzte Gruby und Faultrier verließ er das Sanatorium in der Rue de Lourcine. Mathilde packte ihn auf und fuhr mit ihm nach Passy. Aber der Aufenthalt in dem lieblichen Städtchen war nur von kurzer Dauer. Schwere Anfälle, die eine schlimme Wendung in seinem Zustande befürchten ließen, stellten sich ein. In dem Bewußtsein, in Paris die Hilfe der Ärzte, Medikamente und Pflege rascher und leichter bei der Hand zu haben, kehrte Harry mit seiner Frau in die Stadt zurück.

In der Rue d'Amsterdam Nummer 50 fand er eine neue Wohnung, die seine letzte irdische Leidensstation werden sollte. Tolle Gedanken und abenteuerliche Pläne zermarterten sein gequältes Gehirn. In seinem Arbeitszimmer hatte man ihm ein Lager auf die Erde bereitet. So hatte er das gewünscht, damit er sich, kriechend und auf beide Hände stützend, vorwärtsbewegen konnte, denn das Aufstehen aus einem Bette wäre ihm ein Ding der Unmöglichkeit gewesen. Auf dem blanken Fußboden lag eine Matratze, eine ebensolche war wider die Wand gelehnt. Und dieses Schmerzenslager, auf dem er unausgesetzt neuen dichterischen Plänen nachhing und sich den abenteuerlichsten Vorstellungen überließ, nannte er scherzend seine Matratzengruft!

Neben den literarischen Entwürfen, die seinen ruhelosen Geist hier unausgesetzt Tag und Nacht beschäftigten und ihn nie zur Ausspannung kommen ließen, waren es vor allem zwei fixe Ideen, die ihn jetzt beherrschten. Die eine war der Wunsch, der hochbetagten Mutter in der Heimat das Wesen seiner Krankheit und das Furchtbare seines Zustandes zu verheimlichen, und die andere glich einem Dämon, der

ihn in seinen Krallen hielt und nimmer loslassen wollte. Er bildete sich ein, Mathilde, die ihm nun Jahre zur Seite gestanden, sei ihm nicht treu. Eine wahnsinnige Eifersucht hatte sich seiner bemächtigt, die vor keinem Mittel, sich Gewißheit über Mathildes Tun und Lassen zu verschaffen, zurückschreckte, und wäre auch sein Handeln der unmittelbare Anlaß zu seinem Tode gewesen. Und noch ein drittes kam hinzu, um ihm sein qualvolles Leiden zu einer wahren Höllenpein zu gestalten. Die Furcht, die er gleich beim Eintritt jener ersten Lähmung seines linken Auges Dr. Gruby gegenüber geäußert hatte, ließ und ließ ihn nicht. So hell und folgerichtig er auch dachte, so klar und wundersam er noch zu arbeiten und zu schreiben vermochte, wie ein widerliches, naßkaltes Gewürm kroch diese wahnsinnige Angst empor am seinem siechen Leibe und schnürte ihm die Kehle zusammen. Er war überzeugt davon, daß es nur noch eine Frage der Zeit sei, wann die entsetzliche Krankheit das Gehirn ergriffe, wann es vorbei wäre mit seinem Denken und Dichten, wann er wie ein nutzloses Vieh in ein Irrenhaus eingesperrt werden müßte, ein Elender, der von dem Wärter gefüttert werden muß, der seine Notdurft in den Kissen seines eigenen Lagers verrichtet. Das war das Furchtbarste und Letzte, was ihm vor seiner Phantasie in der Matratzengruft, von der er er sich kaum mehr erheben konnte, stand, und wenn diese Gedanken ihn nicht ließen, dann griff er hastig nach dem Fläschchen, in dem man das schmerzenbannende Morphium für ihn bereit hielt, dann konnte ihn nur der eine Gedanke beruhigen, daß eine stärkere Dosis des wunderbaren Giftes genüge, um mit einem Schlage allen seinen Leiden ein Ziel zu setzen.

Mathildes Schlafzimmer stieß an den Raum, in dem man ihm seine Matratzengruft hergerichtet hatte. Die Tür, die in dieses Zimmer führte, war von dem Rande seines Lagers etwa vier Meter entfernt. Sein Gehör aufs äußerste anspannend, pflegte Harry oft Stunden und Stunden zu

lauschen, ob Mathilde schlief, ob sie allein war, ob sie sich nicht heimlich von ihm, dem Todkranken, den man zu nichts mehr gebrauchen konnte, entfernt hatte.

Als Mathilde eines Abends von einem Besuche bei einer Bekannten zurückkehrte, fand sie ihn ohnmächtig vor dieser Tür. Suzanne war natürlich dem Verbot zuwider auch für ein Stündchen weggegangen und hatte Harry allein gelassen. Er hatte gelauscht und gelauscht. Keinen Sterbenston hatte er in der einsamen Wohnung vernommen. Und den letzten Rest seiner Kräfte zusammenraffend, hatte er sich von der Matratze heruntergleiten lassen, sich auf die beiden Hände gestützt und war so nach der Tür gekrochen, einen Laut von Mathilde zu erhaschen. Stundenlang mochte er in tiefer Ohnmacht gelegen haben, bis Mathilde nach Hause zurückgekehrt war und ihn so fand.

Am nächsten Tage bat sie Doktor Gruby, doch noch einmal zwei berühmte Autoritäten hinzuziehen zu wollen und mit diesen zu beratschlagen, ob denn gar nichts gegen Harrys Krankheit zu unternehmen sei.

Ein langes Konsilium fand statt. Die medizinischen Größen, die Gruby mitgebracht hatte, nannten sich Chomel und Rostan. Chomel meinte:

Der Kranke müsse schleunigst fort aus Paris. Er solle sich rasch entschließen und nach Nizza übersiedeln, das milde Klima des Südens werde seinem Leiden zuträglich sein.

Harry wehrte sich. Auf seinem Leidenslager hatte er schon wieder einen neuen phantastischen Plan gefaßt. Er wollte nicht nach Nizza, nach Hamburg wollte er. Einen Matratzenwagen sollte man ihm bauen, in diesen ihn verladen und nach Hamburg bringen, damit er dort in den Armen von Mutter und Schwester sterben könne. Er wollte nichts mehr von Frankreich, von Paris, von Mathilde wissen.

Mathilde begann zu weinen.

Sofort schlug Harrys Stimmung um. Er tröstete sie. Ein freundliches Lächeln trat auf seine blutleeren Lippen

und wie Sonnenschein huschte es einen Moment über sein aschfahles und fleischloses Gesicht.

Ein solcher Plan sei wahnsinnig, undurchführbar, nach Hamburg, jetzt am Anfang des Winters in das mörderische Nebelklima, entschied Chomel.

„So machen Sie einen anderen Vorschlag. Nizza wird nichts fruchten, ich will nicht nach Nizza," sagte Harry. „Wissen Sie denn gar nichts mehr, Doktor, sind denn die Arsenale Ihrer Kunst schon erschöpft?"

Chomel flüsterte mit Rostan.

„Nun, heraus damit, Doktor, wenn Sie noch etwas auf Lager haben," drängte Harry.

„Man könnte es mit der neuen Kur versuchen."

„Mit welcher Kur?"

„Sie meinen das im Hospital Bichat angewandte Verfahren, Herr Kollege?"

„Das meine ich allerdings!"

Wie ein Hoffnungsstrahl blitzte es da schon wieder in den Augen Mathildes auf.

„Aber das Verfahren ist schmerzhaft!"

„Gleichviel," entschied Harry, „wenn es Heilung, wenn es Rettung bringt!"

„Erleichterung und Linderung dürfte es wohl bringen," schränkte Chomel sofort ein.

„Dann wollen wir es versuchen," bestimmte Harry.

Und sein Leiden wurde durch die Kunst der Ärzte verdoppelt.

Die ganze Zeit war es für den Kranken eine Erleichterung gewesen, auf dem Rücken liegen zu können. Nachdem Chomel und Rostan ihre Operation vorgenommen, war ihm auch dieses ein Ding der Unmöglichkeit. Er lag auf dem Bauch. Schlaf kam nicht mehr auf seine Lider und die Leiden und Schmerzen ließen auch nicht um eine Idee nach.

Chomel und Rostan hatten ihm eine sogenannte Fontanelle längs der Wirbelsäule angelegt, durch diese sollte

die neapolitanische Salbe, die sie ihm verschrieben hatten, sicherer zum Mark vordringen. Die Wunde wurde künstlich offen gehalten und bereitete dem Unglückseligen unausgesetzte Qualen.

Er konnte nicht mehr weinen. Versiegt waren seine Tränen, seine Augen waren geschlossen und dennoch auf einen Punkt gerichtet, stundenlang, auf die Klinke der Tür, die der Tod in seiner Hand hielt und die der noch immer nicht öffnen wollte.

Und schon begann die Öffentlichkeit sich mit dem Leiden des totkranken Dichters zu befassen. Mancherlei Nachrichten über Art und Wesen seiner Krankheit schwirrten durch die Luft, fanden den Weg in die Presse und wurden nach Deutschland weitergegeben. Und alles verfolgte Harry, sein ruheloser und unbezwinglicher Geist, der nur noch in einer Ruine von Körper wohnte, schien auch der furchtbarsten der Krankheiten die Spitze bieten zu wollen. Und grausig und schauerlich huschte der beißende Sarkasmus, der zündende Witz, die bittere Ironie, wie einst im Leben, so auch in diesem qualvollen und jahrelangen Sterben, durch alles, was er sagte und schrieb.

Um den die ganze Welt erfüllenden Gerüchten den Boden zu entziehen, entschloß er sich endlich selbst eine Erklärung über seine Krankheit zu veröffentlichen. Das schillernd, seltsam, grausig Frivole und Sentimentale seiner einzigartigen Persönlichkeit durchzitterte auch die furchtbaren Worte, mit denen er feierlich der Welt von seinem grausamen Leiden und nahenden Tode Kenntnis gab.

Kopfschüttelnd, erfüllt von maßlosem Staunen, lasen es seine Freunde, fanden es seine Gegner in den Zeitungen:

„Ich lasse dahingestellt sein, ob man meine Krankheit bei ihrem rechten Namen genannt hat, ob sie eine Familienkrankheit (eine Krankheit, die man der Familie verdankt), oder eine jener Privatkrankheiten ist, woran der Deutsche, der im Ausland privatisiert, zu leiden pflegt, ob sie ein

französisches ramollissement de la moëlle epinière oder eine deutsche Rückgratschwindsucht ist. So viel weiß ich, daß sie eine sehr garstige Krankheit ist, die mich Tag und Nacht foltert, und nicht bloß mein Nervensystem, sondern auch das Gedankensystem bedenklich erschüttert hat. Im vorigen Jahre mußte ich mich zu Bette legen und bin seitdem nicht wieder aufgestanden. Unterdessen, ich will es freimütig gestehen, ist eine große Umwandlung mit mir vorgegangen. Ich bin kein göttlicher Bipede mehr, ich bin nicht mehr der freiste Deutsche nach Goethe, wie mich Ruge in gesünderen Tagen genannt hat, ich bin nicht mehr der große Harry Nummer II, den man mit dem weinlaubumkränzten Dionysos verglich, während man meinem Kollegen Nummer I den Titel eines Großherzoglich Weimarischen Jupiters erteilte, ich bin kein lebensfreudiger, etwas wohlbeleibter Hellene mehr, der auf trübsinnige Nazarener heiter herablächelte ... ich bin jetzt nur ein armer, todkranker Jude, ein abgezehrtes Bild des Jammers, ein unglücklicher Mensch!"

Unter den Schriften und Manuskripten, die Harrys Lagerstätte in eine Bibliothek und einen Arbeitstisch wandelten, befand sich ein Buch, das er unter der Matratze barg, sobald irgend ein Besuch sich nahte. Dieses Buch war die Bibel. In den Schriften des alten Testaments, in den Psalmen, dem Buche Hiob, dem Hohenliede, den Sprüchen des Jesus Sirach, der Weisheit Salomos, den Klageliedern des Jeremias und vielen anderen, suchte und fand er den letzten Trost.

Wie der Quell, von dem all' sein Wesen ausgegangen, in den all' sein Wesen wiederzusammenströmen sollte, klingen diese hebräischen Melodien durch das letzte seiner Werke, das noch bei seinen Lebzeiten erschien und die Welt noch einmal in Erstaunen und Bewunderung versetzen sollte.

Die Ärzte erlebten ein Wunder. Es schien, als sei die Krankheit außerstande, dieses unbeugsamen und glänzenden Geistes Herr zu werden, Jahre um Jahre vergingen, der

Tod, der schon so lange an die Tür gepocht, wartete und wartete, bis Harry den Romanzero vollendet hatte.

Das Buch flog in die Welt hinaus. In schauerlich schöner Sprache verkündete es Freunden und Feinden die ungebrochene Schaffenskraft des todkranken Dichters. Wie der Regenbogen der Sonne Strahlen, so fing es noch einmal alles Blitzen, Funkeln und Gleißen seines Geistes und Herzens auf und warf es dem verstehenden Leser in siebenfarbigem Bilde zurück.

Und noch niemals hatte ein Sterbender so zu seinem Volke, so zu der Menschheit gesprochen.

Der Familie in Hamburg, die ihn verraten, von der er glaubte, daß sie an seinem kläglichen Untergange allein schuldig sei, brannte der Romanzero mit seinen ersten Zeilen ins Herz!

„Wenn man an dir Verrat geübt,
Sei du um so treuer!
Und ist deine Seele zu Tode betrübt,
So greife zur Leier!

Die Saiten klingen. Ein Heldenlied
Voll Flammen und Gluten!
Da schmilzt der Zorn und dein Gemüt
Wird süß verbluten."

Die ach so weltenfernen, reinen Klänge seiner Jugend zogen durch das Buch und vermischten sich mit den grotesken Strophen, die an Morphiumspuk und Todesahnung geschulte Phantasie grausig geschaffen hatte.

Im fernen Hamburg las es Charlotte der nun 80jährigen Mutter vor, was da wie ein grandioses und letztes Feuerwerk, wie die Apotheose einer dem siechen Leibe schon fast entflohenen Seele, jenseits des Rheines aufgestiegen war.

„Und der Sklave sprach: Ich heiße
Mohammed, ich bin aus Yemen,
Und mein Stamm sind jene Asra,
Welche sterben, wenn sie lieben."

Starr waren die Augen der achtzigjährigen auf Charlotte gerichtet und Harrys Schwester senkte den Blick. Die Mutter sollte ihre Tränen nicht bemerken, und sie weinte doch leise vor sich hin.

„Lies weiter, Charlotte," drängte Frau Peierche, „ich will, ich muß noch alles hören, lies mir aus dem Buche der Lamentationen. Wie hieß es in dem Gedichte „An die Jungen", das ist ganz Harry!"

Und voll Stolz zitierte Charlotte, die es schon auswendig wußte:

> Ein kühnes Beginnen ist halbes Gewinnen,
> Ein Alexander erbeutet die Welt,
> Kein langes Besinnen, die Königinnen
> Erwarten schon knieend den Sieger im Zelt!"

„Und das andere, Charlotte, das letzte, das ist das schönste Gedicht des ganzen Romanzero, denn es ist das Bekenntnis seines ganzen Lebens! Lies das noch einmal, Charlotte. Was hat er darüber geschrieben?"

„Enfant perdu, Mutter."

Und die Mutter schluchzte: „Enfant perdu, nein, nein, Harry, enfant immortel!"

„Lies es noch einmal, langsam und eindringlich, Strophe für Strophe, damit mir kein Wort entgeht! Eine Ahnung sagt mir, daß dies das letzte Gedicht ist, das wir von ihm hören werden."

„Das kann schon sein, Mutter, es ist das letzte des Romanzero, und nach den Berichten aus Paris.... Gustav, Max und ich, wir haben uns entschlossen, hinzufahren und Harry zu besuchen, ihn noch einmal zu sehen, Mutter!"

„Könnte ich mit euch!"

„Das wünschten wir auch, Mutter, aber bei deinem Alter!"

„Besser, besser, ich behalte ihn gesund in meinem Geiste, ich sehe ihn so, wie er vor . . . wie lange ist es her, Charlotte . . ."

„Sieben Jahre, Mutter!“

„Ja, ach ja, wie er vor sieben Jahren fröhlich und guter Dinge, ein Gesunder, hier bei uns in Hamburg war. Aber jetzt lies, Charlotte, langsam, Wort für Wort, damit mir keines entgeht! Das letzte Lied aus dem Romanzero, Enfant perdu!“

Und es war in der Tat, als klänge etwas von der Seele des großen Bruders selbst aus der Stimme Charlottes. Frau Peierche wollte es wenigstens so bedünken. Und Charlotte selbst las sich in warme Begeisterung, in Feuereifer, in eine jähe Glut der Empfindung hinein, denn sie sah den Bruder, den todkranken, von dem sie wußte, daß er sich nicht mehr von seinem Lager zu erheben vermochte, noch einmal wie in jungen Jahren auf den Schanzen stehen und für die große Sache der Freiheit kämpfen.

Wie das letzte Bekenntnis seines Lebens traf es der Mutter Ohr:

Verlorener Posten in dem Freiheitskriege,
Hielt ich seit dreißig Jahren treulich aus.
Ich kämpfte ohne Hoffnung, daß ich siege,
Ich wußte, nie komm' ich gesund nach Haus.

Ich wachte Tag und Nacht . . ich konnt' nicht schlafen,
Wie in dem Lagerzelt der Freunde Schar . . .
(Auch hielt das laute Schnarchen dieser Braven
Mich wach, wenn ich ein bißchen schlummrig war).

In jenen Nächten hat Langweil' ergriffen
Mich oft, auch Furcht (nur Narren fürchten nichts),
Sie zu verscheuchen, hab' ich dann gepfiffen
Die frechen Reime eines Spottgedichts.

Ja, wachsam stand ich, das Gewehr im Arme,
Und nahte irgend ein verdächt'ger Gauch,
So schoß ich gut und jagt' ihm eine warme,
Brühwarme Kugel in den schnöden Bauch.

Mitunter freilich mocht' es sich ereignen,
Daß solch' ein schlechter Gauch gleichfalls sehr gut
Zu schießen wußte . . . ach, ich kann es nicht leugnen,
Die Wunden klaffen, es verströmt mein Blut!

Ein Posten ist vakant! . . . Die Wunden klaffen,
Der eine fällt, die andern rücken nach,
Doch fall' ich unbesiegt, und meine Waffen
Sind nicht gebrochen. . . . Nur mein Herze brach!

Charlotte hatte geendet. Sie und die Mutter sprachen kein Wort, war es ihnen doch beiden, als schreite der ungebrochene Geist des Sohnes und Bruders, der auch den siechen Körper, wie dies Lied bezeugte, gemeistert und überwunden hatte, mit ehernen Schritten durch das Zimmer.

Aber nicht nur bei Mutter und Schwester, nein in ganz Deutschland, fand dieser Romanzero, das einzigartige Bekenntnis eines sterbenden Dichters, den lautesten Widerhall. Und das Nachwort, das der Gefolterte seinen Gedichten zum Geleite gab, erregte gewaltiges Aufsehen.

„Da steht ein Dichter am Fenster seines Grabes," meinte ein Zeitgenosse, „und es ist, als hätte er keinen Teil mehr an der Welt, die er aus der Ferne schaut und bespottet."

XXXVIII.

Vier lange Jahre waren seit dem Erscheinen des Romanzero ins Land gegangen und noch immer war keine entscheidende Wendung in Harrys Zustand eingetreten. Allmählich begann das Morphium, an das sich der Kranke gewöhnt hatte, seine Dienste zu versagen. Doktor Gruby sah sich genötigt, immer stärkere Lösungen zu verschreiben, wenn er dem Kranken Erleichterung seiner Qualen und ein sanftes Hinüberdämmern in jenen Traumzustand ermöglichen wollte, der einem dauernden Rausche glich. Langsamer von Monat zu Monat führte Harry den Bleistift. In lichten Pausen einer scheinbaren Besserung, wenn die Schmerzen abklangen, war er noch immer damit beschäftigt, neue Gedanken in Vers und Prosa zu Papier zu bringen, an den „Geständnissen" und den „Memoiren" zu arbeiten, sein Testament aufzusetzen und Verfügungen über seinen literarischen Nachlaß und die französische Ausgabe seiner Schriften, vor allem im Interesse Mathildes, zu treffen.

Und so beflügelt Geist und Phantasie auch noch in diesen letzten Monaten und Wochen seines armen, dahinfliehenden Lebens waren, so schwer fiel seinem Körper die Arbeit. Nur mit der äußersten Anstrengung war er imstande, überhaupt noch etwas zu sehen und zu lesen, denn die Lähmung seiner Augenlider versetzte ihn in den trostlosen Zustand, daß er immer die Hand benötigte, um die ewige Nacht von seinen einst so strahlenden Augen zu bannen, und sich so für Minuten die Möglichkeit des Sehens zu schaffen. Ja, wenn er ein Wesen gehabt hätte, das ihm behilflich gewesen wäre, das nach seinem Diktate hätte schreiben können, das ihm die Arbeit des Lesens abnahm und mit sanfter Stimme das vortrug, was er gerade hören wollte und mußte. Aber so einsam, so entsetzlich einsam war es

um den Kranken geworden. Die Dauer dieses Leidens, die Gewohnheit, das ewige Einerlei dieser trostlosen Krankenstube stumpften mit der Zeit auch die besten Freunde ab. Mathilde, die sich aufopfernd Tag für Tag immer wieder aufs neue seiner Pflege widmete, war gewiß eine treusorgende Seele. Aber von dem, was sein Innerstes immer noch erfüllte und bewegte, vermochte er ihr nichts mitzuteilen, sie konnte nicht schreiben, sie verstand seine Sprache nicht, für sie war es ein Ding der Unmöglichkeit, ihm zur Seite zu stehen.

Die an seinem Rücken durch die Ärzte künstlich angelegte Wunde war wieder notdürftig geheilt, die Kur mit der neapolitanischen Salbe hatte nichts gefruchtet, sie war nur eine unnötige Quälerei gewesen. An jedem Vormittag erschien Doktor Gruby, sich nach seinem Befinden zu erkundigen und Verordnungen zur Linderung seiner Schmerzen zu treffen. Das war der einzige Lichtpunkt seines einförmigen und grauen Tages, dessen Stunden die Uhr auf seinem Kamine in monotonem Einerlei mühsam zusammentickte. Hie und da fand sich auch noch einer der alten Freunde ein.

Seine Geschwister Gustav, Max und Charlotte hatten ihren Plan ausgeführt. Sie waren nach Paris gekommen, ihn zu besuchen. Wochen hatte er sich darauf gefreut, ein göttliches Erlebnis war ja auch dieses Wiedersehen mit den Seinen für ihn gewesen, aber seine Schwäche, seine Schmerzen, der Rat des Arztes, ihn vor jeder Aufregung zu schützen, hatten diese arme Freude zu einer recht eingeschränkten gemacht. Nun waren auch die längst wieder abgereist, und die Totenstille seines Sterbezimmers brach wieder mit furchtbarer Grausamkeit über ihn herein.

Hie und da kam die Jaubert, die ihn, das wußte und fühlte er, bis zu seinem letzten Augenblicke nicht im Stich lassen würde. Auch die herrliche Fürstin Belgiojoso, deren feine Züge er immer voll Begeisterung gerühmt hatte, machte ihm ihren Besuch. Aber dann war es wieder still. Am

liebsten versenkte er sich in die Blätter, die er mit den noch immer so zierlichen Buchstaben seiner feinen Handschrift bedeckt hatte. Und einem Teile seiner „letzten Gedichte“ gab er in Anspielung auf sein eigenes Schicksal den Titel: „Lazarus“.

Seine Stimmung wechselte. Sie war nicht immer ruhig und gottergeben, auch die Wut und die Verzweiflung, der Haß und die Feindschaft vermochten ihn noch zu packen, wenn er der Verwandten in Hamburg gedachte, durch deren Vorgehen er doch schließlich in diese Lage gekommen war. Sein „Lazarus“ sprach darüber. Voll grausigen Schmerzes und wilder Wut hatte er die Verse niedergeschrieben, die immer und immer wieder in lichten Momenten wie ein wilder Spuk durch sein Gehirn zogen.

„Sie küßten mich mit ihren falschen Lippen,
Sie haben mir kredenzt den Saft der Reben,
Und haben mich dabei mit Gift vergeben,
Das taten mir die Magen und die Sippen.

Es schmilzt das Fleisch von meinen armen Rippen,
Ich kann mich nicht vom Siechbett mehr erheben,
Arglistig stahlen sie mein junges Leben,
Das taten mir die Magen und die Sippen.

Ich bin ein Christ . . . wie es im Kirchenbuche
Bescheinigt steht . . . deshalb, bevor ich sterbe,
Will ich euch fromm und brüderlich verzeihen.

Es wird mir sauer, ach, mit einem Fluche,
Möcht' ich weit lieber euch vermaledeien,
Daß euch der Herr verdamme und verderbe!“

Es war jetzt zu Beginn des Jahres 1855, da weckte eines Nachmittags eine wunderseltsame Musik den sterbenden Dichter aus seinem Morphiumrausche.

„Was ist das, Mathilde?“ fragte Harry und sah seine Frau, die eben in das Krankenzimmer trat, mit fast er-

loschenem Blicke an, indem er mit der Hand das Lid seines rechten Auges in die Höhe schob.

„Eine Fremde, sehr vornehme Dame aus Deutschland, Henri!"

„Hat sie ihren Namen nicht genannt?"

„Nein, Henri. Sie gab mir diesen Brief. Wir haben drüben eine Weile miteinander geplaudert. Sie spricht sehr gut französisch. Sie sah das Klavier im Zimmer und fragte mich, ob sie mir eine ihrer Kompositionen vorspielen dürfe. Ich dachte, du hörtest es nicht, und sagte ja. Da vernahm ich, daß du dich regtest, und komme, dich zu fragen, ob sie abbrechen soll? Es scheint, daß sie gar nicht bemerkt hat, wie ich mich entfernte, so sehr ist sie in ihre Melodie vertieft!"

„Laß' sie weiter spielen, Mathilde, es geniert mich nicht. Im Gegenteil, als ich eben erwachte, hatte ich eine wundersame Vision, mir war, als sei ich droben, im Himmel wahrscheinlich, jedenfalls nicht in diesem Zimmer, und als ob Engelein auf den Wolken säßen und meine Verse sängen!"

Mathilde lächelte. Daß er immer noch scherzen konnte, dachte sie.

Plötzlich brach die Musik im Nebenzimmer ab. Die fremde Dame schien bemerkt zu haben, daß Mathilde leise hinausgeschlichen war, daß also der Moment gekommen sei, in dem sie es für richtig hielt, Harry von ihrer Anwesenheit zu benachrichtigen.

„Lies mir den Brief vor, Mathilde."

„Er ist deutsch, Henri."

„Ach so, gib her! Was ist das für ein Siegel auf dem Brief, oder ist es kein Siegel, ich sehe nicht recht?"

„C'est une mouche," sagte Mathilde.

„Und einen Namen gibt die Fremde nicht an?"

„Nein, Henri, sie sei eigens nach Paris gekommen, um den Dichter des Romanzero zu sehen, hat sie gesagt."

„Öffne den Brief!"

„Hier, Henri!“

Mit Mühe las Harry endlich:

„Eine glühende Verehrerin Ihrer Lieder und Ihrer Person wagt es, Sie zu besuchen und Ihnen ihre schwachen Dienste anzubieten. Vielleicht können Sie jemanden gebrauchen, der der deutschen Sprache mächtig ist und nach Diktat schreiben kann?“

Wie ein Leuchten ging es über Harrys Gesicht, als er diese Zeilen gelesen.

„Ist sie hübsch, Mathilde?“ fragte er rasch.

„Sie ist nicht gerade hübsch, Henri, aber interessant. So fein ist sie, so schlank, so aristokratisch! Sie hat große, graue Augen, milchweißen Teint, ins Rote schillerndes, wundervolles Haar und Hände, herrliche Hände, weiße und kühle Hände, als wenn sie aus Marmor gemeißelt seien!“

„Das muß ja eine ganz besondere Person sein, die dich, Mathilde, zum Dichten anregt.“

Er las weiter.

„Besondere Gründe, die ich Ihnen vielleicht einmal später anvertrauen darf, zwingen mich, meinen Namen zu verschweigen. Entschuldigen Sie also, wenn ich nur mit dem Petschaft zeichne, das auch den Umschlag dieses Briefes gesiegelt hat!“

„Wie sagtest du, Mathilde, c'est une mouche? Ich lasse diese Mouche bitten!“

Mathilde ging.

Nach wenigen Minuten erschien die Fremde, genau so, wie Mathilde sie geschildert hatte, auf Harrys Schwelle.

Man sah es ihr an, daß es sie eine gewaltige Anstrengung kostete, beim Anblick des Dichters ihren Schmerz zu meistern. So schlimm hatte sie sich dessen Zustand nach den Schilderungen nicht vorgestellt.

Aber rasch ward sie ihres Schmerzes und Schreckens Herr.

„Sie entsetzen sich, Mademoiselle Mouche?“ sagte Harry und streckte ihr die abgezehrte Hand entgegen, auf deren

Rücken die blauen Adern zu sehen waren, als ob sie das Messer des Chirurgen bloßgelegt hätte.

„O nein, Herr Doktor!“

„Leugnen Sie nicht, Mademoiselle, man kann sich auch entsetzen!“

Die Fremde trat dicht an das Lager heran.

„Lassen Sie sich hier auf den Rand der Matratze nieder. Mademoiselle Mouche, damit ich Sie betrachten kann. Sie wollen mir bei meinen letzten Arbeiten helfen? Das ist lieb und gut von Ihnen!“

„Ich wäre glücklich, Herr Doktor, Ihnen mit meinen schwachen Kräften dienlich sein zu können.“

Harry deutete auf die vor ihm ausgebreiteten Schriftstücke.

„Da liegt die Ernte, Mademoiselle Mouche, die noch unter Dach gebracht werden muß.“

Mathilde gab der Mouche einen leisen Wink.

Schon merkte man dem Kranken die Anstrengung an, die ihn diese wenigen Worte gekostet hatten.

Die Mouche erhob sich.

„Und wann darf ich wieder kommen?“

„Morgen vormittag um zehn Uhr, da fühle ich mich immer am wohlsten,“ entschied Harry.

„Ich werde pünktlich zur Stelle sein, Herr Doktor!“

„Tun Sie das, denn wir haben noch sehr viel zu arbeiten, Mademoiselle.“

Als sie draußen war, sagte Harry zu Mathilde:

„Die Vorsehung scheint sie selbst geschickt zu haben, Mathilde! Ich kann allein nicht mehr schreiben . . . und sie, sie ist kühl und leicht wie ein Schatten. . .“

Dann sank er in die Kissen zurück. Der Rausch, der ihn für Minuten gelassen, umnebelte wieder sein Gehirn, und stundenlang lag er im Halbschlummer wachend und träumend da.

Und in der Tat, wie ein Schatten, ein lebendiges, aber

von den Nebeln des Geheimnisses, des nahenden Todes, fast der Unwirklichkeit, umflossenes Wesen, das ihm die Vorsehung, er selbst wußte nicht woher und warum, gesandt hatte, huschte die Mouche am folgenden und jedem neuen Morgen in das Sterbezimmer des Kranken. Matter und matter wurde Harrys Stimme von Tag zu Tag. Aber das Mädchen, das schon in der Heimat infolge der Nachricht seiner furchtbaren Leiden, durch die Lektüre des Buchs der Lieder und des Romanzero eine schwärmerische Neigung für den Dulder in Paris gefaßt hatte, vernahm des Dichters verklingende Sprache mit dem Ohr der Liebe. Wenn sie ihn verstehen und das, was er sagte, Tränen in den großen, grauen Augen, Todesqualen im eigenen Herzen, nachschreiben wollte, dann mußte sie den Kopf dicht seinen Lippen nähern, denn Harrys Stimme ging bald nur noch wie der Hauch des verwehenden Windes durch den Raum. Und dennoch fühlte sie den Atem seines glühenden Lebens über ihrem Haar, über Wangen und Lippen. Und er hing an ihr, die der letzte Anker seines untergehenden Schiffes, der Trost seiner Monate währenden Todesstunde geworden war, mit der Inbrunst, die der Gläubige dem erlösenden Muttergottesbilde entgegenbringt.

Sie war wie ein Schatten. Ihre Hand, die Mathilde gleich am ersten Tage bewundert hatte, drückte nicht. Wenn sie ihm die Kissen zurechtschob, dann schwand alles Harte, wenn sie diese Hand auf seine von kaltem Schweiß bedeckte Stirn legte, kehrte das Leben zurück. Der Mouche wundersame Berührung und Mathildes helle Stimme riefen ihn an jedem neuen Tage wieder weg von den Pforten des finsteren Grabes, die sich schon lange aufgetan hatten. Saß die Mouche an seiner Seite, dann war es ihm, als läge er schon Monde, schon Jahre in seinem Sarge und sähe durch gläserne Wände immer noch das buntbewegte Leben, an dem er kein Teil mehr hatte.

Monde und Monde gingen so dahin. Das Ticken der Uhr war das einzige Geräusch, dem der Kranke lauschte,

bis endlich die Stunde schlug, da sich die Tür des Zimmers öffnen mußte und die Mouche wie das Erlösung aus einer anderen Welt bringende Wesen in sanftem Gange über seine Schwelle schwebte. War sie ferne, dann plagte ihn die Ungeduld.

Lied um Lied begann wieder in seinem Kopfe zu leben, bald ein todtrauriges, bald ein Spottgedicht, bald ein scherzendes, das da klang und sang in seinem Innern, das hinflog zu der Mouche und bat und bettelte, bis sie kam, den Bleistift in die Hand nahm und das arme Lied, das schon entflattern wollte, aufschrieb.

War Harry allein, dann bekritzelte er kleine Zettel. Sie sagten der Mouche, mit welcher Sehnsucht er sie erwarte, wie lieb er sie habe, daß sie ja nicht zögern und morgen pünktlich kommen solle, weil es rasch zu Ende gehe, und daß sein Leiden in ihrer Abwesenheit schrecklich und nicht zu ertragen sei.

Und kam sie wieder, dann hauchte der Sterbende die wundersamen Melodien seines Lazarus in das Ohr der Mouche. Sie waren eins geworden, das Mädchen und der dem Tode Verfallene, er nur noch der Kopf, der dachte, sie, die zarte und weiche Hand, die sich willig seinen Gedanken fügte. Ihre Seelen schienen ineinandergeflossen, das Herz der beiden war eines, denn der Schmerz, der aus den Versen des lebendig Begrabenen klang, zitterte in der Seele der Mouche, ward ihr zum eigenen Erlebnis.

Und so schrieb sie Blatt für Blatt.

„Es kommt der Tod," begann Harry in einer stillen Stunde, da sie wie immer, Papier und Bleistift in den Händen, an seiner Seite saß.

„Nicht doch, Freund!"

„Schreibe, Mouche!"

Und schon stand es auf dem Papier.

Ihr Ohr lag dicht an seinen Lippen, wie leiser Schauer aus dem Jenseits klang es grauenvoll in ihre Seele, aber die Hand, die sein Wille führte, schrieb und schrieb:

„Jetzt will ich sagen,
Was zu verschweigen ewiglich
Mein Stolz gebot, für dich, für dich,
Es hat mein Herz für dich geschlagen!“

Ein seliges Lächeln lag auf dem verklärten und bleichen Gesichte der Mouche.

Harry bemerkte es wohl. Trübe Erinnerungen zogen durch seinen müden Kopf. Maly, Mathilde und die Mouche flossen in ein Einziges zusammen, da er leise weiter sprach, und das Mädchen schrieb. Und dennoch fühlte er, daß in diesem Augenblicke die große Liebe seiner fernen Jugend sein Herz eigentlich ganz allein beherrschte.

Leise hauchten seine Lippen. Und die Mouche, die jeden Ton mit dem Ohre der Liebe auffing, schrieb weiter:

„Der Sarg ist fertig, sie versenken
Mich in die Gruft. Da hab' ich Ruh'
Doch du, doch du, Marie, du
Wirst weinen oft und mein gedenken!“

Eine lange Pause entstand. Totenstille im Zimmer, die das Schluchzen der Mouche plötzlich unterbrach. Dann wieder tiefes Schweigen. Leise tickte die Uhr, leise wie der Sand, dessen letzter und karger Rest aus dem Stundenglase rinnt.

Eine lange Minute dämmerte der Kranke vor sich hin. Er war auf die Matratze zurückgesunken und lag wie ein Toter. Aber auf einmal bewegte er die Lippen. Die Mouche, die jede seiner Bewegungen mit Fieberhast verfolgte, legte das Ohr dicht an seine bebenden Lippen. Mit tränenumflortem Auge starrte sie auf das Blatt, das sie in zitternder Hand hielt, und der Bleistift gehorchte ihrem Willen. Sie schrieb weiter:

„Du ringst sogar die schönen Hände,
O, tröste dich, das ist das Los,
Das Menschenlos! Was gut und groß
Und schön, das nimmt ein schlechtes Ende!“

Harry schwieg. Atemlos lauschte die Mouche weiter. Und da kam es wie ein Hauch, im Wahn des allem Irdischen bereits Entrücktseins von seinen Lippen:

„Maly, ach Maly!"

Die Mouche raffte sich auf.

„Wir müssen enden, teuerster Freund, du kannst es für heute nicht mehr ertragen. Morgen schreibe ich weiter!"

Kein Wort.

Minuten verrannen wieder.

Auf einmal schrie er:

„Der Krampf, Mouche, der Krampf, Morphine!"

Sie wußte, wo die Flasche mit dem Gifte stand. Es war nicht das erste Mal, daß sie seinen Knochenarm entblößt, daß sie die feine Silbernadel mit sicherem Griffe in sein wundes Fleisch gestoßen hatte.

Und auch heute leistete sie wieder dem Freunde diesen Liebesdienst. Doktor Gruby hatte noch an diesem Morgen die Dosis wieder erhöht.

Schon nach wenigen Minuten tat die Lösung ihre Wirkung. Harry schlummerte hinüber und wie ein Schatten huschte die Mouche aus dem Zimmer.

In den folgenden Tagen hatte sich sein Befinden wesentlich verschlimmert. Es konnte, es durfte nur noch eine Frage von Wochen, am Ende von Tagen sein.

Mathilde und die Mouche ahnten und fühlten es.

Doktor Gruby bestätigte ihre Befürchtung. Er bestellte eine Nachtwache. Man konnte den Kranken, bei dem die Katastrophe stündlich zu erwarten stand, nicht mehr allein lassen. Und so hielt die Krankenpflegerin Kathérine Bourlois ihren Einzug in die Wohnung der Rue d'Amsterdam.

Seit Wochen hatte Mathilde kaum mehr geschlafen, seit Wochen die Mouche Stunde für Stunde des langen, ach so langen Tages an der Gruft des Scheidenden verbracht.

Aber trotz Kathérine Bourlois hielten die beiden Frauen stand.

Und noch einmal ward es besser. Noch einmal trat der Knochenmann, der schon am Kopfende dieses unerhörten Marterbettes stand, einen Schritt zurück, als wisse er, daß noch wundersame Gedanken in diesem ihm längst verfallenen Schädel spukten.

Der fahle Schein der winterlichen Sonne fiel durch das Fenster und malte tanzende Kringel an die Decke des Zimmers. Wie goldene Kronen schwebten diese zu Häupten des Kranken. einmal schien es der Mouche, als wolle er die Arme ausstrecken, der Sonne Strahlenbündel zu erhaschen. Als sei's eine Krone, die er sich um das arme Dulderhaupt winden wollte, dachte die Mouche. Aber Harrys Arme sanken schlaff herab. Seine Lippen öffneten sich: „Mouche, ach Mouche!"

Und plötzlich raffte er sich noch einmal zusammen.

„Bleistift, schreiben!" sagte er.

Schon saß die Mouche bereit.

„Schreibe darüber: An die Mouche!" gebot er leise.

Endlos lang wurden ihr diese Minuten. Sie wagte nicht, ihn zu unterbrechen, obwohl sie fühlte und wußte, daß er mit dem Diktate dieses Gedichtes die letzte arme Kraft seines Geistes für sie dahingab.

Erst viel später begriff sie, was sie in dieser schauerlich schönen Stunde des letzten geistigen Zusammenseins mit dem Sterbenden, den sie mit allen Kräften ihrer reichen Seele liebte, niedergeschrieben hatte, erst nach Wochen und Monaten gewannen die ewigen Verse dieser unvergeßlichen Abschiedsstunde in ihrem Kopfe faßliche Gestalt. Und wie eine Gloriole umschwebten sie diese Strophen, jedesmal, wenn sie sie wieder las, die sie in der Stunde ihrer Geburt vor lauter Schmerz und Weh nicht hatte fassen können.

Harry war in der Mitte seines letzten Gedichtes angelangt. Wie Töne aus dem Grabe selber flogen seine Verse durch das Zimmer, wie dunkles Nachtgeflügel, das mit bebenden Fittigen die Fenster einer menschlichen Behausung, der es entfliehen will, streift:

„Zu Häupten aber meiner Ruhestätt'
Stand eine Blume, rätselhaft gestaltet,
Die Blätter schwefelgelb und violett,
Doch wilder Liebreiz in der Blume waltet.

Du warst die Blume, du geliebtes Kind,
An deinen Küssen mußt' ich dich erkennen,
So zärtlich keine Blumenlippen sind,
So feurig keine Blumentränen brennen.

Fragt, was er strahlet, der Karfunkelstein,
Frag', was sie duften, Nachtviol' und Rosen,
Doch frage nie, wovon im Mondenschein
Die Marterblume und ihr Toter kosen!"

Das Blatt entfiel den Händen der Mouche. Sie beugte sich über den Kranken:

„Liebster, Bester!" stammelten ihre Lippen.

Und wie der letzte Hauch des Lebens ging der erste Kuß der Mouche über seinen bebenden Mund.

XXXIX.

Im Herbst des Jahres 1855 wurde Charlotte durch einen dringenden Brief nach Paris gerufen. Das Schriftstück war kaum zu entziffern, denn es stammte von Harrys Hand. Sie wagte nicht, es der Mutter zu zeigen, Tränen in den Augen, las und las sie es wieder. Was war aus der einst so wundervollen Schrift seiner eleganten Hand durch die entsetzliche Krankheit geworden! Das kaum lesbare Gekritzel eines Zitternden und fast Erblindeten, dessen Buchstaben in Wellenlinien zerrinnen, dessen Striche kraftlos über das Papier dahingeflohen sind.

Aber mit dem Auge der schwesterlichen Liebe, mit dem Charlotte noch jede seiner Zeilen gelesen, gelang es ihr, auch Harrys letzten Brief zu verstehen. Er flehte sie an, doch die zu Beginn der schlechten Jahreszeit gewiß beschwerliche Reise nicht zu scheuen und ihn noch einmal zu besuchen, weil es in aller Kürze mit ihm zu Ende sei. Wenn es möglich wäre, sollte sie sich doch von ihrem Sohn Ludwig begleiten lassen, da er die Absicht habe, diesem die Verwaltung seines literarischen Nachlasses zu übertragen.

Gegen Ende des Oktober reiste Charlotte ab und traf ein paar Tage später in Paris ein. Sie befand sich in Begleitung ihres Bruders Gustav, weil Ludwig in letzter Minute an der Abreise verhindert worden war.

Ein müdes Lächeln huschte über Harrys verfallenes Gesicht, als Bruder und Schwester zu ihm in das Sterbezimmer traten.

Er raffte den letzten Rest seiner Kräfte noch einmal zusammen und reichte beiden die Hand.

„So sehen wir uns wieder," kam es tonlos aus seinem Munde.

Charlotte und Gustav nahmen sich zusammen. Er sollte

nicht sehen, wie den beiden bei seinem bejammernswerten Anblicke unaufhaltsam die Tränen in die Augen stiegen.

Mathilde hielt sich in einiger Entfernung. Vor den Verwandten ihres Mannes, mit Ausnahme des fröhlichen alten Onkel Salomon, empfand sie immer eine gewisse Scheu, die sie auch in den langen Jahren ihrer Ehe nicht abgelegt hatte.

„Was hast du wegen des Wohnens deiner Verwandten beschlossen, Henri?“ fragte sie.

„Charlotte soll drinnen in dem kleinen Alkoven, dicht neben meiner Gruft, schlafen, Mathilde,“ entschied Harry.

„Und Gustav? Die Wohnung ist doch sehr eng,“ wandte Mathilde ein.

„Charlotte soll in dem Alkoven schlafen,“ wiederholte er noch einmal. „Gustav muß ich schon bitten, ins Hotel zu gehen.“

„Aber so rege dich doch nicht über solche Fragen auf, Harry,“ ermahnte der Bruder.

„Du bleibst in meiner Nähe, Charlotte,“ bettelte er.

„Aber gewiß, Harry, wie das dein Wunsch ist! Ich bin doch nur um deinetwillen nach Paris gekommen, dir tausend Grüße von der Mutter und allen anderen zu bringen.“

„Mutter, Mutter ...“

Wie ein Schluchzen rang sich dies eine Wort noch einmal aus Harrys Brust.

Da erschien Dr. Gruby.

„Ich muß Sie schon bitten,“ sagte dieser sofort, „den Kranken so viel als möglich zu schonen. Mehr als eine Person darf unter keinen Umständen bei ihm im Zimmer sein!“

Mathilde und Gustav entfernten sich schweigend.

Charlotte blieb.

Nachdem Gruby seine Verordnungen getroffen und sich für heute verabschiedet hatte, mußte sich Charlotte, genau wie die Mouche, auf den Rand der Matratze setzen. Harry nahm

ihre Hand, streichelte sie lange und führte sie an seine Lippen. Mit den geschlossenen Lidern sah er aus wie ein Toter, dem der nächste seiner Lieben schon den letzten Dienst erwiesen und die Augen für immer geschlossen hat.

„Du siehst mich nicht, Harry," kam es von Charlottes Lippen.

„Doch, doch, Charlotte, und was mehr ist, ich fühle dich, ich trinke deinen Atem und spüre deine Nähe, wenn mein Auge auch nur noch einen Schimmer von dir hat! Aber vielleicht ist es gut so!"

„Warum, Harry?"

„Weil ich dich anders sehe, Charlotte, als ich dich bei meinem letzten Besuche in Hamburg gesehen habe. Und als ihr das letzte Mal in Paris waret, da haben meine Augen doch auch schon fast vollständig ihre Dienste versagt!"

„Anders, Harry?"

„Ja, ganz anders, Charlotte. Wie alt bist du denn jetzt?"

„Ich bin in diesen Tagen 55 Jahre geworden, Harry, du weißt doch, ich gehe mit meinem Jahrhundert."

„Richtig! Und siehst du, deshalb ist es so gut, Charlotte, daß ich dich vor dem Auge meines Innern so ganz anders sehe! Du warst so schön, Charlotte. Ich sehe deine Runzeln und Falten, ich sehe deine grauen Haare nicht! Ich höre nur deine liebe Stimme, Charlotte, die sich auch durch die Jahre nicht verändert hat!"

Er schwieg.

Das lange und ununterbrochene Reden hatte ihn angegriffen.

„Willst du, daß ich gehen soll, Harry?"

„Bleibe, Charlotte, darum bist du doch gekommen. Für dich muß ich doch noch ein bißchen Zeit übrig haben!"

Sie sagte kein Wort. Sie fühlte, welche gewaltige Erregung dieses Wiedersehen im Innern des Kranken hervorrufen mußte, und sie hielt es für besser, ihm möglichst keinen Anlaß zu seelischer Erschütterung zu geben.

Da war es einen Moment, als husche ein seliges Lächeln, wie noch nie in all' den langen Jahren seiner Krankheit, über Harrys Gesicht.

„Weißt du, wo ich bin, Charlotte?“ kam es aus seinem Munde.

„Wo, Harry?“

„In der Bolkerstraße in Düsseldorf, Charlotte! Ich stehe in unserer alten Küche, Charlotte, und mause Mutter eine frische Mazze, die sie zum Osterfeste bäckt!“

„Aber Harry!“

„Doch, doch, Charlotte! Und du, du sitzest in der guten Stube, in der mit der blauen Tapete, weißt du noch, und weinst und weinst!“

„Warum weine ich, Harry?“

„Weil du das Thema deines Aufsatzes vergessen hast!“

„Und was tust du, Harry?“

„Was ich tue, Charlotte? Ich lache dich aus, fest und böse lache ich dich aus!“

„Nicht doch, Harry, du warst nie böse zu mir!“

„Wirklich, Charlotte? Sage das noch einmal, daß ich nie böse zu dir war! Das tut mir so wohl, Charlotte!“

„Niemals, niemals warst du böse zu mir, Harry!“

„Und jetzt sitze ich vor der Platte von dem alten Kaunitz in der blauen Stube der Bolkerstraße, Charlotte, und schreibe eine Geschichte von einem Mohren und einer Königstochter und einem Zauberer, weißt du noch, Charlotte? Und dann stampfe ich auf den Fußboden und sage: Ich will doch ein großer Dichter werden!“

„Alles weiß ich noch, Harry!“

„Das waren schöne Zeiten, Charlotte, weißt du noch? Erinnerst du dich noch der Rose?“

„Welcher Rose, Harry“

„Schallmeyers Tochter!“

„Aber gewiß!“

„Und dann, weißt du, wer das rote Sepherl und das

Weib des Henkers war, meine Hexe von Endor, ach, Charlotte! Wie das alles wiederkommt, wenn ich deine liebe Nähe spüre!"

Mathilde steckte den Kopf zur Tür herein.

„Du mußt jetzt wirklich ruhen, Harry!"

„Nein, Charlotte!"

„Doch, doch, du mußt ruhen. In einer Stunde komme ich wieder und plaudere mit dir noch einmal von der Bolkerstraße."

„Ach ja, Charlotte, von Vaters Laden. Wie hieß der doch?"

„Wer, Harry?"

„Der lustige Friseur, Charlotte, der Vater immer des Morgens so schön machte, wenn er in das Geschäft ging?"

„Das weiß ich wirklich nicht mehr, Harry!"

„Doch, doch, ich weiß das noch ganz genau; er hieß Roubin, er hat einmal mit uns Kaffee getrunken, Charlotte, als die Franzosen durch die Bolkerstraße gezogen sind."

„Richtig, Harry! Aber jetzt mußt du ruhen!"

Charlotte schlüpfte hinaus.

Ermattet sank Harry in die Kissen zurück. Aber wie der Hauch eines letzten Glückes lag es wieder und wieder auf seinen Zügen, wenn der ferne Traum der schönen Kindheit am Rheine ihn in Charlotte aufsuchte und etwas wie Märchenzauber von diesem aus über seine Leidensstätte ging.

Charlotte tat, wie er geheißen. In dem kleinen Alkoven neben seinem Zimmer ließ sie sich ihr Lager bereiten, und oft, tief in der Nacht, wenn das Stöhnen und Wehklagen durch die immer offen stehende Tür aus der Gruft des Bruders an ihr Ohr drangen, stand sie leise auf, huschte zu ihm herein und legte die Hand auf seine Stirn. Dann schwand das Grauen aus seiner Seele, dann zogen der Düsseldorfer Kindheit goldene Tage wieder und wieder durch die von dem scharfen Duft der Medikamente erfüllte Stube im fernen Paris.

Gustav reiste nach einigen Tagen ab. Aber Charlotte

blieb Woche um Woche in Paris. Harry hatte genügend Zeit, ihr die nötigen Verhaltungsmaßregeln für ihren Sohn Ludwig zu geben und alle Einzelheiten in Bezug auf die Verwertung seines literarischen Nachlasses zu bestimmen.

Da rief sie gegen Ende Dezember eine schlimme Nachricht nach Hamburg zurück. Eines ihrer Kinder war ernstlich krank geworden und bedurfte ihrer Pflege.

Blutenden Herzens nahm sie von dem Bruder für immer Abschied. Sie wußte, daß sie ihn nie mehr lebend wiedersehen würde.

Was Harry an diesem Abschiedsmorgen litt, ging über Menschenkräfte. Aber seine heroische Natur faßte sich doch noch einmal zusammen, als Charlotte den letzten Kuß auf seine Stirn hauchte und wie Windesgeflüster kam es aus seinem Munde:

„Sage der Mutter nichts, Charlotte, sie erfährt es früh genug! Küsse die Mutter, Charlotte . . und . . und . ."

„Was wolltest du noch sagen, Harry?"

„Grüße Deutschland, das arme Deutschland und meinen Rhein . . ."

Dann brach er zusammen.

Und wieder schlichen die einsamen Wochen dahin. Nur Mathilde, die Mouche und die Wärterin, die die Nachtwache hatte, betraten die Krankenstube. Alle paar Tage erschien Madame Jaubert für Augenblicke, sich nach seinem Befinden zu erkundigen, denn von einer Unterhaltung durfte und konnte jetzt nicht mehr die Rede sein.

Das den ganzen Körper verheerende Leiden, dem sich schließlich auch der stärkste Geist nicht mehr gewachsen zeigte, hatte Schritt für Schritt alle inneren Organe ergriffen. Herz und Lunge waren kaum mehr dazu imstande, den Anforderungen zu genügen, die das immer noch in diesem verfallenen Leibe glimmende Leben an sie stellte. Und gegen Ende des Januar konstatierte Dr. Gruby den Beginn der Auflösung. Das an Armen und Beinen sich zeigende Ödem

war der sichere Vorbote des nahenden Todes. Der Stoffwechsel hatte aufgehört, das Blut begann sich zu zersetzen. Das Serum trat zwischen die Aderwände und das Bindegewebe.

So kam der Februar heran.

Es war am Morgen des dreizehnten.

Caroline Jaubert hatte sich noch einmal in die Rue d'Amsterdam begeben. Sie betrat Harrys Wohnung in dem Augenblicke, als man, sein Lager zu glätten, ihn von der Matratzengruft auf die in seinem Arbeitszimmer stehende Chaiselongue trug. Mathilde war unsichtbar. Sie saß in ihrem einsamen Schlafzimmer und weinte. Sie konnte sich nicht mehr beherrschen, und Dr. Gruby hatte es ihr streng untersagt, vor dem Kranken ihre Tränen sehen zu lassen.

Leise traf Harrys Stimme, den Kathérine Bourlois wie ein kleines Kind auf den Armen trug, Madame Jauberts Ohr.

„Die Zeit ist kurz, teuerste Freundin," hörte sie ihn da sprechen, „und die Ewigkeit ist lang. Schieben Sie Ihr Wiederkommen nicht zu weit hinaus, das wäre unvorsichtig!"

Caroline war zu keiner Antwort fähig. Sein Anblick, wie er da in den Armen der der Bourlois hing, war zu furchtbar, noch furchtbarer als damals, da ihn der Diener auf dem Rücken in ihre Wohnung hinaufgetragen hatte.

Sie bedeckte das Gesicht mit beiden Händen und entfernte sich schluchzend.

Es war das letzte Mal, daß Sie ihn lebend gesehen hatte.

Und wieder verging ein Tag.

Die Tür seines Zimmers öffnete sich und die Mouche schwebte zum letztenmale wie ein Schatten über seine Schwelle.

Er fuhr mit der Hand nach seinem rechten Auge, schob das Lid weit zurück und flüsterte:

„Ich will dich noch einmal sehen. Schiebe deinen Hut zurück!"

Schweigend und zitternd, keines Wortes fähig, gehorchte die Mouche.

„So," sagte er. Und dann kam es rasch und unvermittelt aus seinem Munde:

„Auf morgen, Mouche, nicht ausbleiben, hörst du!"

So drängte er sie selbst hinaus. Er konnte keinen Menschen mehr ertragen. Aber wie liebkosend, als berühre er das Gesicht der Mouche, fuhr in diesem Augenblicke seine Hand über die Kissen.

Eine Nacht voll Schrecken kündete das Ende dieses unerhörten Dulderdaseins jetzt endlich an. Krämpfe und Ohnmachten wechselten miteinander ab, die stärksten Dosen Morphium, zu denen Gruby sich in letzter Stunde entschlossen, die für jeden anderen, der nicht in diesem Maße an das Gift gewöhnt war, tötlich gewesen wären, versagten ihre Dienste. Heftiges Erbrechen stellte sich ein, das Zeichen, daß kein Linderungsmittel mehr fruchten konnte.

Schon am frühen Morgen erschien Dr. Gruby.

Er hatte nach den Erfahrungen des vergangenen Tages kaum mehr daran gedacht, den Kranken noch immer am Leben zu finden. Aber gegen Morgen war eine kleine Besserung eingetreten. Dr. Gruby glaubte seinen Augen nicht trauen zu dürfen.

Harry lehnte an der an der Wand aufgestellten Matratze und hatte den Bleistift in der Hand.

„Ja, er schrieb sogar wieder auf das vor ihm liegende Papier.

„Muß ich jetzt sterben, Doktor?"

Das war seine erste Frage, als der Arzt eintrat.

Dr. Gruby schwieg.

„Sagen Sie mir die volle Wahrheit, Doktor, muß ich jetzt sterben? Ich habe noch viel zu tun. Wie viel Stunden dauert es noch?"

Wieder schwieg Gruby.

Dann wandte er sich an die Bourlois und sagte leise:

„Rufen Sie Madame!"

Mathilde erschien.

„Ich frage Sie zum drittenmale, Doktor, ob ich jetzt sterben muß?“

Gruby sprach leise mit Mathilde.

Endlich hatte sich diese gefaßt.

Tonlos kam es von ihren Lippen:

„Willst du, daß ich zu dem Abbé Barrande schicke, Harry? Er wohnt jetzt ganz in der Nähe der Rue d'Amsterdam.“

„Warum sagen Sie denn mir nicht die Wahrheit, Doktor?“

Da faßte sich Gruby:

„Ja, es ist so weit.“

„Ich danke, Doktor!“

„Wenn Sie also den Abbé . . .“

„Nein, Doktor. Gott wird mir verzeihen, das ist sein Handwerk!“

Noch einmal zuckte das große, ironische Lächeln um Harrys Lippen. Der Doktor reichte ihm die Hand.

„Ich komme heute noch einmal.“

„Ich danke Ihnen, Doktor!“

Als er draußen war, meinte Harry:

„Vier Tage habe ich noch zu arbeiten, so lange wird es wohl noch halten, Mathilde!“

Er war wieder allein mit der Bourlois.

„Ich will schreiben. Heben Sie mir das Papier und den Bleistift auf, sie sind mir entglitten.“

Die Bourlois tat ihm den Willen.

„Wenn ich noch vier Tage Zeit habe, Schwester Cathérine,“ meinte er jetzt, „dann ist mein Werk vollendet!“

Die Woche ging zu Ende und Harry lebte immer noch. Da trat in der fünften Nachmittagsstunde des Samstag die letzte Wendung ein.

Noch einmal richtete sich Harry, so weit er dazu imstande war, auf seinem Lager auf.

Er machte eine leise Bewegung mit den Armen.

Die Bourlois eilte herbei.

„Schreiben ... Papier ... Bleistift ... vernahm sie. Dann fiel der Körper wie leblos zurück. Langsam und leise arbeitete das Herz. Die Agonie hatte begonnen.

So lag er, ohne das Bewußtsein wieder zu erlangen, 12 Stunden. Das Röcheln seiner absterbenden Lungen, der leise Atem, der noch immer von seinen Lippen ausging, verrieten, daß die körperlichen Organe noch tätig waren, während sich sein Geist schon den Schatten der ewigen Nacht zugewandt hatte.

Auf die Bitte Doktor Grubys und der Bourlois begab sich die bis zum Tode erschöpfte Mathilde gegen Mitternacht endlich zur Ruhe.

Alles war vorüber. Die Augen, die so viele und endlose Nächte gewacht hatten, fielen ihr zu.

Etwa fünf Stunden hatte Mathilde geschlafen, als die Bourlois im Krankenzimmer an Harrys Lager trat. Das Röcheln war verstummt. Sie hörte nichts mehr.

Sie hob die Lampe und beleuchtete Harrys Gesicht.

Auf seiner Stirn perlte der Todesschweiß, die Kiefern waren geöffnet, das Herz schlug nicht mehr. Er war tot.

Sie weckte Mathilde nicht, sie ließ die Arme schlafen und ging lautlos aus dem Zimmer.

Der erste Besuch, der sich am folgenden Morgen meldete, war die Mouche.

„Es ist zu Ende, Mademoiselle!" flüsterte die Bourlois ihr zu. „Madame kann niemanden empfangen. Sie liegt in ihrem Schlafzimmer auf den Knien und betet und schluchzt. Wenn Sie ihn noch einmal sehen wollen."

„Ich bitte darum, Schwester Kathérine," erwiderte die Mouche.

„Dann kommen Sie! Ich habe ihn in den vorderen Salon getragen, weil doch Madames Schlafzimmer seiner Krankenstube dicht benachbart ist."

„Sie, Schwester Kathérine?"

„O, er ist federleicht, Mademoiselle. Das ist für unsereinen, der schwere Kranke zu heben hat, keine Leistung."

Die Bourlois ging voraus und die Mouche folgte.

Durch das große Fenster des vorderen Salons fiel das matte Licht der Februarsonne des siebzehnten und huschte über das Gesicht des Toten.

Vor seinem letzten Lager, das die Bourlois ihm hier in aller Eile errichtet hatte, sank die Mouche leise weinend in die Knie.

Schwester Kathérine entfernte sich. Den Schmerz dieser wollte sie nicht stören, denn eine Ahnung sagte ihr, mit welcher Kraft die den sterbenden Dulder geliebt hatte.

Wohl eine halbe Stunde währte ihre Andacht an der Leiche des Freundes, dann ging sie leise wie sie gekommen, ohne Mathilde gesprochen zu haben, wußte sie doch, daß ein Teil seines großen Herzens und sein ganzer Geist in den letzten Monaten nicht dieser, sondern ihr allein gehört hatte! Und nach vielen Jahren verkündete sie der Welt in ihren Erinnerungen, wie sie ihn zum letzten Male in der Abschiedsstunde geschaut:

„Wie eine Statue auf einem Grabmal in der erhabenen Unbeweglichkeit des Todes! Und nichts Menschliches war mehr in diesen kalten Zügen, nichts mehr, was an den erinnert hätte, der da geliebt, gehaßt und gelitten. Eine antike Maske, über welche die Ruhe des Todes die Eisschicht einer stolzen Gleichgültigkeit gelegt hat, ein bleiches Marmorgesicht, dessen schöne Linien an die erhabensten Meisterwerke der griechischen Kunst erinnerten!" So mit dem Auge der Liebe hat ihn die Mouche zum letzten Male geschaut."

„So lag dahingestrecket
Ihr Sohn, und der war tot,
Es spielt auf den bleichen Wangen,
Das lichte Morgenrot!"

XXXX.

Schluß.

Es war am Morgen des 20. Februar 1856. Nach einem langen und schweren Kampfe mit der Nacht erhob sich ein wolkenreicher Tag über Paris. Wohl kam die Sonne, doch sie leuchtete nicht. Von der Höhe des Montmartre sah die Riesenstadt heute aus wie ein wogendes Nebelmeer, aus dem gespenstisch Türme, Kuppeln, Säulen und Dächer emporstiegen. Und in den kahlen Ulmen des Friedhofs der Verbannten und Geächteten, der sich mit seinen Anlagen den Westabhang des Märtyrerberges hinabzieht, hingen die Nebel wie Trauerschleier.

Da bewegte sich durch die langgestreckte und eintönige Rue d'Amsterdam ein Häuflein Menschen, etwa hundert an der Zahl. Sie folgten dem Sarge Harrys. Deutsche Emigranten, die gleich ihm der Heimat entflohen waren, einige befreundete französische Journalisten und Schriftsteller, unter diesen Mignet und Gautier. Als der kleine Zug die Ecke der Place Clichy erreicht hatte und eben in die Avenue gleichen Namens einbog, schloß sich ein zufällig des Weges kommender, elegant gekleideter Herr dem Leichenkondukte an. Es war Alexandre Dumas. Nun ging es langsam die Höhe des Montmartre hinan.

Die Totengräber hatten es an diesem naßkalten Wintermorgen eilig. Weder ein Rabbi, noch ein Abbé waren gebeten worden. So hoben sie den schlichten Sarg, der federleicht und versenkten ihn in das frischaufgeworfene Grab, dessen Erde eine dünne, blütenweiße Schneeschicht, die im Laufe zu sein schien, als ob er keinen Inhalt berge, vom Wagen der Nacht gefallen war, bedeckte.

Niemand sprach ein Wort.

Die Schollen kollerten in dumpfem Falle auf den Sargdeckel. Hohl und leer, als spotte es allem Irdischen und Vergänglichen, klang es herauf.

Keine Viertelstunde, nachdem der Zug den Friedhof betreten hatte, war's getan.

Als sich die kleine Schar verlaufen hatte, trat eine schwarzgekleidete und tiefverschleierte Dame hinter einer der blattlosen, im Nebelwinde erschauernden Ulmen hervor. Ihre hohe Gestalt stand lange vor dem frischen Grabe. Sie schlug den Schleier nicht zurück, ihre Gesichtszüge waren nicht zu erkennen, aber man sah, daß sie weinte. In der Hand, deren wundersame Schlankheit der enganschließende schwarze Handschuh aus dänischem Leder nur noch hob, hielt sie einen immergrünen Lorbeer, den sie mit dunkelroten Rosen zusammengebunden hatte. Durch ihren Kopf zogen die Verse, die sie noch zu Beginn dieses Winters nach Harrys Diktate niedergeschrieben, und sie sprach sie an seinem Grabe leise vor sich hin:

„Keine Messe wird man singen,
Keinen Kadosch wird man sagen,
Nichts gesagt und nicht gesungen
Wird an meinen Sterbetagen!“

Dann legte sie den Lorbeer und die Rosen nieder und entschwand, entschwebte, wie sie einst an so manchem Tage lautlos über die Schwelle von Harrys Arbeits- und Sterbezimmer geschwebt war. Der Wind des nicht mehr fernen Frühlings erhob sich. Ein lauer Süd strich über die kahlen Wipfel der Ulmen des Montmartre, er riß an dem Lorbeer des toten Dichters und zerblätterte eine der roten Rosen, die letzte Liebe hier niedergelegt hatte, so daß hundert bunte Blumenblätter einen Moment wie Falter über diesem Grabe schwebten.

Die Mouche hatte den Ausgang des Friedhofs erreicht. Noch einmal blieb sie stehen und schaute zurück. In den kahlen Wipfeln der Ulmen sang und klagte es so seltsam.

Und plötzlich war es ihr, als verstände sie die Sprache der Bäume. Verse aus fernen Tagen trafen ihr Ohr, Verse, die wohl des Dahingegangenen ganzes Leben und Leiden in sich schlossen. Und wie eine Grabrede sprach die Mouche diese Verse vor sich hin:

„Ich hatte einst ein schönes Vaterland.
Der Eichenbaum
Wuchs dort so hoch, die Veilchen nickten sanft.
Es war ein Traum.
Das küßte mich auf Deutsch und sprach auf Deutsch
(Man glaubt es kaum,
Wie gut es klang) das Wort: Ich liebe dich!
Es war ein Traum!“

Von der Höhe des Montmartre schweiften die Blicke der Mouche weit, weit weg über die Riesenstadt des Lebens und der Freude, die Heilandsstadt, wie Harry sie einst genannt hatte, nach Osten. Aus den Wolken des Morgenhimmels brach eben ein goldener Sonnenstrahl hervor. Und der Mouche war es, als sende der aus weiter Ferne fromme Grüße, denn weit, weit dort drüben, hinter Wäldern und Höhen, floß ja der Rhein.

Eine knappe Minute hatte der Lichtblick gedauert, dann nahmen ihn die schwarzen Schneewolken in sich auf.